# Ewiges Deutschland

Ewiges Deutſchland

# König Heinrich I.

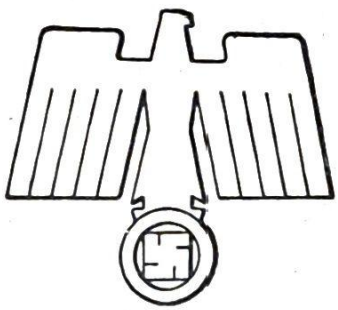
Er war der Erſte unter Gleichen, und es wurde ihm eine größere und wahre menſchliche Ehrfurcht entgegengebracht, als ſpäter Kaiſern, Königen und Fürſten, die ſie nach volksfremdem byzantiniſchen Zeremoniell forderten, je zuteil wurde. Er hieß Herzog und König und war ein Führer vor tauſend Jahren.

Reichsführer SS Heinrich Himmler

# Ewiges Deutschland

## Ein deutsches Hausbuch

Herausgegeben vom
Winterhilfswerk des Deutschen Volkes



1941
Verlag Georg Westermann
Braunschweig – Berlin – Hamburg

Die Auswahl ordnete und beſorgte Auguſt Friedrich Velmede

Die Schrift wird in der NS.-Bibliographie geführt
Berlin, den 16. Juli 1940
Der Vorſitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommiſſion zum Schutze des NS.-Schrifttums

3. Folge

Die Holzſchnitte ſchuf Ernſt von Dombrowſki, München
Copyright 1940 by Georg Weſtermann, Braunſchweig, Printed in Germany

Noch ſind in dieſen Stunden unſere Herzen erfüllt von den gewaltigen Ereigniſſen, die das nun zu Ende gehende Jahr uns Deutſchen gebracht hat. Das Jahr 1940 iſt zum Jahr der glorreichſten Siege der deutſchen Geſchichte geworden. Aber am Ende dieſes Jahres, an dem wir mit tiefſter Freude und Dankbarkeit feſtſtellen dürfen, daß ſich jetzt die Sehnſucht nach einem freien und mächtigen Deutſchland verwirklicht, wollen wir uns daran erinnern, daß es auch die Sehnſucht der beſten Deutſchen aller Zeiten iſt, die heute ihre Erfüllung findet. Viele dieſer Deutſchen, die Stimmen des ewigen Deutſchland, ſprechen aus den Blättern dieſes Buches, das vom Winterhilfswerk zum dritten Male in die Hände der deutſchen Familie gelegt wird.

Dr. Goebbels

# Bekenntnis des Generals von Clauſewitz

Ich ſage mich los:

von der leichtſinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein ſtumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindiſchen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beſchwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei ſein Vertrauen zu gewinnen;

von der falſchen Reſignation eines unterdrückten Geiſtesvermögens;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der ſündhaften Vergeſſenheit aller Pflichten für das allgemeine Beſte;

von der ſchamloſen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller perſönlichen und Menſchenwürde.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit eines Daſeins;

daß es dieſe mit dem letzten Blutstropfen verteidigen ſoll;

daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Geſetz zu gehorchen hat;

daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwiſchen iſt;

daß dieſer Gifttropfen im Blute eines Volkes in die Nachkommenſchaft übergeht und die Kraft ſpäter Geſchlechter lähmen und untergraben wird;

daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;

daß die Ehre des Königs und der Regierung eins iſt mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium ſeines Wohles;

daß ein Volk unter den meiſten Verhältniſſen unüberwindlich iſt in dem großmütigen Kampfe um ſeine Freiheit;

daß ſelbſt der Untergang dieſer Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes ſichert und der Kern des Lebens iſt, aus dem einſt ein neuer Baum die ſichere Wurzel ſchlägt.

Ich erkläre und beteure der Welt und der Nachwelt:

daß ich die falſche Klugheit, die ſich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichſte halte, was Furcht und Angſt einflößen können, daß ich die wildeſte Verzweiflung für weiſer halten würde, wenn es uns durchaus verſagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem, aber feſtem Entſchluſſe und klarem Bewußtſein der Gefahr zu begegnen;

daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weiſen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beiſpiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angſt unſerer Tage vergeſſe und die Weltgeſchichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung;

daß ich mich rein fühle von jeder Selbſtſucht, daß ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf, daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einſt in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

# Ulrich von Hutten

Ich hab's gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu -.

## An das Vaterland

Eberhard Wolfgang Möller

Du herrliches, du unſer Reich,
Das keines Fremden Wort ermißt,
Du Landſchaft, keiner andern gleich,
Die unſrer Träume Heimat iſt.

Du weiter Acker, tief gepflügt,
Du ſtiller Garten, dichtbelaubt;
Die Welt, ſie haßt; die Welt, ſie lügt,
Wie oft hat ſie dich ausgeraubt.

Wie oft haſt du den Zweig geſenkt,
Nach dem der Bettler achtlos langt,
Wie oft die freche Hand beſchenkt,
Die immer nimmt und niemals dankt.

Wie oft vergabſt du uns die Schuld,
So gut biſt du, ſo gut, ſo gut,
Du unerſchöpfliche Geduld;
Du tuſt, wie nur die Mutter tut.

Du hatteſt nie ein hartes Wort,
Das unſer hartes Wort vergalt.
Du blühteſt noch in Qualen fort
Und bliebeſt jung; wir werden alt.

Du bliebeſt ſchön; wir werden blind
Und werden wieder Spreu und Sand.
Doch du biſt über Zeit und Wind,
Du immer frühlingliches Land.

Wenn wir dereinſt zu Grabe geh'n,
O nimm uns auf, o laß uns ein!
Dich werden wir, dich immer ſeh'n
Und in dir ſtill und ewig ſein.

# Der Blinde

Paul Ernſt

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in einem Dorf ein armer Korbflechter, ein Witwer, mit ſeinen beiden erwachſenen Töchtern. Die Mädchen waren ſehr ſchön geweſen; in einer Pockenepidemie erkrankte die ältere, welche Marie hieß; ſie wurde wieder geſund, aber ihr Geſicht war mit Narben bedeckt und hatte alle Farbe verloren, die Augen waren glanzlos; von aller Schönheit war nur das wundervolle kaſtanienbraune Haar geblieben, das ihr bis an die Kniekehlen ging, wenn ſie es kämmte, und auch ihre ſchöne Stimme hatte ſich nicht verändert. Die jüngere, Eliſe, hatte ihre Schönheit behalten.

Das Häuschen des Korbmachers war das letzte im Dorf. An einem Abend klopfte ein fremder junger Mann und bat um ein Nachtlager. Er erzählte, daß er ſeit einem Jahr erblindet ſei und nun ſein Handwerk, er war Schloſſer, nicht mehr ausüben könne. Da ſeine Eltern arm ſeien, ſo dürfe er ihnen nicht zur Laſt fallen, und ſo ſei er nun ſeit langer Zeit auf der Wanderſchaft, um zu ſuchen, ob er nicht irgendwo eine Beſchäftigung finde, für die man einen Blinden gebrauchen könne. Er habe bereits in anderen Häuſern um ein Nachtlager angeſprochen, ſei aber überall abgewieſen.

Der Vater verlangte dem beſcheiden und anſtändig wartenden Jüngling ſeine Ausweispapiere ab, ſetzte ſich die Brille auf und ſtudierte ſie am flackernden Kienſpan. Die Angaben waren richtig. Marien tat der ſchöne, ſchlank gewachſene Mann leid, und ſie ſah den Vater bittend an; der ſagte: „Wir ſind die letzten im Dorf, ſo müſſen wir Euch wohl beherbergen. Ihr ſchlaft aber in der Scheune, wir haben keinen anderen Raum.“ Der junge Mann dankte herzlich und legte ſeinen Ranzen ab. Das Abendeſſen war ſchon bereitet: für jeden eine Satte ſaure Milch und ein derber Schnitt Schwarzbrot; Marie holte für den Gaſt noch eine Satte, ſchnitt ihm Brot ab und geleitete ihn, der ſich in der Nähe der Tür auf die Bank geſetzt hatte, zu ſeinem Platz. Dann ſprach der alte Korbmacher das Gebet, und es wurde gegeſſen. Nach dem Eſſen räumten die beiden Mädchen ab, holten ihre Spinnräder vor und begannen zu ſpinnen. Der Fremde erzählte von ſeiner Wanderſchaft, von Menſchen, welche er getroffen, auch von ſeinem früheren Handwerk. Marie hörte bald mit Spinnen auf und ſah in das belebte, geiſtvolle Geſicht des Jünglings, indem ſie ſeinen verſtändigen Reden lauſchte. Gegen halb neun befahl der Vater allen, zu Bette zu gehen; er begleitete ſelber den Blinden zur Scheune,

machte noch den Rundgang durchs Haus, ſah nach, ob das Herdfeuer ausgelöſcht war, ſchloß die Türen zu und ging dann in ſeine Kammer; die beiden Mädchen hatten ihm ſchon vorher gute Nacht geſagt.

Am anderen Morgen ſprach er zu dem Blinden, er habe ſich in der Nacht überlegt, weil er jetzt viel wach liege, daß er vielleicht ein Unterkommen für ihn wiſſe. Er könne das Korbflechten bei ihm lernen und könne bleiben, ſolange er wolle; in der Stadt ſei mit einem Male durch irgendeine Mode eine größere Nachfrage nach Körben, und er könne deshalb einen Gehilfen einſtellen. Das Flechten ſei eine Arbeit, welche Blinde bewältigen könnten; und da er noch jung ſei und wahrſcheinlich noch geſchmeidige Finger habe, ſo könne er bald die feine Arbeit übernehmen, die bei ihm jetzt nicht mehr recht vorwärts wolle. Der Fremde ſagte mit vielem Dank ja; Marie wurde über das ganze Geſicht vor Freude rot, und auch Eliſe freute ſich, daß ein neuer Menſch in ihre Einſamkeit kam.

So blieb denn der junge Mann bei der Familie; in ſehr kurzer Zeit hatte er die Handgriffe gelernt, und nach einigen Wochen ſchon konnte ihm der Alte einen kleinen Lohn auszahlen. Etwa ein Jahr lebten die Leute dergeſtalt zuſammen. Marie hatte ſich immer mehr mit dem Gehilfen angefreundet, und die beiden hatten ſchon darüber geſprochen, wie es möglich wäre, daß ſie ſich heiraten könnten. Der Mann meinte, einen Blinden könne doch kein Mädchen lieben; ſie antwortete: „Wenn einer ein ordentlicher Menſch iſt, und man hat ihn einmal gern, ſo ſieht man darüber fort.“ Er ſtellte ſie ſich als ſehr ſchön vor, indem er ſich nach ihrer Stimme und ihren Haaren ein Bild machte, und ſprach oft von ihren Augen und ihrer Hautfarbe, und ſeine größte Freude war, wenn ſie ihr Haar auflöſte, und er durfte es ſtreicheln. Dann ſagte er: „Die Stimme und das Haar ſind deine einzige Schönheit, die ich kenne.“ Sie ſagte nichts gegen ſeine Vorſtellungen und ſcherzte nur; aber ſie mußte ſich bei dieſem Scherzen oft zwingen, daß ſie nicht in Tränen ausbrach. Der Vater bemerkte die Vertraulichkeit der beiden; er nahm ſeine Tochter mit auf das Feld hinaus und ſprach mit ihr, daß der junge Mann ja ein gutes Weſen habe, aus einer ordentlichen Familie ſei und tüchtig arbeiten könne, aber was wolle ſie denn mit einem Krüppel anfangen! Die Jugend vergeht, und die erſte Liebe kann nicht bleiben, da hätte ſie denn einen blinden Mann, und wenn dann die Kinder kamen, ſo war Sorge und Not da. Das verſtändige Mädchen ſah das ein und ſprach, daß ſie beide das wüßten und ſich geſagt hätten, daß ſie nicht heiraten könnten,

denn ſie wollten kein Bettelvolk werden und fremden Leuten zur Laſt fallen; aber manches Mal, wenn die Dämmerſtunde ſei, dann wollten ſie das alles vergeſſen und wollten ſich vorſtellen, das Unglück ſei nicht da. Und ſie ſelber wiſſe ja auch von ſich, daß ſo eine Häßliche, wie ſie ſei, kein Mann heiraten möge; nur der Blinde habe ſich in ſie verliebt, weil er eben ihr Geſicht nicht ſehen könne. Dabei weinte ſie, und der Vater tröſtete ſie und ſagte: „Eheſtand iſt Weheſtand; Heiraten iſt gut, Nichtheiraten iſt beſſer; jetzt biſt du traurig, aber wenn ein paar Jahre hin ſind, dann kommt das Herz in Ruhe, dann ſagſt du: Es iſt doch beſſer ſo.“ Nun wurden damals die erſten Staroperationen gemacht, nicht von eigentlichen Ärzten, ſondern von Leuten, welche man gegenwärtig als Kurpfuſcher bezeichnen würde. Die beiden Mädchen ſtanden immer am Sonnabendmarkt in der Stadt mit ihren Körben aus, und weil die Leute von dem Blinden wußten, ſo erzählten die ihnen, daß ein Mann in die Stadt gekommen ſei, welcher den Star ſtechen könne. Marie bat ihre Schweſter, den Verkauf eine Weile allein zu beſorgen, und ging zu dem Manne hin. Dieſer fragte ſie nach allem und ſagte dann, nach der Beſchreibung ſei der Geliebte allerdings wieder ſehend zu machen; und da ſie arme Leute ſeien, ſo wolle er nicht viel für die Operation verlangen, aber zwanzig Gulden müſſe er bekommen. Das Mädchen erſchrak über die Höhe der Summe; dann ſagte der Mann, daß er nur noch eine Woche in der Stadt bleibe, deshalb müſſe ſich der Blinde ſchnell entſchließen.

Marie hatte fünfzehn Gulden in ihrer Sparbüchſe, und ſie wußte, daß ihr Geliebter zwei Gulden geſpart hatte. Es fehlten alſo noch drei Gulden.

In einer verſteckten Straße der Stadt wohnte eine alte Frau, welche die vornehmen Damen vom Hofe in der Dämmerung beſuchten. Sie kauften bei ihr Schönheitswaſſer, Schminke, auch Liebestränke. Marie ging zu der Alten, löſte ihr Haar und fragte, ob ſie ihr drei Gulden für das Haar geben wolle. Die Alte ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen über die hohe Summe und bot einen Gulden; Marie ging. Auf der Straße wurde ſie zurückgerufen. Die Alte zählte ihr in allerhand kleiner Münze die drei Gulden auf; Marie zählte nach, verwarf einige Stücke und verlangte andere; endlich war der Handel abgeſchloſſen. Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl, flocht ihre Zöpfe auf, die Alte ſchnitt das Haar dicht an der Wurzel ab. Marie weinte, tat das Geld in ihre Börſe und ging. Ihre Schweſter erſchrak, wie ſie zurückkam; ſie legte ihr Schweigen auf und band ein Taſchentuch

über den Kopf, wie die Arbeiterinnen in den Scheunen beim Dreſchen tun. Zu Hauſe klagte ſie über Kopfweh, um das Tuch zu entſchuldigen. Am Abend zog ſie den Blinden zur Seite. „Du mußt mir deine zwei Gulden geben", ſagte ſie; er ging an den Tiſchkaſten, nahm das Geld aus der Schachtel und gab es ihr. Dann ſagte ſie ihm, daß er am anderen Tage mit ihr in die Stadt kommen müſſe.

Die Schweſtern gingen mit ihm zum Starſtecher. Der Blinde mußte ſich auf einen Stuhl ſetzen, der Arzt prüfte die Augen, bereitete Verbandzeug vor und gab es Marien mit der Weiſung, hinter den Blinden zu treten und ihm nach den Schnitten gleich die Binde umzulegen. Dann fiel er auf die Knie und betete, die anderen beteten lautlos mit zitternden Lippen ſein Gebet mit. Dann erhob er ſich, nahm ſein Meſſerchen in die Hand, faßte den Kopf des jungen Mannes mit der Linken und ſchnitt; der Blinde ſtieß einen lauten Schrei aus, Marie legte ihm von hinten gleich die Binde um. „Ich ſehe, ich ſehe", ſchrie er, „es war ein Blitz, ich habe dich ganz in Feuer geſehen, Marie." Es war Eliſe geweſen, die er geſehen hatte. Die drei gingen zurück nach Hauſe und erzählten dem Vater alles. Er billigte ihr Tun und ſtreichelte liebevoll Mariens Hand. Nie hatte er ſeine Tochter geliebkoſt; Marie wunderte ſich über die Liebkoſung und den traurigen Blick des Vaters, aber ſie ſagte nichts.

Dieſe Nacht ſchlief die Familie wenig.

In den nächſten Tagen ſaßen die Liebenden viel beieinander. Der Kranke erzählte immer, wie er Marien im feurigen Glanze geſehen habe, ſchön wie die heilige Jungfrau. Zuweilen verſuchte ſie ſchüchtern, ihn vorzubereiten, daß er enttäuſcht ſein werde, wenn er ſie ſehe. Er lächelte nur auf ihre Reden, dann ſagte er: „Du müßteſt einen vornehmen Herrn heiraten, ich bin nicht wert, daß du mich nimmſt." Sie ſprach von ihrer Krankheit, von den Pockennarben, den erloſchenen Augen, daß ſie ihr Haar nicht mehr habe. Er lächelte nur ſtill vor ſich hin. Nach zehn Tagen durfte die Binde abgenommen werden. Wieder ſaß er auf einem Stuhl; die beiden Schweſtern ſtanden vor ihm; der Vater war an ſeiner Arbeit auf dem Schemel und hielt einen halbfertigen Korb zwiſchen den Knien. Langſam, mit zitternden Händen, löſte der junge Mann den Knoten, die Binde fiel. Er ſagte: Ah!, ſtand mit wankenden Knien auf, ſchritt auf die Mädchen zu und umarmte Eliſen. Er hatte Marien gar nicht geſehen. Eliſe ſtieß ihn zurück, Marie ſchrie auf; er ſah ſich um. „Die iſt Marie!" rief Eliſe, indem ſie auf die Schweſter zeigte. Er bezwang ſein Herz, trat auf ſie zu,

um ſie zu küſſen; etwas hielt ihn zurück, er küßte ſie auf die Stirn. Sie ſchüttelte den Kopf und machte ſich mit ſanfter Bewegung frei.

„Du wirſt kein Schurke werden an dem Mädchen", rief ihm der Vater zu. „Nein!" antwortete er und wollte ihre Hand ergreifen; ſie entzog ſich ihm und ging weinend aus der Stube. Gegen Abend machte ſie ihrer Schweſter Vorwürfe. „Du biſt zu jeder Kirchweih gegangen, ich bin zu Hauſe geblieben. Am Sonntag haſt du dich geputzt, ich habe am Herd geſtanden. Du haſt dein Haar behalten, ich habe es hergegeben. Jetzt nimmſt du mir meinen Bräutigam. Es gibt keine Gerechtigkeit." Eliſe weinte. „Ich habe dich aufgezogen wie eine Mutter, nun vergiltſt du es mir ſo", fuhr Marie fort. Plötzlich weinte auch ſie. „Du haſt ja keine Schuld, er iſt auch unſchuldig", ſagte ſie. Dann küßte ſie ihre Schweſter auf die Stirn, und trotz der Dunkelheit machte ſie ſich auf den Weg in die Stadt; ſie wußte eine Familie, welche ein Dienſtmädchen ſuchte; gegen neun Uhr abends kam ſie an, klingelte und fragte, ob man ſie wolle; ſie wurde gleich angenommen; nachdem ſie ihren Mietstaler erhalten, kehrte ſie nach Hauſe zurück, wo alle ſo ängſtlich über ſie waren, und erzählte, was ſie getan. Die anderen ſchwiegen. Dann legte ſie die Hand ihrer Schweſter in die Hand des geheilten Blinden und ſagte: „Ich gebe ihn dir. Es würde nur ein Unglück, wenn er mich heiratete."

## Sehnſucht

Ricarda Huch

Um bei dir zu ſein,
Trüg' ich Not und Fährde,
Ließ' ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir
Wie die Flut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbſt
Nach dem ſüdlichen Lande.

Wie den Alpſohn heim,
Wenn er denkt, nachts alleine,
An die Berge voll Schnee
Im Mondenſcheine.

## In der Frühe

Eduard Mörike

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet ſchon der Tag herfür
An meinem Kammerfenſter.
Es wühlet mein verſtörter Sinn
Noch zwiſchen Zweifeln her und hin
Und ſchaffet Nachtgeſpenſter.
Ängſte, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! ſchon ſind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

## Nachbars Regine

Heinz Steguweit

Nachbarſchaft, das iſt etwas Dörfliches geworden; man ſieht die Menſchen zum Feierabend am Zaune ſtehen, hinüber und herüber ſprechen ſie: ob die Kirſchen geſund werden, und daß ein Kappe mehr ſchwitze als ein Schimmel, viel Senf und Ingwer müßten an die Topfbirnen, ja, des Rektors Geiß rufe täglich nach dem Bock, doch der Alte dulde es nimmer.

Sorgen. Im Rieſenmaß der Großſtädte iſt das anders. Man wohnt übereinander und hauſt nebeneinander, Brandmauern und Betondecken iſolieren die Gefühle, man kennt ſich ohne Gruß, man grüßt ſich ohne Kenntnis; dieſer zieht aus, jener kehrt ein, woher kam man, wohin treibt's den Fliehenden — nein, das iſt keine Nachbarſchaft, das iſt Fremdenverkehr. Sozuſagen.

Zur Zeit dieſer Geſchichte gab's noch eine Nachbarſchaft in der großen Stadt. Keiner hatte gemeldet, daß die Doktorsfrau vom erſten Stock erkrankt ſei, man wußte es dennoch und ſorgte ſich. Niemand hatte gebeten, wir Kinder ſollten nicht trampeln, niemand gemahnt, am Klavier das Klimpern zu laſſen. Trotzdem wurde Ruhe gehalten, mucksſtill und mit ſcheuem Schritt auf der Treppe. Uns Kleinen ſchien eines unverſtändlich: daß eine Doktorsfrau, deren Mann ein Arzt war, überhaupt erkranken konnte! — So rechneten wir Kinder. Uns leuchtete ebenſowenig ein, daß ein Totengräber ſterben durfte; wer ſollte ihm das Grab ſchaufeln?

Die Doktorsfrau war also krank, hart stand es um ihr Leben, denn eines Abends läutete die Magd Regine: ob wir bereit wären, für ein paar Stunden die Doktorskinder zu verwahren? Die Mutter würde mit dem Liegewagen geholt, einer raschen Operation wegen.

Wir beherbergten die drei Doktorskinder. Sie aßen an unserem Tisch, plapperten vergnügt, balgten sich; meine Mutter weinte etwas, aus Sorge und Mitleid; das war Nachbarschaft. Und Mutter flüsterte dem Vater zu: Wenn die Frau sterben sollte, es wäre wohl schrecklich ...

Um Mitternacht war die Magd Regine noch nicht mit dem Doktor zurück. Da wurden die Kleinen aufs Sofa gebettet, das Jüngste in den

Wäſchekorb; friſche Kiſſen, wollene Decken, alles half mit, die Übervölkerung gefiel uns Kindern, dann kam die Dunkelheit.

Und ſie blieb, ſo war es, bis in den lichten Morgen. Denn es regnete lind, betropfte Schirme pilgerten auf den Straßen, ein Frieren glitt durch die Wohnung, Gott wußte warum: Regine pochte, das Geſicht verbrannt von Tränen — meine Mutter drückte die treue Nachbarsmagd an ſich: „Hab' es geahnt, Regine. So etwas iſt ſelten heilbar. Tröſten Sie ſich, die Kinder können bleiben, bis das Begräbnis vorüber iſt. Wie trägt's der Herr Doktor? Kaputt vor Leid? Das läßt ſich denken."

Mag es kein Wunder ſein, ſo iſt's doch wunderbar: Auch dieſe Hürde wurde genommen, nach vierzehn Tagen kam Tauwetter ins Haus, wir durften wieder trampeln, klimpern, übers Geländer rutſchen; und Regine, wohl dreißig zählte ſie, holte ſich Rat um Rat bei uns, heute ein Waſchrezept, morgen ein Backpulver, der Doktor ſei gut zu ihr, ſprach ſie, da dürfe man nicht ſo ſein, man müſſe ausharren, was ſollte aus den Kindern werden!

Recht hatte ſie. Und tat ſich ſelber Unrecht an: Wer ſchon dreißig zählte, mußte in den Spiegel ſehen, durfte an den eigenen Fingern rechnen und zuweilen auf den Wein im Glas achten, daß er nicht ſäuerte. Ihr verſteht?

Einmal wurde es Regine geſagt. Und der Doktor war es ſelber, der ſo mahnte. Sie aber hob die Schürze ans Geſicht: „Wie dürfte ich fort? Zehn Jahre diene ich bald, und es iſt ſoviel noch zu tun, ſoviel!"

Sie liebte die Kinder. Und vergaß vollends, daß ſie nur mütterlich ſein durfte, nicht aber eine Mutter. Daß ſie nur des Kindervaters Schaffnerin war, nicht ſeine Hälfte. Doch einmal, über Nacht, mußte ihr die leibhaftige Deutlichkeit erſchienen ſein, zwei Jahre waren ins Land gezogen ſeit dem Tode der Doktorsfrau. Regine riß die Augen auf, ſtarrte wie in eine Weite ohne Ufer; und die eigene Stimme, die innere und lautloſe, ſchrie ſie an: Wohin und woher? Wer zerrt dich, was rüttelt am Kopf, daß er rumort wie niemals?

Sie brauchte ſicheren Boden und ein Eigentum in der Zukunft, nun war es klar. Heimlich, ohne den Rat eines zweiten, wollte ſie handeln; und die gröbſte Verwirrung klärte ſich, ſobald man eine Entſcheidung traf: Regine bereitete alles vor, was ihr nützlich dünkte, um ohne Straucheln den Haushalt zu verlaſſen, darin ſie zehn Jahre zwiſchen Dienen und Anordnung ſtolz geweſen. Zweiunddreißig zählte ſie nun, die zweite Maihälfte, ſo ſpricht man, war vorbei, ſchon ſtieg der Sommer

auf, vielleicht erwiſchte ſie noch einen Aſt mit Blüten, gar eine Frucht; allzu karg ſtand es nicht mit ihr; etwas verſpätete Liebe würde ihr gelingen, auch beſaß ſie ein Sparkaſſenbuch. Nur hurtig jetzt, Mut holen, Zähne aufeinander, nicht an die fremden Kinder denken, dieſe Schwelle war die höchſte — nach drei Monaten würde man hinüber ſein. Welcherart Regines kühne Pläne waren? Sie verriet nichts. Sie braute heimlich das Elixier ihrer Entſcheidung. Wir erfahren davon. Später.

Eines Abends klingelte es bei uns. Die Schelle ging nicht forſch wie beim Geldbriefträger, auch nicht ſcheu wie bei der Kollekte vom Waiſenhaus; vielmehr hielt ſie die artige Mitte, nachbarlich ſozuſagen, als wollte Regine ein Hühnerei borgen oder etwas geſtoßenen Zimt.

Nichts dergleichen. Der Doktor ſtand da. Zum erſtenmal ſeit fünfundzwanzig Monden. Er komme ſpät, räuſperte er ſich, nahm Platz im Speiſezimmer. Mutter war allein zu Hauſe. Ja, das Schickſal, ſprach er weiter, nun wäre er Witwer bereits im dritten Jahr, endlich finde er die Kraft, für die Obhut zu danken, die ſeine Kinder einmal bei uns genoſſen. In ſchweren Tagen. Überhaupt: Die Kinder! Urſula wäre ſchon elf, ein kleines Fräulein. Kurt lerne Oſtern Latein, der Jüngſte habe die Maſern. Regine? Doch, ſie ſorge wie eine Henne. Überhaupt: Regine! — „Großer Gott, ihretwegen bin ich gekommen. Denn einen Rat brauche ich, wie ihn kein Freund, keine Baſe, kein Anwalt geben kann, nur Sie, Frau Nachbarin, Sie allein — begreifen Sie das?"

Meine Mutter hob einen Seufzer, verhüllte ihn wieder: „Es geht um Regine, Herr Doktor?"

„Erraten. Sie dient bald ein Dutzend Jahre. Treu. Ich möchte ſagen: Faſt zu treu! Die Kinder hängen ihr am Halſe, mir zaubert ſie jeden Wunſch auf die Tafel, alles blitzt und funkelt, von der Wäſche bis zum Linoleum. Unheimlich."

„Seien Sie froh ..."

„Zur Stunde ja. Für die Zukunft kaum. Menſchen ſind kein Hausrat. Alte Teppiche wirft man fort, alte Mägde machen Geſchrei, die Kinder dazu."

„Iſt Ihnen Regine im Wege?"

„Zur Stunde nicht, in der Zukunft ſehr. Denn ich möchte wieder heiraten. Und jede Frau wird ſagen: Die alte Magd muß weichen, eine neue ſoll ins Haus. Oh, Frau Nachbarin, wie ſchnell gibt es Krakeel ohne die Vorſicht beizeiten. Nun raten Sie mir gut!"

„Iſt ſchwer, Herr Nachbar. Da rät nur einer: Ihre neue Frau!"

„Geht nicht..."

„Warum?"

„Habe noch keine. Schwere Wahl. Und dann drei Kinder. Aber ich ſuche, mühe mich, übe Geduld. Leben Sie wohl."

Er ging. Und fand den Tiſch gedeckt, die Wohnung heimatlich, die Kinder kregel. Wagte neuen Tags den erſten Gang zur Zeitung, vorwitzig war er, ob jemand auf ſein namenloſes Heiratsgeſuch geſchrieben habe. Witwer mit drei Kindern? Das brauchte Mut, und mehr noch, nämlich Weisheit. Seinen Beruf und ſein Vermögen hatte er nicht angezeigt, mit Abſicht.

Niemand hatte geantwortet. Keiner das fragliche Glück begehrt.

Halt — freilich: Der Herr vom Schalter lief dem Doktor nach, ein Brief war noch gekommen, ſoeben mit der zweiten Poſt...

Von Regine! Dem Doktor, der mitten in der Straße ſtand, kam es heiß und froſtig durch die Schläfen. Das ſpäte Mädchen, ahnungslos wie die Schwalbe unterm Dach, ſchüttete das Herz ſo vollends aus, daß ein Schwindler flottes Spiel gehabt hätte: Zu Kindern wolle ſie, denen die Mutter fehlte, ſtand im Brief zu leſen. Dafür biete ſie ihr Erſpartes als Mitgift. Vierhundertdreiundzwanzig Mark. Als Zeugen ihrer Treue nannte ſie den Doktor. Den aber könnte ſie nicht heiraten, eben der Treue wegen; und auch die Kinder, wenn ſie größer ſeien, würden das nicht ſegnen. Und endlich: Die ſelige Madam wäre ihr immer noch lebendig und würde es bleiben.

Das war Einfalt. Und mehr noch: Heilige Einfalt. Und abermals Höheres: War die göttliche Stimme einer Menſchenſeele, die ihre Aufgabe ſpürte fern jedem eigenen Nutzen, und die ihre gläubigſten Jahre dem Frieden eines anderen geopfert hatte. Nun wollte ſie — einmal an ſich ſelber denkend — das Geſchenk eines Augenblicks begehren, der ſchon verſäumt war?

Der Doktor wußte: Es war dieſer Regine beſtimmt, die Obhut ſeiner Kinder zu ſein. Hingegeben, wie nie eine neue Frau ſich hingeben würde. Das hatte er zu achten. Dieſe Achtung war wiederum ihm beſtimmt. Alſo wollte die höhere Macht, die wirkt über uns, daß er ſoviel Treue nicht verriet.

Der Doktor kam heim und ſprach mit Regine unter vier Augen: „Hören Sie, ich will Witwer bleiben, es ſteht nun feſt, denn die Frau, die ich hatte, gibt es nie wieder."

„Dann will ich Ihre alte Regine bleiben; welche Kinder könnte ich noch lieber haben?"

Sie jammerte vor Glück. Nun hatte jeder die Einheit des ihm zugewieſenen Schickſals wieder. Regine erzählte alles meiner Mutter. Der Doktor klingelte eines Abends mit dem gleichen Begehr. Und jeder meinte, der andere dürfte nichts wiſſen. Doch beide ſchworen, ſo etwas könnte man nur einer guten Nachbarin ſagen.

Heute? Der Doktor iſt längſt tot, aber Urſula hat ſechs eigene Kinder; Kurt fiel als Meldegänger vor Verdun, und Wolfgang, der Jüngſte, der damals im Wäſchekorb ſchlief und ſpäter die Maſern bekam, führt ein großes Schiff der Handelsmarine durch die atlantiſchen Stürme. Ich weiß: er würde in jedem Falle als letzter auf der Kommandobrücke ausharren ...

Regine, bald wird ſie ſiebzig, ſtopft Strümpfe für die Doktorskinder, immer noch und unentwegt. Die alte Hüterin überdenkt zuweilen, was geworden iſt aus allem, dem ſie treu war, ach, kaum weiß Regine, wieviel Großes allein an ihrem Beiſpiel ſich bilden durfte.

Und eben dieſes Geheimniſſes wegen wurde die Geſchichte erzählt.

## Verborgenheit

Eduard Mörike

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es iſt unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen ſehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, ſo mich drücket,
Wonniglich in meiner Bruſt.

Laß, o Welt, o laß mich ſein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, ſeine Pein!

# Die große Heimkehr

Kurt Kölsch

Was knarrt wie von tausend Rädern, was knirscht über Schollen von Eis?
Wie zittern die blanken Hufe, wie stäubt der Schnee so weiß!
Was braust über Felder und Wälder der Wind sein eintönig Lied,
Wenn deutschen Volkes Heerzug die Straßen der Fremde zieht?

Das sind nicht verlorene Brüder, das ist kein verlaufener Strom;
Die Lichter der Heimat leuchten noch unter dem Sternendom.
Funken kreisen im Blute, Herzen stehn hell im Brand,
Und die Feuer der Sehnsucht lohen nachts am Straßenrand.

Wenn wir am Abend rasten, müde von Tagwerk und Last,
Sind unser aller Gedanken schon in der Heimat zu Gast.
Wenn wir die Pferde tränken, fließen die Brunnen allein;
Wenn wir die gelben Körner schütten, wollen wir Säer sein.

Deutschland, heilige Erde, dir ziehn wie im Traum wir zu!
Wir haben auf fremdem Boden zerrissen manches Paar Schuh.
Wir haben die Wälder gerodet, den dunklen Acker bestellt,
Wir waren verlorene Halme am äußersten Rande der Welt.

Nun hast du die Mäher gerufen. Wie ward deine Tenne weit!
Von blitzenden Schlittenkufen blinkt die Unendlichkeit.
Räder rollen und rauschen. Raunen hebt um uns an.
Donnernd sind alle Türen vor uns aufgetan.

Endlos dehnen sich Felder. Keimt schon die Frucht unterm Schnee?
Endlos waren die Tränen, wintertief unser Weh.
Wachse, du blutrote Blume, aus unserer rissigen Hand!
Süß ist die trockenste Rinde Brotes im Vaterland.

Nur wer selber am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, Deutscher zu sein, ohne dem lieben Vaterlande angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht zu ermessen, die zu allen Zeiten im Herzen der vom Mutterlande getrennten Kinder brennt. Sie quält die von ihr Erfaßten und verweigert ihnen Zufriedenheit und Glück so lange, bis die Tore des Vaterhauses sich öffnen und im gemeinsamen Reiche das gemeinsame Blut Frieden und Ruhe wiederfindet.

Adolf Hitler

# Ruf des Reiches — Echo des Volkes

Hanns Johst

Es gibt in ganz Deutſchland keinen Ausgangspunkt für eine Fahrt, der nüchterner und ſachlicher wäre als der Bahnhof Berlin-Friedrichſtraße.

Ununterbrochen laufen Züge ein ... Züge aus ... Stadtbahn, Fernbahn, alles unter einem verrußten Dach.

Züge kommen von der Weſtfront ...

Züge gehen nach dem Oſten ...

Züge gehen nach dem Weſten ...

Züge kommen von Polen ...

Dem fahrplanmäßigen Schnellzug nach Krakau iſt der Arbeitswagen des Reichsführers SS angehängt.

Als ſein Gaſt werde ich an ſeiner Seite dieſe Fahrt mitmachen, dem letzten Treck der Wolhyniendeutſchen entgegen, der morgen früh die alte Heimaterde betritt. Was werde ich erleben?

Und endlich iſt man am Ziel. Man ſteht plötzlich auf einer Brücke zwiſchen einem breitſpurigen ruſſiſchen Eiſenbahngleiſe, eingefangen von der kalten Eiſenkonſtruktion hochgewölbter Bögen.

Das Ende iſt von einem Sowjetſoldaten geſperrt, der, das Bajonett aufgepflanzt, das Gewehr wie ein Kind vor der Bruſt trägt.

Die eiſige Luft iſt dieſig und läßt alles Gegenſtändliche zu einem Schattenſpiel hinter wehenden Schleiern verfließen.

Przemyſl. Die größere Hälfte der Stadt liegt auf ruſſiſchem Gebiet. Die Häuſerſilhouetten klettern die weißen Hänge hinauf, um am ſilbrigen Horizont von Zwiebeltürmen ruſſiſcher Kirchen mit ausladendem Barock überboten zu werden.

Unter uns der Bug iſt eine harmloſe Schneefläche. Da ... aus dem abgegrenzten Drüben rollt ein erſtes Gefährt ... Zwei Pferdchen traben mit einem Wägelchen, das mit handgewebten Läufern überſpannt iſt, in das Brückentor ein ... auf uns zu ...

In der Mitte der Brücke ſtreckt eine Frauenhand eine Hakenkreuzfahne heraus ... und vor uns ſteht der Wagen ...

Ein bärtiges Männergeſicht, umrahmt vom dunklen Halbkreis der Wagenplane, beugt ſich vor, weit über ſeine harten Hände, die die Zügel halten. Er ſchaut dem Reichsführer in die Augen und ſagt ohne jede Weinerlichkeit und doch tränenüberſtrömt, ernſt und tief aus der Bruſt heraus:

„Jetzt ſind wir da!“

Er ſpricht für ſich, wie Bauern ſprechen, die gewohnt ſind, bei ihrer Arbeit gegen Wind und Wetter zu reden.

Er wiſcht mit der Hand, die aus Holz geſchnitzt ſcheint, über die Augen. Tränen gefrieren und ſchmerzen wie ſalzige Steine.

„Unſer Vater hat uns gerufen! Wir ſind gekommen, nun ſind wir da!!"

Hunderte von Kilometern durch Schnee und Eis, durch Schneeſtürme und Schneewehen, durch einen Froſt, der den Atem in der Naſe gefrieren läßt, durch eine Kälte, die ſich wie Zement auf alle Glieder legt, die jede Bewegung mit Schmerzen ſteinigt, die die Augenwimpern zu Stacheldraht werden läßt und die Augen blutig geißelt, durch dieſes eiſige Inferno kommen die Wägelchen auf leichten Rädern gerollt, geſchaukelt. Die Pferdchen, mit ihrem geduldigen Fell, ſpiegeln Heimweh nach Stall, Futter und Wärme in ihren großen, dunklen Augen. Und der Bauer, der erſte, den ich ſehe und höre, ſitzt vermummt, von Pelzen überhüllt, auf ſeiner ſchmalen Wagenbank, die Beine mit Stroh umwickelt, in Daunenſäcken verborgen, hinter ſich, im Halbdunkel des Wageninnern, ſein gehorſames Weib, die zu ſeinen Worten lächelt, verklärt von einer Erlöſung, wie ich ſie noch nie ſah. Auf keinem Bild der alten Meiſter, auf keinem Altar, in keinem Schnitzwerk größter Kunſt!

Ein erlöſtes Frauenangeſicht, alltäglich, vom Alltag mit tauſend Falten geritzt, wie ein Glas vom Winter mit Eisblumen überzogen, ſo daß man weder hindurchſchauen noch ſich ſpiegeln kann. Und doch iſt dieſes Geſicht voller Einfalt und Vielfalt erlöſt. Es iſt am Ziel!

Der Bauer und ſie, ſie haben einen Ruf vernommen, ſie haben ihm Folge geleiſtet, ſie haben nicht gewußt, wohin die Reiſe geht und letzten Endes warum und wozu. Sie haben der Stimme geglaubt ... ſie haben die Stimme des Vaterlandes gehört, die Stimme des Blutes, die Stimme des Vaters, und wie ein Echo ſind ſie nun dem Rufe gefolgt.

Jetzt ſind ſie bei dem Rufer!

Vor dieſen Geſichtern fromm werden iſt bei Gott nicht unmännlich!

Man faßt nach den Händen und den Armen des Bauern, die die Zügel halten. Man berührt zum Gruß die Hand der Frau, die ſich herausbeugt, um die erſten Brüder der Heimat zu ſehen.

„Ihr ſeid da! Seid von ganzem Herzen willkommen!" ſo nicken wir ihnen zu.

„Wir ſind da! Habt Dank für den guten Willkommen, den ihr uns wie Salz und Brot gebt!" ſo nicken ſie uns entgegen.

Auf einer Brücke zwiſchen Rußland und dem deutſchen Machtgebiet wird die Brücke geſchlagen von deutſchem Herzen zu deutſchen Herzen!

Der nächſte Wagen drängt nach ... Wagen um Wagen rollt vorüber ... Ein Choral mit hundert Strophen, mit tauſend Strophen und mit dem immer gleichen Lobgeſang auf Liebe und Freude zu Heimat und Heimkehr!

Sie waren gute 150 Jahre außer Landes, und die Erfahrung prägte ihnen den Leitſatz:

Der erſte arbeitet ſich zu Tod,
Der zweite leidet Not,
Der dritte erſt hat Brot!

In einem Gebiet, ſo groß wie etwa Bayern, lebten vor dem Kriege 200 000 Menſchen in rund 600 völkiſch geſchloſſenen Siedlungen. In ihren Pachtverträgen mit den ruſſiſchen Grundherren tritt einer für alle und alle für einen ein.

Der Weltkrieg vernichtete das Aufblühen dieſer werktätigen Koloniſten. Auf ihrer Scholle kämpften nicht nur die Ruſſen gegen die Deutſchöſterreicher, ſondern ſpäter die Ukrainer gegen Moskau und noch ſpäter die Polen gegen die Sowjetruſſen. Sie ſelbſt waren durch einen brutalen Befehl des Großfürſten Nikolai Nikolajewitſch im Jahre 1915, nach der von Rußland verlorenen Schlacht in den Karpaten, binnen wenigen Stunden gezwungen worden, Wolhynien zu verlaſſen. Mit Nagaikas, den bekannten zariſtiſchen Peitſchen, wurden die Unglücklichen aus ihren Dörfern kopflos, ohne jede Organiſation, in das Innere Rußlands getrieben. Falls ſie zum ruſſiſchen Glauben übertreten wollten, durften ſie bleiben.

Nicht ein einziger wechſelte ſein religiöſes Bekenntnis.

Geſchloſſen trugen ſie ihr Leid, und auf monatelanger Fahrt zu Wagen, Pferd, zu Fuß, alle für einen, einer für alle, wanderten ſie bis Sibirien.

Um 1921 zogen ſie dann wieder zurück in ihre wolhyniſche Wahlheimat und mußten von Grund auf das völlig zerſtörte Land neu beleben.

Sie taten es willig und unverdroſſen mit der Zähigkeit, die ihre zweite Natur geworden.

Und nun, nach dem Kriege des Reiches gegen Polen und dem Frieden mit den Ruſſen, erreicht ſie die Stimme des Führers.

Dieſes Volk, das ſich immer treu blieb im Wandel der dramatiſchen Wechſelfälle, erlebt zum erſtenmal in der Geſchichte ſeines ſchmerzlichen Schickſals, daß Deutſchland ſich nicht nur ſtatiſtiſch mit ihnen befaßt, ſondern daß ein neues, junges Reich ein Herz für Volksgenoſſen außerhalb ſeiner zufälligen Markungen hat und daß der Führer dieſes erwachten großdeutſchen Lebensraumes die Grenzen weit für ſie öffnet und ſie zu ſich ruft zu Dienſt und Arbeit in der unmittelbaren Volksgemeinſchaft.

Wir beſichtigen das Sammellager der Wolhyniendeutſchen in Przemyſl. Steile Würfel ſtehen auf breiten Höfen: die alten Kaſernengebäude, in denen zu erſter Einkehr die Heimkehrer untergebracht ſind. Wie Bienenſchwärme ſummen aus den Türen die hin und her Laufenden. Hier will einer zu ſeinem Pferd, dort holt einer einen Topf von ſeinem Wagen, hier plaudert ein Kreis freudig, der ſich neu begegnete, dort raufen ein paar Buben.

Wir gehen von Stube zu Stube und damit von Dorf zu Dorf, denn ſie ſind nach ihren Dörfern einquartiert.

Rechts und links dem Raum entlang ſind Strohſchütten, in der Mitte läuft eine Tiſchreihe, die von Bänken umſäumt iſt, ſo wie es in oberbayeriſchen Schenkſtuben der Brauch.

Jeder größeren Stubengemeinſchaft überbringt Heinrich Himmler die Grüße des Führers. Und er fragt weiterhin die Männer einzeln, wieviel jedermann Land beſeſſen, und jeder einzelne antwortet gewiſſenhaft und nennt faſt feierlich die Menge an Tagwerken, die ſein Leben an Pflicht und Aufgabe band.

Wie nun der Reichsführer SS ſie verſichert, daß beſtimmt jedermann mindeſtens ſoviel Land wieder vom Reich erhielte, als er aufgab, verziehen ſich die harten Geſichter zu milder Freude, und beſchenktes Lächeln niſtet um die guten Augen. Aber gleichzeitig ſchütteln ſie bedächtig mit den Köpfen, und die ſchweren Hände erheben ſich zu leichter Abwehr, und wie beſchämt wollen ſie ſagen, daß ſie nicht gekommen ſind, um etwas zu erhalten, ſondern daß ſie da ſind und daß dieſes Daſein völlig anſpruchslos ſei.

Sie ſind heimgekehrt in eine Heimat, die im Kriege ſteht. Da ſpricht man nicht vom Privaten, vom Perſönlichen. Die Perſon iſt gerade gut genug, eingeſetzt zu werden für das Ganze, um das es geht. Der Führer braucht zum Sieg Soldaten und Arbeiter. Hier ſind unſere Herzen und unſere Knochen: Verfüge darüber, liebes Vaterland!

Wir alle haben Helden gesehen und haben eine Vorstellung in uns vom Wesen des Heldischen. Was ist es nun, was mich in diesen Stuben erschüttert?

Ist es die natürliche Wiederkehr einer edlen, adligen Gesinnung in ländlicher, einfacher Kleidung, mit männlich-kindlichen Gesichtszügen, mit verhornten Arbeiterhänden und ungelenken, ungelösten Bewegungen?

Jeder von diesen Heimkehrern weiß: es ist Krieg, Entscheidungskrieg! Es ist Not am Mann. Und nun stehen sie Mann um Mann, Greis um Greis, Jüngling um Jüngling stolz da, pochen auf ihr deutsches Manntum und wollen einstehen für die deutsche Sache, die sich bisher, weiß Gott, in der Frage des deutschen Volkstums im Ausland bestimmt nicht mit Ruhm ausgezeichnet hatte. Und sie wollen etwas mitbringen, wie es auf dem Lande Sitte ist. Daß sie sich selbst bringen?

Oh, das macht Umstände und Mühen, Sorgen und Aufregungen.

Sie schütteln die Köpfe vor Scham, daß ihretwegen soviel geschehen muß.

Über den Straßen die Transparente im Fichtenschmuck werden wieder und wieder gelesen, und nicht verwöhnt und oberflächlich, sondern sie werden buchstabiert. Ein jeder Buchstabe ist eine Wahrheit und ein Gefühl, und der Willkommgruß geht ihnen wie wärmende Sonne, wie Mutterlaut mitten in die Seele.

Sie schreiten durch keine Tür gedankenlos. Sie bleiben zuvor stehen und lesen das Spruchband und nehmen es in sich auf. Dann erst treten sie in das Haus, in das Zimmer, jedesmal neu begrüßt, wie in einen geweihten Raum, wie in eine Kirche.

Sie sagen auch nicht etwa: „Wie? Nur eine Strohschütte und kein Bett?" O nein! Sie sagen, diese Männer der Heimkehr, diese Helden einer germanischen Odyssee: „Welch schönes Haferstroh ... gelb und hoch aufgeschüttet... Die Hälfte hätte es auch getan... Der blanke Boden hätte genügt..."

Und daß in jeder dürftigen nackten Stube mit den großäugigen, zugigen Fenstern ein Führerbild hängt, macht ihnen den Raum zur guten Stube.

Sie bewegen sich artig, so wie es rechtschaffene Bauernart will, unter den Augen ihres Führers.

Ja, unter den Augen des Führers, denn sie sind nicht durch tägliche illustrierte Zeitungen und tausendbildrige Kinos verwöhnt.

Ein Bild iſt ihnen noch eine ernſte Ausſage und Ausſprache. Ein Bild iſt ein Gleichnis, und ein Gleichnis iſt ihnen von der Bibel her eine rätſelvolle, wunderliche, geheimnisvolle Verheißung der Wirklichkeit.

Fromm und gewiſſenhaft ſchauen ſie auf, nach dem Bild ihres Vaters ... ihres Führers ...

Wir eſſen mit ihnen Mittag und beſichtigen dann ein Lazarett.

Wie freuen ſich die Patienten über Beſuch!

An jedes Bett treten wir hin, und jedem legt ſich ein gutes Wort wie eine kühle, heilende Hand auf die Stirn.

In einem Bett ringt ein Greis um Atem. Das Aſthma zwingt ihn zu hockender Stellung, und das gequälte Herz hat tiefe Furchen um die großen, weißen Augen gepflügt. Die Finger greifen einzeln, als ob ſie wie Wurzeln aus den Gelenken fielen, nach Halt.

„Haben Sie einen Wunſch, Vater?“ fragt Heinrich Himmler.

„Daß mich der Herr Doktor hinbringt ... hinbringt zu dem Dorf ... daß ich es noch ſehe ... wo ſie ſein werden ... und daß ich noch mit eigenen Augen den Friedhof ... den Gottesacker ſehe ... wo ich Ruhe finde und den endlichen Frieden ...“

Der Arzt nickt lächelnd, und der Reichsführer beſtärkt ihn darin, daß er ſein Dorf noch erleben wird.

Wie ſich das verängſtete Geſicht ſchließt, wie es ſich in eine innere Glaubensgewißheit glücklich zurückzieht!

Und dann iſt eine Mutterſtation da.

Das Leben geht weiter wie das Sterben.

Junge Mütter liegen hier. Von offenem Haar ſind die Geſichter, die wie bauernbunte Blumenkränze blühen und glühen, eingerahmt. Neben jedem Bett ſtaunt, in Windeln gewickelt, in einer Perſilkiſte untergebracht, ein neuer Erdenbürger.

Die jungen Mütter lächeln verſchämt und ſtolz, wie Männer lächeln, deren Bruſt durch das Eiſerne Kreuz geſchmückt wird. So nehmen ſie ihre Säuglinge an die Bruſt, die Helden der tauſend Wehen ...

Die letzten Wolhyniendeutſchen ſind willkommen geheißen: die Frauen, die Männer, die Jungen, die Alten, die Geſunden und die Kranken ...

Uns nimmt der Zug wieder auf zur Weiterfahrt.

# Dank aus dem Lazarett

Herybert Menzel

Was bist du ohne dein Volk, ohne deine Kameraden? Verlassen. Dies fühlte ich zutiefst, als ich allein verwundet auf dem Felde lag. Die Kameraden konnten nicht weiter vor. Das feindliche Feuer war plötzlich zu stark geworden. Als ein Franzose zu mir heranschlich, erwartete ich mit Recht keine Hilfe. Er holte sich auch nur meine Feldflasche. Freilich gab er mir noch einen Schluck zu trinken. Das war schon sehr viel.

Endlich hörte ich wieder die Hurras meiner vorstürmenden Kompanie, und dann waren die Kameraden wieder bei mir, und der Sanitätsgefreite war auch gleich da. Man befreite mein Bein aus der seltsamen Verwicklung mit dem Spaten und dem Fliegertuch und trug mich auf das Stroh eines überdachten Schobers.

Dies alles taten die Kameraden unter Lebensgefahr, indem sie sich stärker dem Feuer aussetzten. Sie wollten es nicht anders. Der Sanitätsgefreite verband mich. Als er mir eine Spritze geben wollte und sich dabei zu hoch aufrichtete, traf es ihn schwer im Gesicht, er fiel über mich hinweg und konnte sich selbst nicht mehr helfen. Aber da sprang schon zu uns herüber ein Kamerad, der auch die Rote-Kreuz-Binde am Arme trug. Und er blieb bei uns, obwohl nun der Franzose Granate auf Granate zu dem Schober schickte. Später kam dann der Bataillonsarzt zu uns. Die anderen Verwundeten waren zu uns getragen worden. Wir erhielten die Tetanusspritze gegen Wundstarre und wurden noch besser verbunden. Da wir nicht weit getragen werden konnten, kam ein Wagen des Roten Kreuzes zu uns herauf. Sorgsam wurden wir auf die Bahren gebettet, mit aller Behutsamkeit wurden die Bahren auf das Gestell ins Innere des Wagens geschoben, der Fahrer fuhr so vorsichtig über alle Unebenheiten der Wege, als wäre ihm selbst jedes Holpern ein Schmerz.

Wir wurden zum nächsten größeren Hauptverbandplatz gebracht, wo wir des Nachts ankamen. Die Ärzte erwarteten uns schon und bemühten sich aufs neue um uns. Am Morgen schon wurde wieder aufgebrochen. Auf einem Flugplatz standen mehrere Flugzeuge für uns Verwundete bereit, in die wir verladen wurden. Nach einer Flugdauer von anderthalb Stunden schon waren wir in Deutschland und kamen in ein größeres Lazarett, in dem es die Ärzte und alle Vorrichtungen zu den nötigen Operationen gab. Hier konnten wir nicht lange bleiben, da ja täglich neue Verwundete eingeliefert wurden. Was transportfähig war, kam in den nächsten Lazarettzug, der ins Innere des Vater-

landes fuhr. So bin ich wenige Tage nach meiner Verwundung schon in Berlin ausgeladen worden und liege nun in einem seiner besten Krankenhäuser.

Dies alles hört sich vielleicht sehr einfach und selbstverständlich an. Es ist von uns allen aber wohl kaum zu ermessen, welche Geldmittel, welche Vorarbeiten nötig waren, um uns Verwundeten so schnelle und wirksame Hilfe zu bringen. Mancher von uns ist nur dadurch gerettet worden, daß gleich die helfende Hand, das einzig heilsame Medikament ihm dienen konnten. Und mit welcher Umsicht und Kameradschaft haben sich alle Helfer unser angenommen. Sie haben dabei Arbeiten zu verrichten, die viel Selbstüberwindung verlangen. Nichts war ihnen zuviel. Daran, wie sie mit uns sprachen, wie ihre Hände uns unterstützten, spürten wir so deutlich, daß sie alles mit ihrem Herzen zugleich taten. Und nun in den Lazaretten werden wir erst recht verwöhnt. Die besten Ärzte bemühen sich um uns, Schwestern und Helfer werden nicht müde, für uns zu sorgen.

Unsere Betten stehen nun in Blumengärten. Zeitungen, Bücher, Zigaretten und Früchte aus allen Gärten bringt man uns. Die Besucher möchten noch viel mehr an uns tun, möchten, indem sie uns erfreuen, dem Führer ihren Dank abstatten, der unermeßlich ist.

Wir sind so glücklich darüber, und all diese Liebe beschämt uns doch. Wir wissen, nie werden verwundete Soldaten eines andern Landes so in der Liebe und Fürsorge ihres Volkes gebettet sein. Wir wollen das den Kameraden, die noch draußen kämpfen, schreiben. Wir sind immer bei ihnen mit unseren Gedanken. Wo mögen sie jetzt marschieren oder angreifen, wie mag es ihnen allen gehen? Es vergeht keine Nacht, in der wir nicht träumen, daß wir wieder bei der Kompanie sind.

Als die Nachricht zu uns kam, daß Paris sich ergab, daß schon deutsche Truppen in die französische Hauptstadt einmarschierten, als wir dann durch den Rundfunk den deutschen Gleichschritt über den Pariser Asphalt vernahmen, da zuckte es in unseren Beinen, die nun so ruhig in Gips liegen müssen, und ihr könnt euch wohl denken, welch schwere Stunde das bei aller Freude über den Sieg für uns war, wir waren ja über all die Flüsse, Kanäle und Wälderhöhen vor Paris mit hinweggestürmt, wir waren ja dem Siege mit so nahe, als es uns traf. Wir kennen das Tempo, mit dem es in diesem Kriege vorwärtsgeht. Wie würden wir je noch einmal zurechtkommen? Und vielen wird es überhaupt nicht mehr vergönnt sein. Hier liegen sie ohne Arme und ohne Beine. Es ist sehr schmerzlich für sie, nicht mehr mitkämpfen zu

können. Aber ſie durften es ja einmal in entſcheidenden Schlachten, und ihr Einſatz iſt nicht vergeblich geweſen. Deutſchland hat Sieg um Sieg errungen, und der Endſieg iſt ihm auch gewiß, dies glauben wir ganz feſt, da wir ja unſeren Führer haben.

Wir wiſſen ihn bei unſeren Kameraden, die noch weiterkämpfen dürfen. Aber wir wiſſen doch auch, daß ſeine Gedanken oft bei uns auch weilen, da er ſelber einmal als Verwundeter liegen mußte wie wir. Wir wiſſen auch, daß alle Fürſorge, die wir verſpüren, zunächſt ſeiner Umſicht zu verdanken iſt.

Es wurde neulich ein Kamerad von uns, der ein Bein verlor, gefragt, ob er nun etwa Bange vor ſeiner Zukunft habe, da er doch weiterhin dem Beruf eines Rangierers nicht mehr nachgehen könne. Da war ein ſo ſchöner Stolz, eine ſo tiefe Gläubigkeit in ſeinem Geſicht, als er nur dies eine ſagte: „Nein, da habe ich gar keine Bange. Zu arbeiten wird es auch für mich ſchon immer was geben. Wir leben doch unter Adolf Hitler.“

Wir leben doch unter Adolf Hitler. Wenn ein Ausländer uns noch beſſer verſtehen lernen wollte, er dürfte es nicht verſäumen, auch einmal in die Lazarette zu gehen.

## Deutſchland

Fritz Fink

Du biſt der Morgenruf, wenn wir den Schritt
Zu neuer Tat mit hartem Willen gehn.
Du biſt der Morgenruf, du ſchreiteſt mit,
Wenn wir im Werktum unſerer Tage ſtehn.

Du biſt der Abendſchwur, wenn uns der Tag
Mit Weib und Kind zu Hauſe froh geſellt.
Du biſt der Abendſchwur, biſt Herz und Schlag,
Du biſt für uns das Leben und die Welt.

# Die Auslandsdeutſchen an den Führer

Kurt Kölſch

Wir ſind die Stillſten, die dir heut begegnen,
Und ſchreiten hell und ſtark doch durch die Zeit.
Wir dürfen dich nur aus der Ferne ſegnen
Und wiſſen doch, du trägſt auch unſer Leid.

Du biſt von draußen, biſt uns treu geblieben,
Seit dir das Schickſal ſelbſt die Wunden ſchlug,
Seitdem dein Herz, vom gleichen Sturm getrieben,
Stammelnd nach einer größern Heimat frug.

Nach jenem Reich, das unſern Hof umfriedet
Wie eine Mauer, kühl und hart von Stahl.
Was du erträumteſt, haſt du ſelbſt geſchmiedet
In langen Jahren banger Not und Qual.

Du biſt das Reich, das wir im Herzen tragen.
Keiner von uns, der dir ins Antlitz ſah;
Doch immer, wenn wir Heimat, Mutter ſagen,
Fühlen wir tief: Du biſt uns innig nah.

Du biſt der Stern, der uns im Abend leuchtet,
Du biſt der Morgen und der Frührotſchein.
Du biſt der Tau, der unſre Felder feuchtet,
Du biſt das Lied in unſre Nacht hinein.

Und einmal wird auch unſer Heimweh enden. —
Auf fremden Bergen liegt ein ferner Glanz.
Wir bringen dir die Herzen in den Händen
Und von der Flur den goldnen Erntekranz!

Wir ſind ſo ſehr Gemeinſchaft geworden, daß uns nur ein Wunſch erfüllt: es möchten alle Beſtandteile unſeres Volkes ihr beſtes Teil beiſteuern zum Reichtum unſeres gemeinſamen nationalen Lebens.

Adolf Hitler

# Immanuel Kant

Der Mensch kann nur werden
durch Erziehung.

# Altdeutſcher Helmſpruch

Wenn ſie mir gleich
die Eißenhawben
vomm Haupte werffen
unt mein
ſtähelin Krebs
in ſtuckh ſchlagen,
unt wenn ſie mir
das ſchwerdt zerbrechen,
hernach nehm ich Dich,
Herr Gott,
zum ſchildt
unt kempf nackendt
un werdt obſiegen.

# Guſtav Adolfs Page

Conrad Ferdinand Meyer

1

In dem Kontor eines unweit St. Sebald gelegenen nürembergiſchen Patrizierhauſes ſaßen ſich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtiſche gegenüber, der Abwicklung eines bedeutenden Geſchäftes mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit obliegend. Beide, jeder für ſich auf ſeinem Stücke Papier, ſummierten ſie dieſelbe lange Reihe von Poſten, um dann zu wünſchbarer Sicherheit die beiden Ergebniſſe zu vergleichen. Der ſchmächtige Jüngling, der dem Vater aus den Augen geſchnitten war, erhob die ſpitze Naſe zuerſt von ſeinen zierlich geſchriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt, und er wartete auf den bedächtigeren Vater, nicht ohne einen Anflug von Selbſtgefälligkeit in dem ſchmalen, ſorgenhaften Geſichte — als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem ſchweren Siegel überreichte. Ein Kornett von den ſchwediſchen Karabinieren habe es gebracht. Er beſchaue ſich jetzt nebenan den Ratsſaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde ſich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den erſten Blick die

kühnen Schriftzüge der Majestät des schwedischen Königs Gustav Adolf und erschrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in seinem neuerbauten Hause, dem schönsten von Nüremberg, bewirtet und gefeiert hatte, möchte bei seinem patriotischen Gastfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermeßlich begütert war und die Gewissenhaftigkeit der schwedischen Rentkammer zu schätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne sonderliche Besorgnis und sogar mit dem Anfange eines prahlerischen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stukkatur der Decke, welche in hervorquellenden Massen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Isaaks durch den eigenen Vater Abraham darstellte. Und sein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls, aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten Gesichtes auf ein großes Unheil ratend. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmütigen Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Um Gottes willen", stotterte der Jüngling, „was ist es, Vater?" Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

Lieber Herr!

Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Volkamers seligen †, und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen sänftiglich entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugtuung gereichen, wieder Einen aus der evangelischen Reichsstadt Nüremberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohl affektionierter
Gustavus Adolphus Rex.

„O du meine Güte", jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, „jetzt trage ich meinen Totenschein in der

Taſche, und Ihr, Vater — mit dem ſchuldigen Reſpekt geſprochen —, ſeid der Urſacher meines frühen Hinſchieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine ſo irrtümliche Meinung von meinem Wünſchen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm'!" und er richtete ſeinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm ſchwebenden Meſſer des gipſenen Erzvaters.

„Kind, du brichſt mir das Herz!" verſetzte der Alte mit einer kargen Träne. „Vermaledeit ſei das Glas Tokaier, das ich zuviel getrunken..."

„Vater", unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf, wo nicht oben, doch klar behielt, „Vater, berichtet mir, wie ſich das Unglück ereignet hat."

„Auguſt", beichtete der Alte mit Zerknirſchung, „du weißt die große Gaſterei, die ich dem Könige bei ſeinem erſten Einzuge gab. Sie kam mich teuer zu ſtehen..."

„Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekoſtet", bemerkte der Junge weinerlich, „denn ich hütete die Kammer mit einer naſſen Bauſche über dem Auge." Er wies auf ſein rechtes. „Die Guſtel, der Wildfang, halb unſinnig und närriſch vor Freude, den König zu ſehen, hatte mir den Federball ins Auge geſchmiſſen, da gerade ein Trompetenſtoß ſchmetterte und ſie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —"

„Nach abgetragenem Eſſen bei den Früchten und Kelchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf verſammelte Volk. Alle wollten ſie den König ſehen. Humpen dröhnten, Geſundheiten wurden bei offenen Fenſtern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwiſchen ſchreit eine klare, durchdringende Stimme: ‚Hoch, Guſtav, König von Deutſchland!' Jetzt wurde es mäuschenſtill, denn das war ein ſtarkes Ding. Der König ſpitzte die Ohren und ſtrich ſich den Zwickel. ‚Solches darf ich nicht hören', ſagte er. ‚Ich bringe ein Hoch der evangeliſchen Reichsſtadt Nüremberg!' Nun bricht erſt der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Platze gelöſt, alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majeſtät von ungefähr in eine Ecke. ‚Wer hat den König von Deutſchland hochleben laſſen, Leubelfing?' fragte er mich unter der Stimme. Nun ſticht mich alten betrunkenen Eſel die Prahlſucht" — Leubelfing ſchlug ſich vor die Stirn, als klage er ſie an, ihn nicht beſſer beraten zu haben —, „und ich antwortete: ‚Majeſtät, das tat mein Sohn, der Auguſt. Dieſer ſpannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienſt zu treten.' Trotz meines Rauſches wußte

ich, daß der königliche Leibdienſt von Götz Tucher verſehen wurde und der Bürgermeiſter Volkamer nebſt dem Schöppen Beheim ihre Buben als Pagen empfohlen hatten. Ich ſagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nürnberger Ware in Bayern verbrauchen würde —"

„Aber hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen laſſen?"

„Auch das war vorbedacht, Auguſt! Der verſchmitzte Spitzbube, der Charnacé, lärmte im Vorzimmer. Schon dreimal hatte er ſich melden laſſen und war nicht mehr abzutreiben. Der König ließ ihn dann eintreten und hudelte den Ambaſſadeur vor uns Patriziern, daß einem deutſchen Mann das Herz im Leibe lachen mußte. Nichts von alledem hatte ich in der Geſchwindigkeit unerwogen gelaſſen..."

„Soviel und ſowenig Weisheit, Vater!" ſeufzte der Sohn.

Dann ſteckten die beiden die Köpfe zuſammen, um eine Remedur zu ſuchen, wie ſie es nannten, jetzt unter der Stimme flüſternd, welche ſie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantierenden Angeſtellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergeſſen hatten. Aber ſie fanden keinen Rat, und ihre Gebärden wurden immer ängſtlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Guſtav Adolfs anſtimmte:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde willens ſein,
Dich gänzlich zu zerſtören!"

und ein tannenſchlankes Mädchen mit luſtigen Augen, kurzgeſchnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

„Willſt du uns die Ohren zerſprengen, Baſe?" zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübſelige Paar muſternd, erwiderte: „Ich komme, euch zum Eſſen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja beide ganz bleiche Naſenſpitzen!" Der zwiſchen den Hilfloſen liegende Brief, den das Mädchen ohne weiteres ergriff und, als ſie die kräftig hingeworfene Unterſchrift des Königs geleſen, mit leidenſchaftlichen Augen verſchlang, erklärte ihr den Schrecken. „Zu Tiſche, Herren!" ſagte ſie und ſchritt den beiden voran in das Speiſezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen ſelber nahe, wie den Leubelfingen jeder Biſſen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, ſetzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, ſchlug unter

ihrem blauen Rocke, an deſſen Gurt die Taſche und der Schlüſſelbund hing, ein ſchlankes Bein über das andere und ließ, horchend und nachdenkend, den ganzen verfänglichen Handel ſich vortragen; denn ſie ſchien vollſtändig zum Hauſe zu gehören und ſich darin mit ihrem kecken Weſen eine entſchiedene Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. „Wenn ich denke", ſagte dann das Mädchen mutig, „wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!"

„Wer denn?" fragten die Leubelfinge, und ſie antwortete: „Niemand anders als ich."

„Hol' dich der Henker, Mädchen!" grollte der Alte. „Gewiß haſt du den blauen ſchwediſchen Soldatenrock, den du dir im Schrank hinter deinen Schürzen aufhebſt, angezogen und dich in den Speiſeſaal an deinen Götzen hinangeſchlichen, ſtatt dich züchtig unter den Weibern zu halten."

„Sie hätten mir den hinterſten Platz gegeben", verſetzte das Mädchen zornig, „die kleine Hallerin, die große Holzſchuherin, die hochmütige Ebnerin, die ſchiefe Geuderin, die alberne Creßerin, tutte quante, die dem Könige das Geſchenk unſerer Stadt, die beiden ſilbernen Trinkſchalen, die Himmelskugel und die Erdkugel, überreichen durften."

„Wie kann ein ſchamhaftes Mädchen, und das biſt du, Guſtel, es nur über ſich bringen, Männertracht zu tragen!" maulte der zimperliche Jüngling.

„Das heißt", erwiderte das Mädchen ernſt, „die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Bruſttaſche das geſtopfte Loch ſichtbar iſt, das der Degen des Franzoſen geriſſen hat. Ich brauche nur einen ſchrägen Blick zu tun" — ſie tat ihn, als trüge ſie die väterliche Tracht —, „ſo ſehe ich den Riß, und es wirkt wie eine Predigt. Dann", ſchloß ſie, aus dem Ernſt nach ihrer Art in ein Lachen überſpringend, „wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht ſitzen. Kein Wunder, daß ſie mich ſchlecht kleiden, bin ich doch bis in mein vierzehntes Jahr mit dem Vater und der Mutter in kurzem Habit zu Roſſe geſeſſen."

„Liebe Baſe", jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Miſchung von Zärtlichkeit, „ſeit dem Tode deines Vaters biſt du hier wie das Kind des Hauſes gehalten, und nun haſt du mir das eingebrockt! Du lieferſt deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geſchoſſen, der Götz durch den Hals!" Ihn überlief eine Gänſehaut. „Wenn du mir wenigſtens einen guten Rat wüßteſt, Baſe!"

„Einen guten Rat", ſagte ſie nachdrücklich, „den will ich dir geben: halte dich wie ein Nüremberger, wie ein Leubelfing!"

„Ein Leubelfing!" giftelte der alte Herr. „Muß denn jeder Nüremberger und jeder Leubelfing ein Raufbold ſein wie der Rupert, dein Vater, Gott hab' ihn ſelig, der mich, den Ältern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leiterwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit ſiebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheiratet, mit dreißig in einem Raufhandel das Zeitliche geſegnet!"

„Das heißt", ſagte das Mädchen, „er fiel für die Ehre meiner Mutter —"

„Weißt du mir keinen Rat, Guſte?" drängte der junge Leubelfing. „Du kennſt den ſchwediſchen Dienſt und die natürlichen Fehler, die davon frei machen. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?"

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. „Wir wollen dich", ſagte ſie, „wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen ſtecken, und wenn der liſtige Ulyſſes vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirſt du nicht auf ein Schwert losſpringen."

„Ich gehe nicht!" erklärte der durch dieſe mythologiſche Gelehrſamkeit Geärgerte. „Ich bin nicht die Perſon, welche der Vater dem Könige geſchildert hat." Da fühlte er ſich an ſeinen beiden dünnen Armen gepackt. Ihm den linken klaubend, zeterte der alte Leubelfing: „Willſt du mich ehrwürdigen Mann dem Könige als einen windigen Lügner hinſtellen?" Das Mädchen aber, den rechten Arm des Vetters drückend, rief entrüſtet: „Willſt du mit deiner Feigheit den braven Namen meines Vaters entehren?"

„Weißt du was", ſchrie der Gereizte, „gehe du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie du ausſiehſt und dich beträgſt, das Mädchen in dir ebenſowenig vermuten als der Ulyſſes am Ofen, von dem du fabelſt, in mir den Buben erraten hätte! Mach' dich auf zu deinem Abgott und bet' ihn an! Am Ende", fuhr er fort, „wer weiß, ob du das nicht ſchon lange in dir trägſt? Träumeſt du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren biſt, wachend und ſchlafend. Als ich vorgeſtern auf meine Kammer ging, an der deinigen vorüber, hörte ich deine Traumſtimme ſchon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht ans Schlüſſelloch zu halten. ‚Der König! Wache heraus! Präſentiert Gewehr!'" Er ahmte das Kommando mit ſchriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte ſich ab. Eine Purpurröte war ihr in Wangen und Stirne geſchoſſen. Dann zeigte ſie wieder die warmen, lichtbraunen Augen und ſprach: „Nimm dich in acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Niemmen getragen wird!“

Das Wort war ausgeſprochen, und ein kindiſcher Traum hatte Geſtalt gewonnen als ein dreiſtes, aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Mutes und der Verwegenheit war ein Überfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftes Zeugnis abgelegt — und die Ehrfurcht vor dem Könige taten Einſpruch. Da ergriff ſie der Strudel des Geſchehens und riß ſie mit ſich fort.

Der ſchwediſche Kornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen ins Lager führen ſollte, meldete ſich. Statt in die grauen Mauerbilder Meiſter Albrechts, hatte er ſich in eine luſtige Weinſtube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenſchlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangſt um ſeinen Sohn und um ſeine Firma, machte eine Bewegung, die Knie ſeiner Nichte zu umfangen, nicht anders, als, um den Körper ſeines Sohnes bittend, der greiſe Priamus die Knie Achills umarmte, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu ſchlottern begann. Das Mädchen machte ſich mit einem krampfhaften Gelächter los und entſprang durch eine Seitentür gerade einen Augenblick, ehe ſporenklirrend der Kornett eindrang, ein Jüngling, dem der Mutwille und das Lebensfeuer aus den Augen ſpritzte, obwohl er in der ſtrengen Zucht ſeines Königs ſtand.

Auguſte Leubelfing wirtſchaftete haſtvoll, wie berauſcht, in ihrer Kammer, packte einen Mantelſack, warf ſich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem ſchlanken und knappen Wuchs wie angegoſſen ſaßen, und dann auf die Knie zu einem kurzen Stoßſeufzer, um Vergebung und Begünſtigung des Abenteuers betend.

Als ſie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Kornett entgegen: „Raſch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Roſſe ſcharren! Der König erwartet uns! Nehmt Abſchied von Vater und Vetter!“ Und er ſchüttete mit einem Zug den Inhalt des ihm vorgeſetzten Römers hinter ſeinen feinen Spitzenkragen.

Der in ſchwediſche Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte ſich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte ſie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar geſegnet; dann aber plötzlich in eine un-

bändige Luſtigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, ſchwang ſie hin und her und rief: „Lebt wohl, Jungfer Baſe!“ Der Kornett ſchüttelte ſich vor Lachen: „Hol' mich, ſtraf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunſt und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Gebärde, wie ſie bei uns in Finnland ſingen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt...

Hol' mich, ſtraf' mich!“ Er entführte mit einem raſchen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und ſtülpte es dem jungen Leubelfing auf den von ſparſamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die ſpitzige Naſe und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Kornett ſeinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieſer aber trat einen Schritt zurück und ſprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: „Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reſerve und ein Feind naher Berührung!“

„Potz!“ ſagte dieſer, ſtellte ſich aber ſeitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge raſſelten die Treppe hinunter.

Lange noch ratſchlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher ſeine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nüremberg nicht länger ſei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieſer ſollte einen Zweig des Geſchäftes nach Kurſachſen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verſcherzten patriziſchen Namen, ſondern unter dem plebejiſchen „Laubfinger“, nur auf kurze Zeit, bis der jetzige Auguſt von Leubelfing neben dem Könige vom Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod geſtürzt ſei, welches Ende nicht werde auf ſich warten laſſen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauſchte ſich erhob und ſeinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über ſeinen verſtörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der ſchwediſche Taugenichts aufgeſetzt hatte.

## 2

„Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendſten Fällen dem Könige, meinem Herrn, eine aufgehende Naht ſeines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf erſetzen würdeſt, vergäbeſt du deiner Pagenwürde nicht das geringſte. Haſt du denn in Nüremberg Mütter-

chen oder Schweſterchen nie über die Schulter auf das Nähkiſſen geſchaut? Iſt es doch eine leichte Kunſt, welche dich jeder ſchwediſche Soldat lehren kann. Du rümpfſt die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgſam! Sieh' da mein eigenes Beſteck! Ich ſchenk' es dir."

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden, reichte dem Pagen Leubelfing ein Beſteck von engliſcher Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Schere. Dem Könige aus eiferſüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreiſend, hatte ſie ihn mitten in ſeinem unſeligen Lager bei Nüremberg, wo er einen in dasſelbe eingeſchloſſenen, vom Kriege halb verwüſteten Edelſitz bewohnte, mit ihrem kurzen Beſuche überraſcht. In den widerſtrebenden Händen des Pagen öffnete ſie das Etui, enthob ihm den ſilbernen Fingerhut und ſteckte denſelben dem Pagen an mit den holdſeligen Worten: „Ich binde dir's aufs Gewiſſen, Leubelfing, daß mein Herr und König ſtets proper und vollſtändig einhergehe."

„Den Teufel ſcher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majeſtät", erwiderte Leubelfing, unmutig errötend, aber mit einer ſo drolligen Miene und einer ſo angenehm markigen Stimme, daß die Königin ſich keineswegs beleidigt fühlte, ſondern mit einem herablaſſenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Dieſem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürſtin, von welchem dieſe gutmütige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemachs den Auftritt belauſcht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er ſeinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Guſt", ſagte er dann, „du ſchwörſt ja wie ein Papiſt oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben."

In der Tat achtete Guſtav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch

der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringsten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar errötete! Auch vergaß er es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland" hatte hochleben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstohlenen Glückes gehabt hätte. Berauschende Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Atemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tötenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

Als der nürembergische Junker August Leubelfing von dem Kornett dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen, und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödlich erblassen sah, so taten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohntheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder

Augenblick konnte es bringen, daß er den tödlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödlich verwundet in den Armen Gustav Adolfs ausatmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Tieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegenteil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Casse-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Überhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christentum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerke die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und geopferten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt, und im Brettspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrügen lassen, oder von Festen und Kostümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebensosehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgendeine männliche Gebärde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine

kurzſichtige Bewegung des Königs gab dem Erſchreckten die Gewißheit zurück, Guſtav unterliege demſelben Blendwerk wie bei der Geburt ſeiner Chriſtel. Dann geriet der wieder ſicher Gewordene wohl in eine übermütige Stimmung und gab etwas ſo Verwegenes und Perſönliches zum beſten, daß er ſich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen ehelichen Lobe der Königin im Munde Guſtavs die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgeſehen habe? Dieſe Jugendgeliebte Guſtavs und ſpätere Gemahlin De la Gardies, welchen ſie, da ihr der tapferſte Mann des Jahrhunderts entſchlüpft war, als den zweittapferſten heiratete, beſaß dunkles Haar, ſchwarze Augen und ſcharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, ſondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in deſſen Winkeln Guſtav die Luſt zu einem mutwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab ſich eines Tages, daß der König ſeiner Chriſtel das Geſchenk eines erſten Siegelringes machte. Auf den edlen Stein desſelben ſollte der Mode gemäß ein Denkſpruch eingegraben werden, eine Deviſe, wie man es hieß, welche — im Unterſchiede mit dem ererbten Wappenſpruche — etwas dem Beſitzer des Siegels perſönlich Eigenes, eine Maxime ſeines Kopfes, einen Wunſch ſeines Herzens, in nachdrücklicher Kürze ausſprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum" des jungen Karls V. Guſtav hätte wohl ſeinem Kinde ſelbſt einen Leibſpruch erfunden, aber wieder der Mode gemäß mußte dieſer lateiniſch, italieniſch oder franzöſiſch lauten.

So ſuchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tauſend darin verzeichneten Sinnſprüchen berühmter oder witziger Leute mit ſeinen lichtgefüllten, doch kurzſichtigen Augen nach demjenigen, welchen er ſeiner erſt ſiebenjährigen, aber frühreifen Chriſtel beſcheren wollte. Er beluſtigte ſich an den lakoniſchen Sätzen, welche das Weſen ihrer Erfinder — meiſtenteils geſchichtlicher Perſönlichkeiten — oft richtig, ja ſchlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menſchlichen Selbſttäuſchung und Prahlerei, das gerade Gegenteil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem ſcharfen ſchwarzen Schatten auf das hell beleuchtete Blatt und eine Deviſe von unbekanntem Urſprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Deviſe aber lautete: „Courte et bonne!" Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, ſo ſei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, ſann einen Augenblick, ſchüttelte bedenklich den Kopf und zupfte, über ſich greifend, ſeines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte

er Leubelfing auf ſeinen Schemel nieder, in der Abſicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Guſt Leubelfing", begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polſter gedrückt, ſo daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorſprang und das ſchalkhafte Licht der halbgeſchloſſenen Augen auf das lauſchend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, „Guſt Leubelfing, mein Sohn! Ich vermute, dieſen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein ‚Epikurer', wie Doktor Luther ſolche Leute nennt. Unſer Leben iſt Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünſchen, ſondern wir nehmen es, wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das iſt ſchlicht und recht. Aber nicht voll Rauſches und Taumels, wie der franzöſiſche Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie haſt du ihn verſtanden, mein lieber Sohn?"

Leubelfing antwortete erſt ſchüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entſchloſſener: „Solchergeſtalt, mein gnädiger Herr: Ich wünſche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel und in den Raum einer Stunde vereinigt, daß ſtatt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entſtünde, um dann zu löſchen wie ein zuckender Blitz." Sie hielt inne. Dem Könige ſchien dieſer Stil und dieſer „zuckende Blitz" nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuſelte ſpottend die feinen Lippen. Aber das noch ungeſprochene rügende Wort unterbrechend, leidenſchaftlich hingeriſſen, rief der Page aus: „Ja, ſo möcht' ich! Courte et bonne!" Dann beſann er ſich plötzlich und fügte demütig bei: „Lieber Herr! Möglicherweiſe mißverſteh' ich den Spruch. Er iſt vieldeutig wie die meiſten hier im Buche. Eines aber weiß ich, und das iſt die lautere Wahrheit: Wenn dich, mein liebſter Herr, die Kugel, welche dich heute ſtreifte..." — er verſchluckte das Wort —, „Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du biſt ein Jüngling und zugleich ein Mann — und dein Leben iſt ein gutes!"

Der König ſchloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erſt heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigſtens nicht zu beantworten.

So ſpielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckiſches oder verderbliches Schickſal es darauf abſehe, dem verliebten Kinde ſeinen vergötterten Helden aufs innigſte zu verbinden, ihm denſelben in immer neuer Geſtalt und in ſeinen tiefſten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit ſeinem

Herrn auch den herbſten Schmerz teilen, welchen es gibt, den väterlichen. — Der König bediente ſich Leubelfings, dem er das unbedingteſte Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeiſterin ſeines Prinzeßchens ſich vorleſen und dann auch beantworten zu laſſen. Dieſe Dame ſchrieb einen kritzligen, ſchmalen Buchſtaben und einen breiten, gründlichen Stil, ſo daß Guſtav ihre umſtändlichen Schreiben meiſt gleich dem Pagen zuſchob, deſſen raſche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefſeite nicht weniger behende hinunterſprangen als ſeine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumſchlages das große S, womit man damals wichtige oder ſekrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit ſie der Empfänger perſönlich öffne und leſe. Die Pageneigenſchaften: Neugier und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel, und eine wunderliche Geſchichte kam zum Vorſchein. Die Hofmeiſterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige ſelbſt verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorſchreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Chriſtel einen Lehrer des Italieniſchen zu beſtellen. Die mit Umſicht vorgenommene Wahl ſchien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher ſich auf langen Reiſen weit in der Welt umgeſehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erſcheinung und des Geiſtes, einen edelſchlanken Körperbau, einnehmende Geſichtszüge, eine fein gewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befeſtigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finſterer Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, chriſtliche Demut. Und die Hauptſache: ein echtes Luthertum, welches, wie er ſelbſt bekannte, erſt in dem modernen Babylon angeſichts der römiſchen Greuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer ſelbſtändigen und unerſchütterlichen Überzeugung geworden ſei. Die kühle und verſtändige Hofmeiſterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieſer Jüngling habe es ihr angetan. Auch die junge Prinzeß lernte friſch drauflos mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem ſolchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeiſterin eines Tages die gelehrige und phantaſiereiche Chriſtel, wie ſie, in einem Winkel geduckt, ſich im ſtillen damit vergnügte, die Kugeln eines Roſenkranzes von wohlduftendem Zedernholz herunterzubeten, an denen ſie von Zeit zu Zeit mit ſchnupperndem Näschen roch. „Ein reißender Wolf im Schafskleide!“ ſchrieb die brave Hofmeiſterin mit fünf Ausrufungszeichen. „Ich ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und wurde zur weißen Bildſäule.“

Auch Guſtav Adolf erbleichte, im Tiefſten erſchüttert, und ſeine großen blauen Augen ſtarrten in die Zukunft. Er kannte die Geſellſchaft Jeſu.

Der Jeſuit war ins Gefängnis gewandert, und ihm ſtand nach dem drakoniſchen ſchwediſchen Geſetze eine Halsſtrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieſer aber befahl dem Pagen, umgehend an die Hofmeiſterin zu ſchreiben: Mit dem Mädchen ſeien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jeſuiten ſchaffe man ohne Geſchrei und Aufſehen über die Grenze, „denn" — ſo diktierte er Leubelfing — „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit ſeinem gefälſchten Gewiſſen ließe ſich ſchlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitſamt ſeiner geheimen böſen Luſt, das bildſame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben."

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen" — ſo nannte er das Attentat auf die Seele ſeines Kindes — nicht mehr los, und er erging ſich in Gegenwart ſeines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöſchen ſeiner Ampel, raſtlos auf und nieder ſchreitend, freilich eher im Selbſt- als im Zwiegeſpräche, über die Lüge, die Sophiſtik und die Verlarvungen der frommen Väter, während ſich der im Halbdunkel ſitzende Page entſetzt und zerknirſcht an die klopfende junge Bruſt ſchlug und die leiſen, beſchämenden Worte ſich zurief: „Auch du biſt eine Lügnerin, eine Sophiſtin, eine Verlarvte!"

Seit jenen nächtigen Stunden ängſtigte ſich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über ſeine Larve und ſein Geſchlecht. Der nichtigſte Umſtand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieſer Schande zu entgehen, beſchloß der Ärmſte zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, ſein Roß zu ſatteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unſchuldige Liebkoſung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zumute wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten ſeine Augen, und fröhlich ritt er der tödlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, ſeinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in ſeiner Abendſtunde beim trauten Lichtſchein ſeinen Pagen über einer Dummheit oder Unwiſſenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krauſe Haar fuhr, ſagte ſich dieſer, in herzlicher Luſt und Angſt erbebend: Es iſt

das letztemal! So friſtete er ſich und genoß das höchſte Leben mit der Hilfe des Todes.

Es war ſeltſam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an ſich geriſſen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der chriſtliche Held ſein Schickſal täglich, ja ſtündlich und faſt herausfordernd in die Hände ſeines Gottes. Den Bruſtharniſch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein ſchmiegſames, feines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorſichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meiſterſtück niederländiſcher Schmiedekunſt, langte an, und die Königin ſchrieb dazu, ſie hätte erfahren, der Friedländer trage ein ſolches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht ſchlechter beſchirmt in den Kampf gehen. Dies feine Geſchmiede warf Guſtav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, deſſen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, ſich dicht an dieſelbe drückend, wie Guſtav inbrünſtig betete und ſeinen Gott beſtürmte, ihn im Vollwerte hinwegzunehmen, wenn ſeine Stunde da ſei, bevor er ein Unnötiger oder Unmöglicher werde. Zuerſt quollen der Lauſcherin die Tränen, dann erfüllte ſie vom Wirbel zur Zehe eine ſelbſtſüchtige Freude, ein verſtohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Ähnlichkeit ihres kleinen mit dieſem großen Loſe, der dann mit dem albernen Kindergedanken, eine gemeinſame Silbe beendige ihren Namen und beginne den des Königs, ſich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte ſchlecht, denn er träumte mit ſeinem Gewiſſen. In den richtenden Bildern, welche vor ſeinen Traumaugen aufſtiegen, geſchah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurteilender Gebärde von ſich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Beſenſtiel und den derbſten Scheltworten, wie die gebildete Frau ſolche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche ſie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, ſeine Fuchsſtute gehe mit ihm durch und raſe durch eine nackte, von einer zornigen Spätglut gerötete Gegend einer Schlucht zu, der König ſetze ihm nach, er aber ſtürze vor den Augen ſeines Retters oder Verfolgers in die zerſchmetternde Tiefe, von einem hölliſchen Gelächter umklungen.

3

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte, und der Page fand ſeinen König, der ſich in einem Zuge kühl und hell geſchlafen hatte, in der gelaſſenſten und leutſeligſten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachſchrift, worin ſie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu ſehen in einem Fall und in einer Nöte, welche der hilfreichen Frau naheging. Der Herzog von Lauenburg, ein unſittlicher Menſch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Baſen der Königin aus politiſchen Gründen geheiratet hatte, gab öffentliches Ärgernis, indem er, von den blonden Flechten und waſſerblauen Augen ſeines Weibes gelangweilt, ſeine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das ſchwediſche Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slawonierin neben ſich hielt. Dieſe hatte er, als ein Wegelagerer, der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländiſchen Eskorte weggefangen. Nun erſuchte die Königin ihren Gemahl, dieſem prahleriſchen Ehebruch ein raſches Ende zu machen; denn der Lauenburger, den Blicken nur des Königs ausweichend, prunkte vor ſeinen Standesgenoſſen mit der hübſchen Beute und gönnte ſich, als einem Reichsfürſten, die Sünde und den Skandal dazu. Guſtav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slawonierin — man nannte ſie die Korinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Rekognoſzierungsritte zurück zu ſein glaubte. Streng und menſchlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Teil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallenſteiniſche Lager zuzuſenden. Er verritt, den Pagen Leubelfing zurücklaſſend, mit der Weiſung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verſtrich, und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Korinna, von ein paar grimmigen ſchwediſchen Pikenieren begleitet, welche ſie dem Pagen, der im Vorzimmer über ſeinem Briefe ſaß, Degen und Piſtolen neben ſich auf den Tiſch gelegt, überlieferten. Vor dem Tore des Schlößchens ſtand ja eine Wache.

Neugierig ſchickte der Page einen Blick über ſeine Buchſtaben hinweg nach der Gefangenen, die er ſich ſetzen hieß, und erſtaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug ſie über vollen Schultern auf einem feinen Halſe ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, ſtillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mund-

winkel, ſo war es das ſüße Haupt einer Muſe, wie unmuſenhaft die Korinna ſein mochte. Pechſchwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das feſſelnde Geſicht. Die in Unordnung geratene buntfarbige Kleidung, von keinem ſüdlich leuchtenden Himmel gedämpft, erſchien unter einem nordiſchen grell und aufdringlich. Der Buſen klopfte ſichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo iſt der König, Junker?“ fragte ſie mit einer hohen, vor Erregung ſchreienden Stimme. „Iſt verritten. Wird gleich zurück ſein!“ antwortete Leubelfing in ſeiner tiefſten Note.

„Der König bilde ſich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog laſſe“, fuhr das leidenſchaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo ſollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grauſam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog iſt Reichsfürſt.“ Offenbar plapperte die Angſtvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für ſich ein frevelhafter Menſch, ſeinen Fürſtenmantel, halb im Hohn, halb im Ernſt, allen ſeinen Miſſetaten umhing.

„Nutzt ihm nichts, Jungfer, verſetzte der Page Guſtav Adolfs. „Reichsfürſt hin, Reichsfürſt her, der König iſt ſein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu parieren.“

„Der Herzog“, zankte die Slawonierin, „iſt vom alleredelſten Blut, der König aber ſtammt von einem gemeinen ſchwediſchen Bauer.“ Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Guſtav Waſas entſtandene Märchen vorgeſtellt haben. Leubelfing erhob ſich beleidigt und ſchritt bolzgerade auf die Korinna zu, machte dicht vor ihr Halt und fragte geſtreng: „Was ſagſt?“ Auch das Mädchen hatte ſich ängſtlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Teurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und

laſſe nicht von ihm! Niemals!" So rief und flehte ſie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich ſie in unſäglicher Verblüffung einen Schritt zurück, und das ſeltſamſte Lächeln der Welt irrte um ihren ſpöttiſch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schweſterchen", liſpelte die Korinna mit einem ſchlauen Blick, „wenn du deinen Einfluß" — in demſelben Moment hatte Leubelfing ſie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Knie niedergedrückt und den Lauf ſeines raſch ergriffenen Piſtols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück' los", rief die Korinna halb wahnſinnig, „und der Luſt und des Elends ſei ein Ende!" wich aber doch dem Lauf mit den behendeſten und gelenkigſten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt ſetzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eiſens mitten auf die Stirn und ſprach totenbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit." Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon", wiederholte der Page, „und du ſchwörſt mir bei dieſem Kreuz" — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Buſen gezerrt —, „von wem haſt du das? Von deiner Mutter, ſagſt du? — Du ſchwörſt mir bei dieſem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach' ſchnell, oder ich ſchieße!"

Aber der Page ſenkte ſeine Waffe, denn er vernahm Roßgeſtampf, das Geraſſel des militäriſchen Saluts und die treppanſteigenden ſchweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die ſich von den Knien erhebende Korinna, einen flehenden Blick, in welchem zu leſen war, was er nie ausgeſprochen hätte: Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrate mich nicht! Ich liebe den König!

Dieſer trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, ſtreng wie ein Richter in Iſrael, in heiliger Entrüſtung, in loderndem Zorn, wie ein bibliſcher Held, der ein himmelſchreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Szene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das ſchwediſche Lager flüchtenden Haufens deutſcher Bauern durch deutſchen Adel unter Führung eines deutſchen Fürſten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezecht, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteurer zweifelhafteſter Art, der Bank hielt, hatte ſie alle ausgebeutelt. Den mutmaßlich falſchen Spieler ließen ſie nach einem kurzen Wortwechſel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen,

brachen dagegen, gereizt und übernächtigt zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr ſchwer beladener Wagen ein, das ſich in einer Lagergaſſe ſtaute. Der Lauenburger, der, im Vorbeireiten ſein Zelt öffnend, das Neſt leer gefunden und ſeinen Verdacht ohne weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgeſprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer Tat an, von welcher er wußte, daß ſie, von dem Könige vernommen, Guſtav Adolf in das Herz ſchneiden würde.

Aber dieſer ſollte den Frevel mit Augen ſehen. Mitten in den Tumult — Kiſten und Kaſten wurden erbrochen, Roſſe niedergeſtochen oder geraubt, Wehrloſe mißhandelt, ſich zur Wehr Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem ſich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünſchungen erhoben, nicht anders als zum Throne Gottes. Der König beherrſchte und verſchob ſeinen Zorn. Zuerſt gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu ſorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu ſich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn ſeinen roten Mantel umwerfen und — in einiger Entfernung — folgen.

In dieſer Stimmung befand ſich König Guſtav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht ſeine klaren Augen beleidigte.

„Wer ſind deine Eltern?“ begann er, es verſchmähend, ſich nach ihrem eigenen Namen oder Schickſal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Kroaten; die Mutter ſtarb früh weg“, erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln ſeinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde dich deinem Vater zurückſenden“, ſagte er.

„Nein“, antwortete ſie, „er würde mich erſtechen.“

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er ſuchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du haſt dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieſes iſt verboten“, beſchuldigte er ſie.

„Niemals“, widerſprach die Korinna aufrichtig entrüſtet, „nie beging ich dieſe Zuchtloſigkeit.“

„Aber“, fuhr der König fort, „du brichſt die Ehe und machſt eine edle junge Fürſtin unglücklich.“

Eine raſende Eiferſucht loderte in den Augen der Slawonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? Was

kümmert mich die andere?" trotzte ſie wegwerfend. Der König betrachtete ſie mit einem erſtaunten Blicke, als frage er ſich, ob ſie je in eine chriſtliche Kinderlehre gegangen ſei.

„Ich werde für dich ſorgen", ſagte er dann. „Jetzt befehle ich dir: du läſſeſt von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe iſt eine Todſünde. Wirſt du gehorchen?" Sie hielt erſt mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem feſten, ſtarren Blick den des Königs aus und ſchüttelte das Haupt. Dieſer wendete ſich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Türe ſtand.

„Was ſoll der mit mir?" fragte das Mädchen ſchaudernd. „Iſt's der Henker? Wird er mich richten?"

„Er wird dir die Haare ſcheren, dann bringt dich der nächſte Transport nach Schweden, wo du in einem Beſſerungshauſe bleibſt, bis du ein evangeliſches Weib geworden biſt."

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geſchorenes Schädelchen, welche entehrendere, beſchämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eiſige Land mit ſeiner Winternacht, von welchem ſie hatte fabeln hören, dort ſei der Eingang zum Reiche der Larven und Geſpenſter! Beſſerung? Welche ausgeſuchte, grauſame Folter bedeutete dieſes ihr unbekannte Wort? Ein evangeliſches Weib? Was war das, wenn nicht eine Ketzerin? Und ſo ſollte ſie zu alledem noch ihres beſcheidenen himmliſchen Teiles verluſtig gehen? Sie, die keine Faſten brach und keine fromme Übung verſäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerriſſenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünſtig.

Dann ließ ſie die irren Augen im Kreiſe laufen. Dieſe blieben auf dem Pagen haften, und Racheluſt flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher ſie des Ehebruchs geziehen, gleicherweiſe einen Ehebrecher zu ſchelten. Dieſer ſtand ruhig beiſeite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denſelben mit nahen Blicken. Seine aufmerkſamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemiſchter Ausdruck etwas Majeſtätiſches und Göttliches hatte, erſchreckten die Korinna; ſie fürchtete ſich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchſige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenſchaft verzogene Männerantlitz richtig beurteilte, ohne davor zu erſchrecken, wurde aus dieſer veredelten menſchlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger anſehen. Am Ende, dachte ſie, iſt der Schneekönig ein gefrorener

Menſch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umſchleichende Liebe nicht ſpürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch! Und dann — ſie liebt ihn.

Jetzt trat der Profos einen Schritt vorwärts und ſtreckte die Hand nach der Slawonierin aus. Dieſe gab ſich verloren. Blitzſchnell richtete ſie ſich an dem Pagen auf und wiſperte ihm ins Ohr: „Laß mir zehn Meſſen leſen, Schweſterchen! Von den teuren! Du biſt mir eine dicke Kerze ſchuldig! Nun, eine hat das Glück, die andere" — ſie fuhr in die Taſche, zog einen Dolch heraus, ſchleuderte die Scheide ab und zerſchnitt ſich in einem kunſtfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte ſie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige ſpreitete ſeinen roten Mantel, legte ſie der Länge nach darauf, hüllte ſie ein und trug ſie wie ein ſchlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitentüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen, und mit dem Schlage neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügeltür öffnete, unter die verſammelten deutſchen Fürſten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder ſechzig ſein. Die Herrſchaften hielten ſich nicht allzu ehrerbietig, manche ſogar nachläſſig, als ob ſie ebenſowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kennten: ſchlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beſchränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann ſtellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt ſich in beſcheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu ſuchen hatte. Dieſer Kriegsmann war unter die Fahnen Guſtav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigſten Helden ſeiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche ſehen müſſe: Undank, Maske, Fallſtrick, Intrige, Kabale, verdecktes Spiel, verteilte Rollen, verwiſchte Spuren, Beſtechung, Länderverkauf, Verrat, lauter in ſeinen helvetiſchen Bergen vollſtändig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte ſich hier eingefunden, vielleicht um ſeinem intimen Freunde, dem franzöſiſchen Geſandten, welcher ſich von ſeiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzoſen brennen, wie ſie einmal ſind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung ſeiner Seele einem Sieg der Tugend über das Laſter beizuwohnen. Er kniff ſeelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten Hände. Dieſem Tugendbilde gegenüber,

rechts vom Könige, ſtand die freche Sünde: der Lauenburger, der mit unruhigen Füßen in ſeiner reichſten Tracht und ſeinem koſtbarſten Spitzenkragen, dämoniſch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieſer ſeinen Mantel übergeben. Unter deſſen Falten hatte er eine Menſchengeſtalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeſchlagen.

Guſtav maß die Verſammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauſte der Sturm. Seltſam — der König, gereizt durch den Widerſpruch dieſer ſtolzen Geſichter, dieſer übermütigen Haltungen, dieſer prunkenden Rüſtungen mit dem Unadel der darunter ſchlagenden Herzen, bediente ſich, um den Hochmut zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, abſichtlich einer groben, ja bäuriſchen Rede, wie ſie ihm ſonſt nicht eigen war.

„Räuber und Diebe ſeid ihr vom erſten zum letzten! Schande über euch! Ihr beſtehlet eure Landsleute und Glaubensgenoſſen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erſchöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht ſoviel von euch genommen, um mir eine Reithoſe machen zu laſſen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutſchem Gute zu bekleiden! Euch ſchenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweineſtall hab' ich für mich behalten!"

Mit ſo derben und harten Worten beſchimpfte der König dieſen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer ſeid ihr, ja, das ſeid ihr! Über euer Reiten und Fechten iſt nicht zu klagen!" ließ dann aber einen zweiten, noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebelliert ihr gegen mich", forderte er ſie heraus, „ſo will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!"

Er ſchloß dann mit einer chriſtlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete ſich mit der Hand eine Träne. Die Herren gaben ſich die Miene, es fechte ſie nicht ſonderlich an, aber ihre Haltung war ſichtlich eine beſcheidenere geworden. Einige ſchienen ergriffen, ja gerührt. Das deutſche Gemüt erträgt eine grobe, redliche Schelte beſſer als eine lahme Predigt oder einen feinen, ſchneidenden Hohn.

Inſoweit wäre es nun gut und in der Ordnung geweſen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen ſeine Standesgenoſſen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloſes Wort fallen:

„Wie mag Majeſtät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unſere Untertanen erleichtert!“

Guſtav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Türe lehnte.

„Lege dieſem Herrn deine Hand auf die Schulter!“ befahl er ihm. Der Profos trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürſt hatte den Degen aus der Scheide geriſſen, und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Guſtav entwaffnete den Lauenburger, ſtemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ ſie in Stücke ſpringen. Dann ergriff er die breite, behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte ſelbſt ſie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt ſie dort eine gute Weile feſt, ſprechend: „Du biſt ein Reichsfürſt, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!“

Dann wandte er ſich und ging. Der Profos folgte ihm mit gemeſſenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die enge ſtehenden Herrſchaften in eine Fenſterniſche gedrängt hatten, vor der eine ſchwere Damaſtdecke mit rieſigen Quaſten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Korinna, der ihn zugleich erſchüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von ſeinem Helden heruntergemachten Fürſten wie die Perſonen einer Komödie erſchienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter ſeinen Vater, in deſſen Hut er ſich weiß und deſſen Anſehn und Macht er bewundert, einen pflichtvergeſſenen Knecht ſchelten hört. Bei der erſten Silbe aber, welche der Lauenburger ausſprach, war er zuſammengeſchrocken über die unheimliche Ähnlichkeit, welche die Stimme dieſes Menſchen mit der ſeinigen hatte. Derſelbe Klang, dasſelbe Mark und Metall. Und dieſer Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Guſtav ſich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünſtelte Lache aufſchlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geſchimpft, der ſchwediſche Bauer! Donnerwetter, haben wir den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutſche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich laſſe ein Fäßchen Würzburger anzapfen!“ Und er legte ſeinen rechten Arm in den linken der Fürſtlichkeit, die ihm zunächſt ſtand. Dieſer Herr aber zog ſeinen linken Arm

höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt."

Sich an einen anderen wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: „Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig!" Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne weiteres den Rücken. Sooft er seine Versuche wiederholte, sooft wurde er, und immer kürzer und derber, abgewiesen. Vor seinen Schritten und Gebärden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wütend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

4

In der Dämmerstunde desselben ereignisvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtig befundenen Salvokondukt versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben, verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehengeblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist", sagte er leichthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn." Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und diktatorische Gebärde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nüremberg, Gnaden zu dienen."

„Eine kunstfertige Stadt", bemerkte der andere gleichgültig. „Tue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker

— zu probieren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demütige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben." Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe."

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eurige", sagte er.

„Nein, Hauptmann", erwiderte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder." — „So gebt mir ihn zurück!", und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser tat einige Schritte mit wachsendem Erstaunen, und seine stark gewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?" Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigentümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?" Er winkte den Pagen mit einer Gebärde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angſt als von Neugier getrieben, öffnete er leiſe einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es geſagt werden muß — durch eine Wandſpalte den König ſchon einmal — nur einmal — belauſcht hatte, um ihn ungeſtört und nach Herzensluſt zu betrachten. Daß ſein Auge und abwechſelnd ſein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür ſorgte der ſeltſame Inhalt des belauſchten Geſpräches.

Die ſich Gegenüberſitzenden ſchwiegen eine Weile, ſich betrachtend, ohne ſich zu fixieren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schickſal Deutſchlands beſtimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und ſich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entſcheidenden, eine neue Lage der Dinge ſchaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Übereinkommen unmöglich ſei. Dieſem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majeſtät", ſagte er, „ich komme in einer perſönlichen Angelegenheit." Guſtav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

„Ich pflege im Bette zu leſen, wann mich der Schlaf meidet. Geſtern oder heute früh fand ich in einem franzöſiſchen Memoirenwerke eine unterhaltende Geſchichte. Eine wahrhaftige Geſchichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Depoſition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu ſchätzen weiß. Ich erzähle ſie mit der Erlaubnis der Majeſtät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partiſan ein, Poltrot oder wie der Menſch hieß. Wie ein halb Wahnſinniger warf er ſich auf einen Stuhl und begann ein Selbſtgeſpräch, worin er ſich über den politiſchen und militäriſchen Gegner des Admirals, Franz Guiſe, leidenſchaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu ſchaffen. Es war, wie geſagt, das Selbſtgeſpräch eines Geiſtesabweſenden, und es ſtand bei dem Admiral, welchen Wert er darauf legen wollte — ich möchte die Szene einem Dramatiker empfehlen, ſie wäre wirkſam. Der Admiral ſchwieg, da er das Gerede des Menſchen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guiſe fiel, von einer Kugel..."

„Hat Coligny ſo gehandelt", unterbrach der König, „ſo tadle ich ihn. Er tat unmenſchlich und unchriſtlich."

„Und unritterlich", höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit", bat der König.

„Majeſtät, etwas Ähnliches iſt mir heute begegnet, nur hat der zum Mord ſich Erbietende eine noch künſtlichere Szene ins Werk geſetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beſchäftigt war,

ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich erraten. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genötigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugnis abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre untunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

„Freilich", stimmte der König bei.

„Majestät", sprach der Friedländer, jede Silbe schwer betonend, „du bist gewarnt!"

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüt nicht damit vergiften", sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indizien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß, der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegenblieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen", beteuerte er.

„Auch ich", erwiderte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürge für keinen Menschen. Ein

Geſicht kann täuſchen, und — täuſchte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich ſehen, wäre es mein Liebling, deſſen Stimme klingt wie die Stimme meines Haſſers und deſſen Hand dasſelbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das iſt dunkel. Das iſt ein Verhängnis. Das kann verderben."

Guſtav lächelte. Er mochte ſich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch ſeinen ungeheuerlichen Pakt mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimäriſchen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerſpruch durchſchauend zwiſchen dem Glauben an ein Fatum und den Verſuchen, dieſes Fatum zu entkräften, wollte der ſeines lebendigen Gottes Gewiſſe mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, ſein Spiel trieb. Er ließ das Geſpräch fallen und erhob ſich, dem Herzoge für ſein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handſchuh, welchen der Friedländer nachläſſig auf ein zwiſchen ihnen ſtehendes Tiſchchen geworfen hatte, aber mit einer ſo kurzſichtigen Gebärde, daß ſie dem ſcharf blickenden Wallenſtein, der ſich gleichfalls erhoben hatte, ſeinerſeits ein unwillkürliches Lächeln abnötigte.

„Ich ſehe mit Vergnügen", ſcherzte der König, den Friedländer gegen die Türe begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben beſorgt iſt."

„Wie ſollt' ich nicht?" erwiderte dieſer. „Ob ſich die Majeſtät und ich mit unſern Armaden bekriegen, gehören die Majeſtät und ich" — der Herzog wich höflich einem „wir" aus — „dennoch zuſammen. Einer iſt undenkbar ohne den andern, und" — ſcherzte er ſeinerſeits — „ſtürzte die Majeſtät oder ich von dem einen Ende der Weltſchaukel, ſchlüge das andere unſanft zu Boden."

Wieder ſann der König und kam unwillkürlich auf die Vermutung, irgendeine himmliſche Konjunktur, eine Sternſtellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesſtunden im Zuſammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verſtohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltſamerweiſe gewann dieſe Vorſtellung trotz ſeines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der chriſtliche König, daß die Atmoſphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzuſtecken beginne. Er tat wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majeſtät", endete der Friedländer faſt gemütlich ſeinen Beſuch, „ſollte ſich wenigſtens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und iſt der Majeſtät an das Herz gewachſen. Wenn man

keine Söhne hat! Ich bin auch ſolch ein Mädchenpapa!" Damit empfahl ſich der Herzog.

Noch ſah der Page, welchem das belauſchte Geſpräch wie ein Geſpenſt die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Guſtav ſich in ſeinen Seſſel warf und mit dem Handſchuh ſpielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er ſich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung ſeines Helden anflehend, dem ſeine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er ſelbſt nun zu glauben begann — ein geheimnisvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koſte", gelobte ſich der Verzweifelnde, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe."

Da er ungerufen blieb, ſchlich er ſich erſt wieder zum Könige in jener Freiſtunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Geſpräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo haſt du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich, und du fehlteſt." Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfnis, nach den erſchütternden Szenen des Morgens freie Luft zu ſchöpfen, ſich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallenſteiniſchen Lagers, faſt bis in die Tragweite ſeiner Kanonen getummelt. Er wollte ſich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieſer blieb aus. Wieder nahm das Geſpräch eine unbefangene Wendung, und jetzt ſchlug die zehnte Stunde. Da hob Guſtav mit einer zerſtreuten Gebärde den Handſchuh aus der Taſche, und, ihn betrachtend, ſagte er: „Dieſer iſt nicht der meinige. Haſt du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Verſehen eingeſteckt? Laß ſchauen!" Er ergriff ſpielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er ſitzt", ſagte er.

Der Page aber warf ſich vor ihm nieder, ergriff ſeine Hände und überſtrömte ſie mit Tränen. „Lebe wohl", ſchluchzte er, „mein Herr, mein alles! Dich behüte Gott und ſeine Scharen!" Dann jählings aufſpringend, ſtürzte er hinaus wie ein Unſinniger. Guſtav erhob ſich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufſchlag eines galoppierenden Pferdes, und — ſeltſam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforſchungen über die Flucht und das Verbleiben ſeines Pagen anſtellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu tun; denn er hatte beſchloſſen, das Lager bei Nüremberg aufzuheben.

*

Leubelfing hatte den geſtreckten Lauf ſeines Tieres nicht angehalten, dieſer ermüdete von ſelbſt am äußerſten Lagerende. Da beruhigten ſich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond ſchien taghell, und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Überlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereigniſſes, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den ſcharfen Augen der Liebe und des Haſſes ſeinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht geſehen, wie der Gebrandmarkte die Fauſt gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Beſaß der Geſtrafte nicht den Scheinklang ſeiner Stimme? War er ſelbſt nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürſtlichen Fauſt bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger ſann Rache, ſann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieſer Stunde unheimlicher Verfolgung und Beſchleichung ſeines Königs hatte ſich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebſte, was er beſeſſen, preßte ihm das Herz zuſammen und löſte ſich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr beſitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig ſtürzende Tränen. Eine ſchwediſche Wacht, ein Musketier mit ſchon ergreiſtem Knebelbarte, der den ſchlanken Reiter weinen ſah, verzog den Mund zu einer luſtigen Grimaſſe, fragte dann aber gutmütig: „Sinnt der junge Herr nach Hauſe?“ Leubelfing nahm ſich zuſammen, und langſam weiterreitend, entſchloß er ſich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen“, ſagte er ſich, „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märſche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!“

Jetzt gewahrte er einen Oberſten, welcher die Lagerſtraßen wachſam abritt. Das Licht des Mondes war ſo kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den erſten Blick einen Freund ſeines Vaters, denſelben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell ſekundiert hatte. Er trieb ſeinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberſt, der in der letzten Zeit meiſt auf Vorpoſten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerkſam. „Entweder ich irre mich“, begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten ſehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und ſchwermütig ausſchaut.“ Dann, plötzlich von einer Erinnerung überraſcht: „Seid Ihr ein Nürem-

berger", fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt." Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte, welcher seinen Gebieter mit einem gutmütigen, stupiden Lächeln empfing.

„Mache sich's der Herr bequem", lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Zeremonie mit seiner breiten, ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte, aber tief eingeschnittene Narbe sichtbar. „Gustel, du Narre", brach er los, „meinst, ich hätt's vergessen, wie dich das ungarische Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß du durch die Luft flogest und wir dreie dich für tot auflasen, die heulende Mutter, der Vater, blaß wie ein Geist, und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfekter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bißchen toll, wie du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst du dein Wesen um den König? Schaust übrigens akkurat wie ein Bube! Hast dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasiert, Kobold?" Und er zupfte sie. „Mach' dir nur nicht vor, du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!" Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. „Ein Mann wie du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! übrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!"

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiterpolterte: „Allewege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige dich einzunisten, der die Weibsen in Mannstracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragiert, imaginiert! Und hast dir Gott weiß wieviel darauf eingebildet, ohne

daß eine ſterbliche Seele etwas davon wußte oder ſich einen Deut darum bekümmerte. Du blickſt unmutig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdeſt du entlarvt: ‚Pack dich, dummes Ding!‘ hätte er dich geſcholten und den nächſten Augenblick an etwas anderes gedacht. Ja, wenn dich die Königin demaskiert hätte! Puh! Nun ſag' ich: man ſoll die Kinder nicht küſſen! So 'n Kuß ſchläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachſen und ſchwellen. Und wahr iſt's und bleibt's, der König hat dich mir einmal von den Armen genommen, Patchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur ſo klatſchte! Denn du wareſt ein keckes und hübſches Kind.“ Der Page wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild errötend.

„Und nun, Wildfang, was ſoll werden?“ Er ſann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! Du wirſt mein Galopin, gibſt mir dein Ehrenwort, nicht auszureißen, und reiteſt mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Gefle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngern, der Axel und der Erich ...“, er zerdrückte eine Träne. „Für König und Vaterland!“ ſagte er. „Der überbliebene älteſte lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da haſt du dann die Wahl zwiſchen uns beiden.“ Page Leubelfing gelobte ſeinem Paten, was er ſich ſelbſt ſchon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf ſein vollſtändiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfnis, das ſich nach lange getragener Larve ſo gebieteriſch meldet wie Hunger und Durſt nach langem Faſten.

Der Alte dachte ſich ſeine Sache und erluſtigte ſich dann beſonders an dem Vetter Leubelfing, deſſen Konterfei er ſich von dem Pagen entwerfen ließ. „Der Flachskopf“, philoſophierte er, „kann nichts dafür, eine Memme zu ſein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, iſt ein Haſe. Er hat es von der Mutter.“

Von Sommerende bis nach beendigter Leſe und bis an einem froſtigen Morgen die erſten dünnen Flocken über der Heerſtraße wirbelten, ritt Page Leubelfing in Züchten neben ſeinem Paten, dem Oberſten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechſelfälle eines Feldzuges mit ſich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberſt meiſt die Vor- oder Nachhut führte. Aber Guſtav Adolf füllte die Augen ſeines Geiſtes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Geſtalt, jetzt, da er aufgehört hatte, ihm durch

die Locken zu fahren, und der Page den Gebieter nachts nicht mehr an ſeiner Seite, nur durch eine dünne Wand getrennt, ſich umwenden und ſich räuſpern hörte. Da geſchah es zufällig, daß Leubelfing ſeinen König wieder mit Augen ſah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo ſich der Page eines Einkaufs halber verſpätet hatte und eben ſeinem Oberſten nachſprengen wollte, welcher, dieſes Mal die Vorhut befehligend, die Stadt ſchon verlaſſen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit ſeinem Roß gegen die Häuſer zurückgedrängt, ſah er auf dem engen Platze ein Schauſpiel, wie ein ähnliches nur erſt einmal menſchlichen Augen ſich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedeſtifter auf einer Eſelin Einzug hielt in Jeruſalem. Freilich ſaß Guſtav auf ſeinem ſtattlichen Streithengſt, von geharniſchten Hauptleuten auf mutigen Tieren umringt; aber Hunderte von leidenſchaftlichen Geſtalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände ſtreckten, um die Rechte Guſtavs zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur ſeine Steigbügel küßten, geringe Leute, die ſich vor ihm auf die Knie warfen, ohne Furcht vor dem Hufſchlag ſeines Tieres, das übrigens ſanft und ruhig ſchritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeiſterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordiſchen König, der ihm ſeine geiſtigen Güter gerettet hatte. Dieſer, ſichtlich gerührt, neigte ſich von ſeinem Roſſe herab zu dem greiſen Ortsgeiſtlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfings die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und ſprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das iſt zuviel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidniſchen Göttin Viktoria und mit dem chriſtlichen Todesengel!“

Dem Pagen quollen die Tränen. Als er aber gegenüber an einem Fenſter die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abſchied zuwinkte, ſchwoll ihm der Buſen von einer brennenden Eiferſucht.

Kaum eine Woche ſpäter, als die ſchwediſchen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen ſich zuſammenzogen, marſchierte Ake Tott ſeitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der, unter zerriſſenen Wolken ſchwebend, auf das hartnäckigſte ſich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüſſe des Gefolges ſich nicht erſchrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob ſeine Rache über Guſtav Adolf ſchwebe. Das arme Herz des Pagen ängſtigte ſich über alles Maß. Wie

es frühe dunkelte, wuchs ſeine Angſt, und da es finſter geworden war, gab er, ſein Ehrenwort brechend, dem Roſſe die Sporen und verſchwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Bube!“ nachrufenden Oberſten.

In unaufhaltſamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und miſchte ſich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder ſich nicht um ihn zu kümmern ſchien. Der König gedachte dann die Nacht in ſeinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genötigt, auszuſteigen und in einem beſcheidenen Bauernhauſe ein Unterkommen zu ſuchen. Mit Tagesanbruch drängten ſich in der niedrigen Stube, wo der König ſchon über ſeinen Karten ſaß, die Ordonnanzen. Die Aufſtellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutſchen Regimenter. Page Leubelfing hatte ſich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede geſtellt, den in ſeinem Geſtick das ſchwediſche Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er ſonſt neben dem Könige geſeſſen, und ſich in einer Ecke niedergelaſſen, wo er hinter den wechſelnden kriegeriſchen Geſtalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt ſeine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarſten Stimmung. Er erhob ſich langſam und wendete ſich gegen die Anweſenden, lauter Deutſche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nüremberg mit ſo harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn ſchon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er ſich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und ſprach leiſe, faſt wie träumend, mehr mit den geiſterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich euch mein Teſtament hinterlaſſen. Nicht für den Krieg ſorgend — da mögen die Lebenden zuſehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtnis unter euch! — Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Viktorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiſer einen läßlichen Frieden vorſchreiben und nach geſichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubtier zwiſchen meine ſchwediſchen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutſchen Dinge. Nicht ohne ein Gelüſt nach eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es iſt ein evangeliſches Reich. Doch ihr denket und ſprechet: Ein fremder König herrſche nicht über uns! Und ihr habet recht. Denn es ſteht geſchrie-

ben: der Fremdling ſoll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen ..." Sein leiſes Reden wurde überwältigt von dem ſtürmiſchen Geſange eines thüringiſchen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeiſterung die Worte betonte:

„Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen ſchon ..."

Der König lauſchte, und ohne ſeine Rede zu beendigen, ſagte er: „Es iſt genug, alles iſt in Ordnung", und entließ die Herren. Dann ſank er auf das Knie und betete.

Da ſah der Page Leubelfing mit einem raſenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er ſich in kriechender und zerknirſchter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der ſich langſam erhob. Jetzt warf er ſich vor ihm nieder, umfing ſeine Knie, ſchluchzte und ſchrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir!" und wiederum: „Ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!" Und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und ſchloß ihn in ſeine Arme.

Vor den entſetzten Augen des Pagen ſchwammen die ſich umſchlungen Haltenden wie in einem Nebel. War das, konnte das die Wahrheit ſein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine ſataniſche Larve? Mißbrauchte der ruchloſeſte der Heuchler die Worte des reinſten Mundes? So zweifelte ſie mit irren Sinnen und hämmernden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet, und der König rief nach ſeinem Lederwams. Der Kammerdiener erſchien, in der Linken den verlangten Gegenſtand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harniſch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfeſten Panzer und machte Miene, dem König behilflich zu ſein, denſelben anzulegen. Dieſer aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erſtaunt zu ſein, weigerte ſich mit einem unbeſchreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krauſe Stirnhaar, wie er zu tun pflegte. „Guſt", ſagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams!"

Kurz nachher ſprengte der König davon, links und rechts hinter ſich den Lauenburger und ſeinen Pagen Leubelfing.

In der Pfarre des hinter der ſchwediſchen Schlachtlinie liegenden Dorfes Lützen ſaß gegen Mitternacht der verwitwete Magiſter Todänus hinter ſeiner Foliobibel und las ſeiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwitweten Perſon, die Bußpſalmen Davids vor. Der Magiſter — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt — betete dann inbrünſtig mit Frau Ida für die Erhaltung des proteſtantiſchen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hoftor, und die geiſtergläubige Frau Ida erriet, daß ſich ein Sterbender melde.

Es war ſo. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Menſch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein anderer einen Toten vom Pferde, einen ſchweren Mann. In dieſem erkannte der Pfarrer trotz der entſtellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen geſehen und deſſen wohlgetroffener Holzſchnitt hier in ſeinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Geſicht mit den Händen und ſchluchzte.

In fieberiſcher Geſchäftigkeit und mit haſtiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß ſein König im Chor der anſtoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerſt aber forderte er laues Waſſer und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Toten, welcher ſeinen Armen zu ſchwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, ſank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, ſah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Bruſtwunde. Durch einen friſchen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Riſſe ſickerte Blut. Das Gewand ſeines Kameraden vorſichtig öffnend, traute der ſchwediſche Kornett ſeinen Augen nicht. „Hol' mich! Straf' mich!“ ſtotterte er, und Frau Ida, welche die Schüſſel mit dem Waſſer hielt, errötete über und über.

In dieſem Augenblick wurde die Tür aufgeriſſen, und der Oberſt Axe Tott trat herein. In Proviantſachen rückwärts geſendet, war er nach verrichtetem Geſchäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgaſſe, vor dem Kruge ein Glas Branntwein ſtürzend,

die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Toten vor ſich auf dem Pferde gehalten.

„Iſt es wahr, iſt es möglich?“ ſchrie er und ſtürzte auf ſeinen König zu, deſſen Hand er ergriff und mit Tränen benetzte. Nach einer Weile ſich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnſeſſel ausgeſtreckt lag, ſeiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel“, rief er zornig, „ſo hat ſich die Guſtel doch wieder an den König gehängt!“

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden“, bemerkte der Kornett vorſichtig, „wie er, den toten König vor ſich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld ſprengte. Er hat ſich für die Majeſtät geopfert!“

„Nein, für mich!“ unterbrach ihn ein langer Menſch mit einem Altweibergeſicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um eine beträchtliche, durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er ſich aus dem ſichern Leipzig herausgewagt und unwiſſend dem Schlachtfeld genähert. In die von Gepäckwagen geſtaute Dorfgaſſe geraten, war er dann dem Oberſten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu erſuchen. In einem überſtrömenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anweſenden umſtändlich die Geſchichte ſeiner Familie. „Guſtel, Guſtel“, weinte er, „kennſt du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich getan haſt?“

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!“ fuhr ihn der Oberſt an. Der Pfarrer aber trat in das Mittel und ſprach mit ruhigem Ernſt: „Herrſchaften, Ihr kennt dieſe Welt. Sie iſt voller Läſterung.“ Frau Ida ſeufzte. „Und da am meiſten, wo ein großer und reiner Menſch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiſeſte Argwohn dieſes Andenken trüben“ — er zeigte auf den ſtillen König —, „welches Fabelgeſchöpf würde nicht die papiſtiſche Verleumdung aus dieſer armen Mücke machen“ — und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen —, „die ſich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Daſein überzeugt, daß der ſelige König von dieſem Mädchen nichts wußte.“

„Einverſtanden, geiſtlicher Herr“, ſchwur der Oberſt, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit, nicht durch die Werke, ſondern durch den Glauben überzeugt.“

„Sicherlich“, beſtätigte Laubfinger. „Sonſt hätte der König ſie heimgeſchickt und auf mich gefahndet.“

„Hol' mich, straf' mich!" beteuerte der Kornett, und Frau Ida seufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Kornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vorteil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen."

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher und blieben auf Ake Tott haften: „Pate, ich habe dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin."

„Ein großer Sünder", unterbrach sie der Pfarrer streng. „Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürembergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todes verblichen den siebenten November eintausendsechshundertzweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho."

„Fortiter pugnans!" ergänzte der Kornett begeistert.

„So will ich auf Euern Grabstein setzen! Jetzt aber machet Euern Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen." Der Magister sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmut gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

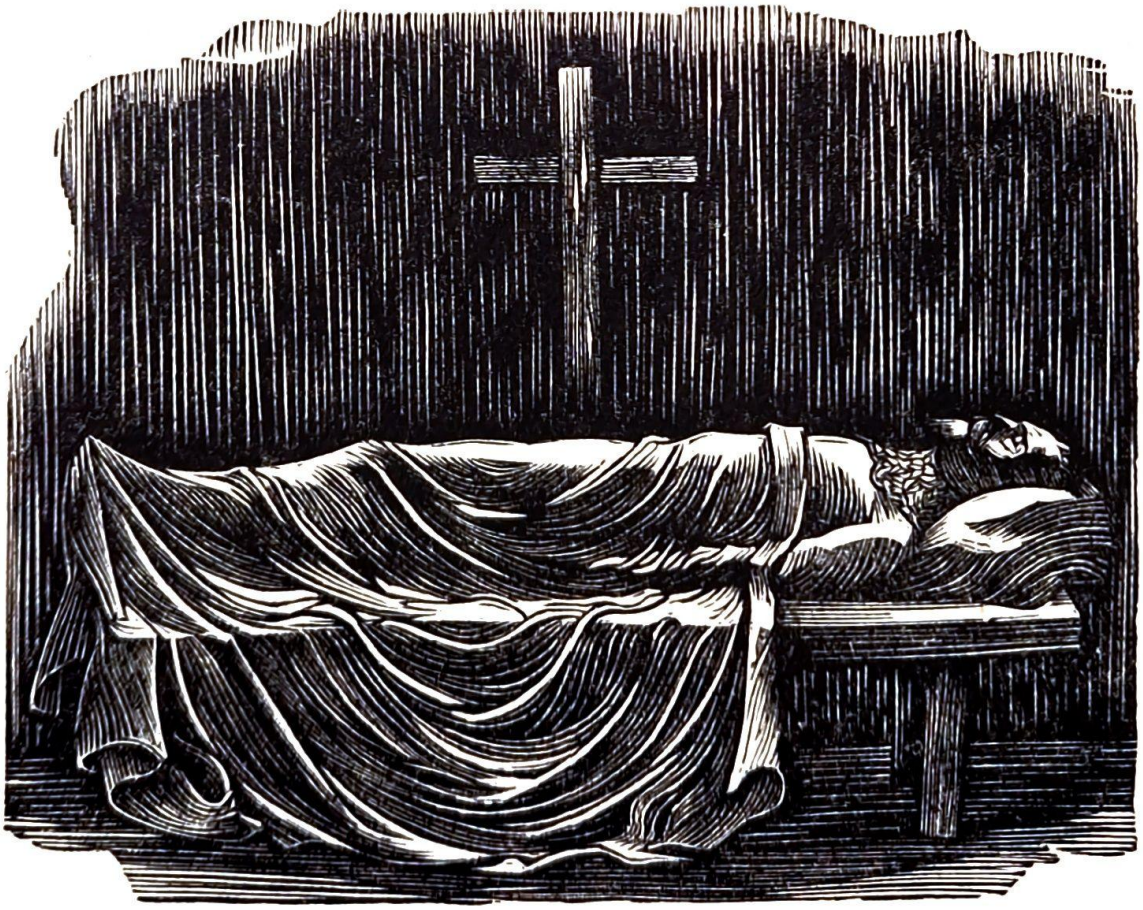
„Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!" röchelte der Page. „Der König ... im Nebel ... die Kugel des Lauenburgers ..." Der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn ein und dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Jetzt, da August Leubelfing sein Schicksal vollendet hatte und leblos neben seinem Könige lag, schluchzte der Vetter: „Nun die Base verewigt und der Erbgang eröffnet ist, nehme ich doch meinen Namen wieder an mich?" Und er warf einen fragenden Blick auf die Umstehenden. Der Magister Todänus betrachtete eben das unschuldige Gesicht der tapfern Nürembergerin, das einen glücklichen Ausdruck

hatte. Der ſtrenge Mann konnte ſich einer Rührung nicht erwehren. Jetzt entſchied er: „Nein, Herr! Ihr bleibt ein Laubfinger. Euer Name wird die Ehre haben, auf dem Grabhügel eines hochgeſinnten Mädchens zu ſtehen, das einen herrlichen Helden bis in den Tod geliebt hat. Ihr aber habt Euer höchſtes Gut gerettet, das liebe Leben. Damit begnüget Euch!“

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuſtrömenden Menge geſperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte ſich raſch verbreitet, hier liege der König. Die Toten wurden dann gewaſchen und im Chore aufgebahrt. Über alledem war es helle geworden. Als die Kirchtore den mit ungeduldigen Gebärden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden ſich öffneten, lagen die beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger und in umgekehrter Richtung, ſo daß ſein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgenſonne — dem geſtrigen Nebeltage war ein blauer wolkenloſer gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenſter, verklärte das Heldenantlitz und ſparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.



# Sehnſucht

Friedrich von Schiller

Ach, aus dieſes Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausweg finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu;
Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß ſie ſein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſeh' ich ſchwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

## Marbach — Weimar

Heinrich Lilienfein

Zwei Häuſer ſtehen im deutſchen Land,
Durch Meilen getrennt und doch innig verwandt;
Das eine, das andre gar klein und ſchlicht,
Als müßt' es ſich in den Schatten verſtecken,
Und darf ſich doch hoch vor vielen recken
Und leuchten im hellſten Sonnenlicht ...

Im Neckartal, von Reben umkränzt,
Ein Stern ſich hebt und feſtlich erglänzt.
Er ſtrebt über Menſchen-Wahn und -Leid,
Von überirdiſchem Ahnen gezogen,
Zur Stadt an der Ilm in mächtigem Bogen
Und weiter in die Unendlichkeit ...

Das Haus an der Ilm und im Schwäbiſchen Land,
Durch Meilen getrennt und doch innig verwandt,
Die ländliche Stube, die Schiller gebar,
Das Giebelzimmer, wo unbezwungen
Sein Geiſt ſich zur letzten Höhe geſchwungen —
Sie ſind uns geheiligt immerdar;
Sie künden, vom Schickſal in Eins geſchlungen,
Sein Werk und ſein Leben mit feurigen Zungen!

## Die vier Wünſche

Bruno H. Bürgel

Es gibt keine gütigen Feen mehr, die uns im Märchenwald Lebenswünſche erfüllen, aber es iſt gar nicht ſo müßig, darüber nachzudenken, wie relativ der Wert deſſen iſt, was wir uns wünſchen würden, um „glücklich" zu ſein. Das beweiſt die Geſchichte von den vier Wanderburſchen, die einſt, vor langer Zeit, in einer kümmerlichen Herberge im Frankenwald das Strohlager teilten. Lange wälzten ſie ſich, als ſie den letzten Brotkanten verzehrt, den letzten Schluck aus der Flaſche getrunken, auf den kniſternden Halmen umher und beklagten die Dürftigkeit ihres Daſeins, da öffnete ſich plötzlich die Tür, und eine lichte Geſtalt trat in den elenden, düſteren Raum. Sie gab jedem einen Wunſch frei, ſein Schickſal zu ändern: „Überlegt es wohl und reichlich, denn nur einmal reicht das Glück euch die Hand, und wie ihr's euch einrichtet, ſo wird es unwiderruflich ſein!"

Lange und ungläubig ſchwiegen die Männer zunächſt, ſie blickten verlegen umher und kauten nachdenklich an den Strohhalmen, bis der

Mutigſte kurz entſchloſſen ſagte: „Geld regiert die Welt; ich wünſche mir, reich zu ſein!“ Der zweite, ein Pfiffikus, der gern wie ein Schulmeiſter daherredete, ſagte ſich, daß man zu Geld und noch manchem dazu auch gelange, wenn man nur klug und weiſe wäre, genau Beſcheid wüßte über Himmel und Erde und die verzwickte Welt der Menſchen. So ſagte er: „Ich will wiſſend werden und gelehrt!“

Der dritte hatte ſich inzwiſchen erinnert, daß ſeine alte Mutter zeit ihres Lebens betont, Geſundheit ſei das höchſte Gut auf Erden. Und da er ein rechter Schwachmatikus war, oft gehänſelt von den kräftigen Burſchen, bat er kurz entſchloſſen um Geſundheit und Verſchonung von allen Gebrechen des Leibes. — Blieb noch der vierte, ein kleiner, ſpaßiger Kerl, der voller Schnurren ſteckte und ſtändig auf der Wanderſchaft die Maultrommel ſpielte. „Alſo, wenn's recht iſt“, meinte er mit einer kleinen, komiſchen Verbeugung zu der lichten Geſtalt, „ſo will ich halt immer luſtig ſein können!“

„Wie ihr's entſchieden, ſo ſei es“, ſagte die Fee und verſchwand im Weſenloſen. Die vier Wandergeſellen aber trennten ſich in der Frühe des nächſten Tages und machten mit Handſchlag ab, nach zehn vollen Jahren am ſelben Ort zuſammenzutreffen, um ihre Erfahrungen über das Leben auszutauſchen. —

Die Zeit verrann, gute und böſe Jahre kamen und gingen, und endlich war das Jahrzehnt um. Der reiche Mann ließ ſich von ſeinem Kutſcher viere lang vor die alte Herberge fahren, und kurz nach ihm kam der Gelehrte, würdig und ernſt, in einem Mietwagen angeſchaukelt. Dann hörte man den feſten Schritt eines ſtattlichen Mannes; breitſchultrig, kaum wiederzuerkennen, kam der dritte und teilte Händedrücke aus, die beinahe zu Knochenbrüchen wurden. Zuletzt hörte man den vierten, der auf ſeiner Maultrommel einen friſchen Marſch ſpielte, durchs Tor treten. Mit lautem „Grüß Gott!“ gab er lachend den alten Kumpanen die Hand. Sie pokulierten nicht ſchlecht, denn der Reiche hatte in ſeiner Kaleſche herangefahren, was gut und teuer war; endlich aber gaben ſie, wie verſprochen, den Bericht ihres Lebens.

„Ich kann wohl ſagen“, hub der Reiche an, „daß mir nichts mangelt und daß ich mit den äußeren Dingen dieſer Welt zufrieden ſein könnte. Aber wenn ihr mich fragt, ob ich glücklich bin, ſo müßte ich's verneinen! Glück liegt überhaupt nicht im Beſitz, und was man hat, das ſchätzt man nicht mehr, wenn man ſich jeden Wunſch erfüllen kann. Ehrlich geſagt: Ich bin im Äußerlichen ſteckengeblieben, und das Herz verdorrte dabei. Viele Menſchen drängen ſich zu mir, aber keiner ein rechter Freund.

Mein Weib iſt ſehr ſchön, aber ſehr verwöhnt und launiſch, meine Kinder, durch den Reichtum blaſiert und hochnäſig, machen mir wenig Freude. Reich bin ich, aber glücklich ... nein, glücklich nicht!"

„Ich wußte es ſchon vorher", ſagte der gelehrte Mann, „denn ich habe die vertrackte Kunſt erlernt, alle Verhältniſſe zu durchſchauen, den Urgrund alles Seins und Werdens zu erkennen. Ihr ahnt nicht, wieviel Leid Wiſſen bringt. Wie froh war ich einſt, wie unbekümmert, nun bin ich zergrübelt, mich bedrückt das Leid und die Sorge der Völker, denn ich ſtudierte alle ihre Probleme. Jeder Bauernburſch, der naiv ſein Leben lebt, iſt glückhafter als ich!"

Der dritte kraute ſich hinter dem Ohr. „Wenn ſchon Geld und Wiſſen nicht glücklich machen", ſagte er, „wird man das Glück ſchwer erwiſchen, wenn es an beidem mangelt. Ich habe, wie ihr wißt, die Fee um Geſundheit gebeten, denn ich war ein wehleidiger Kerl. Geſundheit iſt wohl ein rechtes Göttergeſchenk, und ſicher iſt ein kranker Menſch nicht glücklich zu preiſen. Aber Geſundheit allein macht's denn doch nicht, dazu ſind die Anforderungen des Lebens und unſere Wünſche zu vielgeſtaltig. Ich habe mich wacker geplagt, zehn Jahre lang, indeſſen, nicht viel iſt mir zum Segen ausgeſchlagen. Nach wie vor ringe ich um das Nötigſte, oft bange ich mich mit meinem Weib um die Zukunft, und mißmutig ſehen wir, daß es nicht vorangeht. Geſund ſind wir freilich, aber iſt das das ganze Lebensglück? Geſund iſt ſchließlich auch der Hund Schnappauf, der nachts unſere Hütte bewacht!"

Da ſtieß der vierte einen langen Pfiff aus und machte eine luſtige Grimaſſe. „Schaut her", ſagte er, „am End' bin ich doch nicht der Dümmſte geweſen, als ich mir Fröhlichkeit erbat! Ihr habt mich damals als einen rechten Narren ausgelacht. Freilich hab' ich weder Reichtum noch Wiſſen, und auch des Leibes Pein plagte mich dann und wann. Ich habe nur eine winzige Hütte und nur ein kleines, armes Haſcherl von Weib, aber zwei luſtige Buben ſpringen über die Wieſen. Wir haben nur ein Weniges, und oft fehlt's am letzten Heller, aber die Sonne ſcheint uns wie dem Reichſten, und die Blumen blühen, die Vögel ſingen gradweg nur für uns. Wir leben halt und freuen uns darob, und weit und breit nennen mich die Leut' den luſtigen Fridolin. Nicht immer ſcheint die Sonne, aber uns langt's zu!"

Die anderen lächelten ihn freundlich an. „Er iſt der Beneidenswerteſte von uns allen", ſagte der gelehrte Mann, „und er beſtätigt die alte Weisheit: Das Glück liegt nicht in den Dingen, es liegt im Herzen der Menſchen!"

# Die fetten Ochſen

Alfons Hayduk

Im oberſchleſiſchen Bauernlande, das iſt ſchon lange vor Großvaters Zeiten geweſen, lebten zwei Bauern nachbarlich mehr ſchlecht als recht beiſammen. Wohl hatten ſie in ihrer Jugend als gute Freunde miteinander die Kühe gehütet, manchen Streich in gemeinſchaftlichem Übermut verübt und auch oft genug zum Leidweſen ihres Lehrers die Schule geſchwänzt. Nun aber waren ſie gänzlich auseinander, und dies alles nur wegen des Brunnens, der zwiſchen beiden Höfen lag und von beiden nach altem Gewohnheitsrecht benutzt wurde.

Jetzt auf einmal aber gab es ſtändig Streit, und um dieſem ein für allemal ein Ende zu machen, drohten ſie mit gegenſeitiger Klage vor Gericht und meinten, ein Prozeß werde die leidige Sache aus der Welt ſchaffen und den alten nachbarlichen Frieden wiederherſtellen.

Ein Wort gab das andere, und um nicht zu guter Letzt handgreiflich zu werden, forderte der eine den anderen auf, mit ihm am nächſten Tage in die Stadt zum Advokaten zu gehen.

Der Advokat war ein Schelm, der ſich auf ſeine Bauern verſtand. Nachdem er einſah, daß eine gütliche Einigung nicht mehr möglich ſei, ließ er ſich einige blanke Taler Vorſchuß aufzählen und ſchrieb dann einen Brief an ſeinen Kollegen in der gleichen Stadt.

„Ihr müßt nämlich jeder einen Anwalt haben", ſagte er und ſchickte die beiden Streithähne ſchmunzelnd zu jenem zweiten Advokaten. Den Brief ſteckte er in einen Umſchlag, verklebte dieſen aber nicht.

Da waren die Bauern natürlich neugierig und begannen gleich vor der Tür, ſo gut ſie es vermochten, die Schrift zu buchſtabieren:

„Mein lieber Freund, ich ſchicke Dir
Die beiden fetten Ochſen hier —
Sie wollen nicht aus einem Brunnen ſchöpfen;
Drum müſſen wir ſie tüchtig ſchröpfen,
Bis mager ſie von Zank und Raufen
Dann wieder aus dem Brunnen ſaufen."

Verdutzt ſahen ſich die beiden an. Dann platzte der Knoten mit lautem Gelächter, und die Brunnengeſchichte war für immer begraben. Den Advokaten aber luden ſie beide zum nächſten Kirmesſchmaus.

# Prinz Eugen

Mag auch eine Gefahr groß erſcheinen, ſo darf man doch nie den Mut ſinken laſſen, ſondern muß Gottes Segen anrufen und das mit rechtem Ernſt und Eifer ergreifen, was die Vernunft rät, die Not erfordert und die Möglichkeit zuläßt.

Prinz Eugen

## Prinz Eugen

Bernt von Heiseler

Verdanken wir dem Fremden, der dich verschmäht,
Daß du dein Schwert fürs Heilige Reich gebraucht?
Trieb dich der Zufall, wahllos spielend,
Über den Rhein an den Hof des Kaisers?

Des Schwertes Licht, das Licht einer Tat ist hell,
Es überglänzt den Tag, aber dunkelt bald,
Und länger als die Taten leben
Lebt in den Zeiten die Art der Seele.

Nicht aus des Zufalls Händen empfingen wir
So edle Gabe! Denn es bestimmt ein Stern
Den Weg der Völker, wählt und sendet
Ihnen den Helfer zu guter Stunde.

Dein Platz war nicht bei dem, der die Fackel warf
Ins Haus des Friedens und sich geschminkt mit Ruhm,
Der schnell verflog. Zu bauen warst du,
Nicht zu vernichten, Eugen, geboren.

Du schütztest unsre Schwelle, du zogst voran
Zu Ostens Land und Sonne. Wohin wir gehn,
Du segne uns mit Geisternähe
Und, die wir tragen, des Reiches Fahne.

Über die Tapferkeit sollte unter Männern eigentlich gar nicht die Rede sein, denn sie müßte so selbstverständlich für einen Mann sein, wie Mutterliebe für eine Frau oder wie Schamhaftigkeit für ein Mädchen. Fehlen diese Eigenschaften, so haben wir es mit Entartung zu tun, mit Abseitigkeiten, über die keine Worte zu verlieren sind. Mag nun die Antwort auf die Frage, wozu wir auf der Welt sind, lauten: um Gott zu dienen, oder: um unsere Pflicht zu tun, immer wird sie einen Dienst an einem Größeren in sich schließen, dem wir zu genügen haben.

Bruno Brehm

# Die Rede des Führers am Heldengedenktag

10. März 1940

In ernſter Zeit feiert heute das deutſche Volk ſeinen Heldengedenktag. Mit größerem Recht als in den letzten zwanzig Jahren kann es vor das geiſtige Auge derer treten, die ſich einſt als tapfere Söhne unſeres Volkes für die Zukunft der Nation, die Größe und Unverſehrtheit des Reiches opferten. Was jahrelang nur blaſſe Redensarten einer unwürdig gewordenen Nachwelt waren, iſt heute der ſtolze Dank einer ebenbürtigen Gegenwart. Nach beiſpielloſem Siegeszug im Oſten ſind die Soldaten der Diviſionen des Feldheeres, die Beſatzungen unſerer Schiffe, die Kämpfer unſerer Luftwaffe nunmehr bereit, das Reich vor den alten Feinden des Weſtens in Schutz zu nehmen. In gleichem Pflichtbewußtſein und in gleichem Gehorſam dem Befehl getreu wie die Soldaten des großen Krieges. Hinter ihnen aber ſteht nunmehr eine Heimat, geſäubert von den Elementen der Zerſetzung ſowohl als den Kräften der Zerſplitterung. Zum erſtenmal in unſerer Geſchichte tritt das ganze deutſche Volk vor das Angeſicht des Allmächtigen, um ihn zu bitten, ſeinen Kampf um das Daſein zu ſegnen.

Dieſer Kampf des Soldaten iſt ein ſchwerer. Wenn das Leben zu ſeiner Behauptung, ſoweit wir die Natur überblicken und in ihr Walten Einſicht gewonnen haben, immer wieder Opfer fordert, um neues Leben zu gebären, und Schmerzen zufügt, um Wunden zu heilen, dann iſt der Soldat in dieſem Ringen der erſte Repräſentant des Lebens. Denn er ſtellt zu allen Zeiten jene beſte Ausleſe der Völker dar, die durch ihren Lebenseinſatz und — wenn notwendig — durch ihre Lebenshingabe das Leben der übrigen Mit- und damit Umwelt ermöglichen und ſicherſtellen. Er tritt daher in den Stunden, in denen die Vorſehung den Wert der Völker abwägt, vor das Gottesgericht des Allmächtigen.

In ihm werden die Nationen gewogen und entweder zu leicht gefunden und damit ausgelöſcht aus dem Buch des Lebens und der Geſchichte oder als würdig genug geſehen, um neues Leben zu tragen. Nur wer aber ſelbſt Gelegenheit hatte, im Kampfe der härteſten Bedrängnis entgegenzutreten, wer ſelbſt den Tod in jahrelangem Bemühen um ſich ſtreichen ſah, weiß die Größe des Einſatzes des Soldaten zu ermeſſen, die ganze Schwere ſeines Opfers zu würdigen. Aus dem Inſtinkt der Lebensbehauptung heraus hat daher die Menſchheit allgemein gültige Maßſtäbe gefunden für die Bewertung derjenigen, die bereit waren, ſich ſelbſt aufzugeben, um der Gemeinſchaft das Leben zu erhalten. Gegen den widerwärtigen Egoiſten ſtellt ſie den Idealiſten,

und wenn sie den einen als Feigling verachtet, dann dankt sie um so mehr aus der unbewußten Erkenntnis der gebrachten Opfer dem anderen. Sie glorifiziert ihn zum Helden und hebt ihn damit heraus aus dem Durchschnitt gleichgültiger Erscheinungen. Kein Volk aber hat mehr Recht, seine Helden zu feiern, als das deutsche! In schwerster geopolitischer Lage konnte das Dasein unseres Volkes immer wieder nur durch den heroischen Einsatz seiner Männer sichergestellt werden. Wenn wir seit zweitausend Jahren ein geschichtliches Leben, Dasein führen, dann nur, weil in diesen zweitausend Jahren immer wieder Männer bereit gewesen sind, für dieses Leben der Gesamtheit ihr eigenes einzusetzen und — wenn nötig — zu opfern. Jeder dieser Helden aber hat sein Leben gegeben nicht in der Meinung, damit spätere Generationen von der gleichen Pflicht befreien zu können. Alle Leistungen der Vergangenheit, sie wären vergeblich gewesen, wenn in einer einzigen Generation der Zukunft die Kraft zu gleichem Opfer fehlen würde. Denn das Leben eines Volkes gleicht einer Kette ohne Ende nur so lange, als nicht in einer Generation ein Glied zerbricht und damit den Lauf der Entwicklung abschließt. Es hat daher niemand das Recht, Helden zu feiern, der nicht selbst einer ähnlichen Gesinnung fähig ist.

Niemand soll von Tradition reden, der nicht durch sein eigenes Leben und sein eigenes Handeln diese Tradition vermehrt. Dieser Grundsatz gilt für das Volk genau so wie für seine Staatsmänner. Für die Soldaten nicht minder als für die Generale. Aus den weihevollen Hallen des Baues, in dem wir uns hier befinden, sprechen zu uns die Zeugen einer unvergleichlichen, ruhmvollen Vergangenheit. Sie wurde mit dem Blute unzähliger deutscher Helden erkämpft und besiegelt. Wir besäßen kein Recht, uns in diese Halle zu begeben, außer mit dem heiligen Entschluß im Herzen, nicht minder tapfer zu sein, als die Träger dieser Waffen, Feldehrenzeichen und Uniformen es vor uns waren.

Der Lebenseinsatz des einzelnen Musketiers war im Siebenjährigen Krieg kein schwererer, als es jener war, der tausend Jahre schon vorher die deutschen Streiter zum Schutz der deutschen Lande vor den Scharen des Ostens kämpfen ließ. Aber er war auch kein leichterer, als er heute von uns gefordert wird. Die Kraft der Entschlüsse, der kühne, verwegene Mut der großen Staatsmänner und Heerführer der Vergangenheit waren keine geringeren Leistungen, als sie heute von uns erwartet werden. Auch damals wurden die großen Staatsmänner und Heerführer von den Göttern nur geliebt, weil sie oft scheinbar Unmögliches wagten und verlangten. Kaum eine der großen Schlachten der Ge-

ſchichte unſeres Volkes und vor allem der Geſchichte Preußens trug ihren Ausgang ſichtbar vorherbeſtimmt ſchon beim Beginn in ſich. Manche Handlung, die, zahlen- und materialmäßig geſehen, ſcheinbar zum Siege hätte führen müſſen, wurde infolge des mangelnden Geiſtes der Träger zur Niederlage, und viele andere, die nach allen menſchlichen Berechnungen nur zur Vernichtung führen konnten, fanden ihren Eingang in die Geſchichte als glorreichſte Siege. Dem blaſſen Theoretiker wird ſich das Geheimnis des Wunders des Lebens nie erſchließen und enthüllen. Er vermißt als die gewaltigſte geſtaltende Kraft des Daſeins ſtets das, was ihm ſelbſt am meiſten mangelt, die Kraft des Willens in der Kühnheit des Faſſens und der beharrlichen Durchführung der Entſchlüſſe.

So treten wir heute zu dieſem Gedenktag unſerer Helden an mit dem Gefühl einer neuen inneren Würdigkeit. Nicht geſenkten Hauptes, ſondern ſtolz erhobenen Blickes grüßen wir ſie in dem Bewußtſein der Ebenbürtigkeit, der gleichen Leiſtungen und — wenn notwendig — in der Bereitwilligkeit des Ertragens der gleichen Opfer. Für was ſie einſt kämpften, kämpfen nunmehr auch wir. Was ihnen hoch genug war, um — wenn notwendig — dafür zu ſterben, ſoll uns in jeder Stunde zu gleicher Tat bereitfinden. Der Glaube aber, der ſie beſeelte, hat ſich in uns allen nur noch verſtärkt. Wie immer auch das Leben und das Schickſal des einzelnen ſein mag, über jedem ſteht das Daſein und die Zukunft der Geſamtheit. Und hier hebt uns etwas noch über vergangene Zeiten empor: Uns allen iſt das erſchloſſen worden, für was in früheren Zeitläuften ſo viele noch unbewußt kämpfen mußten: das deutſche Volk!

In ſeiner Gemeinſchaft leben zu dürfen, iſt unſer höchſtes irdiſches Glück. Ihr anzugehören, iſt unſer Stolz, ſie in bedingungsloſer Treue in den Zeiten der Not zu verteidigen, unſer fanatiſcher Trotz. Je größer die Gefahren um uns ſein mögen, um ſo koſtbarer erſcheint uns der Schatz dieſer unſerer Gemeinſchaft. Um ſo wichtiger iſt aber auch die Erkenntnis, daß in ihrer Erſchließung und Förderung die ſtärkſte Kraft der deutſchen Lebensbehauptung liegt. Wenn die andere Welt der plutokratiſchen Demokratien gerade gegen das nationalſozialiſtiſche Deutſchland den wildeſten Kampf anſagt und ſeine Vernichtung als oberſtes Kriegsziel ausſpricht, dann wird uns damit nur das beſtätigt, was wir ohnehin wiſſen: daß nämlich der Gedanke der nationalſozialiſtiſchen Volksgemeinſchaft das deutſche Volk auch in den Augen unſerer Gegner beſonders gefährlich, weil unüberwindlich, macht. Über Klaſſen und Stände, Berufe, Konfeſſionen und alle übrige Wirrnis des Lebens hin-

weg erhebt ſich die ſoziale Einheit der deutſchen Menſchen ohne Anſehung des Standes und der Herkunft, im Blute fundiert, durch ein tauſendjähriges Leben zuſammengefügt, durch das Schickſal auf Gedeih und Verderb verbunden. Die Welt wünſcht unſere Auflöſung. Unſere Antwort kann nur der erneute Schwur zur größten Gemeinſchaft aller Zeiten ſein.

Ihr Ziel iſt die deutſche Zerſplitterung. Unſer Glaubensbekenntnis: die deutſche Einheit. Ihre Hoffnung iſt der Erfolg der kapitaliſtiſchen Intereſſen. Unſer Wille iſt der Sieg der nationalſozialiſtiſchen Volksgemeinſchaft!

Vor fünf Jahren wurde an dieſem Tag die allgemeine Wehrpflicht verkündet! In faſt fünfzehnjähriger mühevoller Arbeit hat der Nationalſozialismus das deutſche Volk aus dem Zuſtand der tragiſchen Verzweiflung erlöſt, in einer einmaligen geſchichtlichen Arbeit das Gewiſſen der Nation wieder aufgerichtet und die erbärmlichen Geiſter der defaitiſtiſchen Kapitulation verſcheucht, die allgemeinen politiſchen Vorausſetzungen zur Wiederaufrüſtung geſchaffen. Trotzdem war ich jahrelang bereit, der Welt die Hand zu einer wirklichen Verſtändigung zu reichen. Sie ſtieß den Gedanken einer Völkerverſöhnung auf der Baſis gleicher Rechte aller zurück.

Als Nationalſozialiſt und Soldat habe ich in meinem Leben nun ſtets den Grundſatz hochgehalten, das Recht meines Volkes entweder im Frieden ſicherzuſtellen oder — wenn notwendig — es im Kampf zu erzwingen. Als Führer der Nation, als Kanzler des Reiches und als Oberſter Befehlshaber der deutſchen Wehrmacht lebe ich daher nur noch einer einzigen Aufgabe: Tag und Nacht an den Sieg zu denken und für ihn zu ringen, zu arbeiten und zu kämpfen und, wenn notwendig, auch mein eignes Leben nicht zu ſchonen in der Erkenntnis, daß dieſes Mal die deutſche Zukunft für Jahrhunderte entſchieden wird.

Als einſtiger Soldat des großen Krieges aber habe ich an die Vorſehung nur eine einzige demutsvolle Bitte zu richten: möge ſie uns alle der Gnade teilhaftig werden laſſen, das letzte Kapitel des großen Völkerringens für unſer deutſches Volk in Ehren abzuſchließen. Dann werden ſich die Geiſter der gefallenen Kameraden aus ihren Gräbern erheben und all denen danken, die durch ihren Mut und ihre Treue nunmehr wiedergutmachen, was eine einzige ſchwache Stunde an ihnen und an unſerem Volk einſt geſündigt hat. Unſer Bekenntnis an dieſem Tag ſei daher der feierliche Schwur: Der von den kapitaliſtiſchen Machthabern Frankreichs und Englands dem Großdeutſchen Reich aufgezwungene Krieg muß zum glorreichſten Sieg der deutſchen Geſchichte werden.

Der Erwählte bedarf nicht der Wahl.
Er iſt es von Anfang.
Wie ſonſt hinge Gefolgſchaft an ihm
Und die Wacht der Getreuen
Und das Opfer Tod,
Von den Herrlichſten feſtlich gelitten?

Von den Wurzeln herauf durch ſein Volk —
So wächſt er geduldig.
Aus dem Blute blüht ihm ſein Maß:
Aus Gebärde des Ahnen
Und verſchollenem Ruf
Und aus Anblick, geübt von den Seinen.

Schon ſein Knabenſpiel: heldiſch und herb,
Beauftragt mit Führung!
Ungebrochener Stimme Befehl —
O Fanfare des Morgens,
Stolz von Sicherheit
Und ſchon hart von erprobtem Beharren!

Der zum Führer erwächſt, bleibt geſpart;
Der Krieg hat kein Mittel.
Wie ſonſt kehrte der Kühne zurück,
Der zum Meldegang antritt
In der offenen Front,
Streng gefaßt auf den tödlichen Ausgang?

Noch erblindet, hat er die Sicht.
Noch beraubt, hat er alles:
Einen Glauben, der Berge verſetzt!
Bald, ſo glüht ſeine Lichtſaat
Auf der Jünglinge Stirn,
Und das Vaterland träumt die Erhebung!

Der Erwählte bedarf nicht der Wahl;
Er führt ſchon von Anfang.
Seht, ſchon iſt er die Mitte der Welt!
Seine Schrift iſt aus Sternen,
Und die Ewigen ſehn
Wie aus Augen voll Glanz auf den Ihren.

# Einberufung

Hugo Scholz

Der alte Bauer Hontrich fürchtete nichts ſo ſehr als den Winter, die Zeit, wo die Äcker in Starre verſanken und auf den Feldern draußen alles wie tot war. Denn dann wurde er ſelbſt auch ſo müde und ließ die Flügel hängen. In dieſem letzten langen Winter aber, wo die Saaten erfroren und die Bäume ſtarben, glaubte er, daß es auch mit ihm ein Ende machen werde. Es war nicht deswegen allein, er hatte auch ſeinen ſiebzigſten Geburtstag begangen, und die Enkel und Kinder waren gekommen, den Großvater zu feiern. Das wäre alles ganz ſchön geweſen, wenn ſie nur nicht ſoviel von den ſiebzig Jahren geſprochen hätten. Es hörte ſich an, als ob damit das Leben abgeſchloſſen ſein ſollte.

Der alte Hontrich hätte ſo gern noch einmal den Frühling geſehen und den Sommer und die reife Ernte! Aber der Winter ging nicht aus dem Lande, die Sonne kam nicht — und immerzu hieß es nur: ſiebzig Jahre! Es hatte ſogar im Kreisblatt geſtanden, einen förmlichen Nachruf hatte ihm einer gehalten —; ſie ſollten ihn doch wenigſtens erſt ſterben laſſen!

Und je länger ſich der Winter hinauszog, und je mehr von den ſiebzig Jahren geſprochen wurde, deſto mehr verfiel der alte Hontrich. Immer noch ſo bei Kräften geweſen, und nun auf einmal: Feierabend! Ja, wenn man halt ſiebzig iſt! Hontrich glaubte es nun ſelbſt auch, daß das Leben zu Ende ſei. Aber daß er noch vor dem Frühling hinaus ſollte, in die kalte, froſtſtarrende Erde hinein!

Was blieb dem Menſchen übrig, wenn die Uhr abgelaufen war. Der alte Bauer ſtand kaum mehr aus dem Bett auf, kümmerte ſich um nichts weiter und ergab ſich dem Schickſal.

Da geſchah etwas Unerwartetes: der Sohn und Bauer auf dem Hofe wurde einberufen. Binnen drei Tagen mußte er bei ſeiner Truppe ſein — und gerade jetzt vor der Saatzeit!

Ja, wer ſollte denn das Feld beſtellen, wenn der Bauer fort mußte? — Und der Altbauer im Sterben! Wenn wenigſtens er noch aufs Feld gekonnt hätte!

Der Hof war in heller Aufregung, der Acker draußen erwachte aus ſeiner Starre und ſah, ob denn nicht bald jemand mit der Egge kommen würde. Was ſollte denn nur werden?

Ja, gegen die Einberufung ließ ſich nichts machen. Da hieß es ein-

fach nur befolgen. — Mußte eben die Frau die Feldbeſtellung übernehmen und ſehen, wie ſie es ſchaffte.

Aber vielleicht konnte der Großvater wenigſtens vom Bett aus angeben, wie es zu machen wäre, denn die Frau wußte ſich doch allein keinen Rat. Es fehlte ihm ja weiter nichts, und geiſtig war er noch ganz rüſtig. Zum Frühjahr aber gab es ſo vielerlei zu bedenken, der Großvater würde der Frau ſchon noch mit Rat beiſtehen können.

Und durch die Ausgedingeſtube ſtrich Frühlingsluft, die Wieſe lachte zum Fenſter herein, Sonne und Lerchen über den Äckern.

Der alte Hontrich ſtand auf. Nein, um Gottes willen, er ſolle liegenbleiben, wenn er nur angebe, was die Frau zu machen hätte und nach dem Rechten frage!

Aber vom Bett aus kann man keinen Acker beſtellen; ein Bauer gehört aufs Feld.

Und der alte Hontrich war doch jetzt wieder der Bauer. Er war ja freilich etwas tatterig geworden nach dieſem langen Winter und dem vielen Gefeier, aber nun wurde ja nicht mehr davon geſprochen; und er wollte doch wenigſtens auf dem Ackerwagen mit hinaus, um mit eigenen Augen zu ſehen. Ach, es ging ſchon. Jedenfalls, er nahm das Heft in die Hand, und es würde ſchon alles beſorgt werden.

Als er erſt auf dem Felde war und Acker unter ſich ſpürte, warmen, ſchwellenden Acker, da ſtieg auch in ihm wieder der Saft. Und als ſeine Augen wieder Grünes ſahen, kam neuer Glanz hinein. Er fing ſchon da und dort an mit zuzufaſſen. Die Sohnesfrau wehrte ihm; er ſolle ſich ſchonen, daß er geſund bleibe! Aber das war es ja gerade, das ihn geſund machte: das Schaffen. Und als er gar ſelber ſäte, voll verantwortlich als Bauer, da ſollte ihm nur einer kommen. —

Er dengelt die Senſe — was, mähen will er auch wieder? Ja natürlich, was einer geſät hat, muß er auch ernten.

Aber Hontrich iſt doch ſchon ...

Fangt bloß nicht wieder von den ſiebzig Jahren an! Das verdammte Gefeier hätte ihm bald das Leben gekoſtet, aber die Arbeit und die neuen Aufgaben, die er hat, machen ihn wieder jung.

Wie es daheim ginge? ſchreibt der Sohn von der Front. Ob der Großvater noch eine Zeitlang mitmachen werde — und ſolchen Kummer macht er ſich!

Dabei geht daheim alles ſeinen Gang. Man merkt kaum, daß der Junge fort iſt, ſo feſt ſteht der Alte an ſeiner Stelle — denn der Hof muß leben.

# Der Befehl

Ferdinand Oppenberg

Zu der Zeit, da der Kurfürſt von Brandenburg den Schweden ihre Vorherrſchaft an der Oſtſee ſtreitig machte und mit ihnen um den Beſitz des pommerſchen Landes im Kriege ſtand, belagerte das kleine brandenburgiſche Heer die Feſte Demmin. Umgeben von gewaltigen Mauern und Wachtürmen, lag die Stadt, ein faſt uneinnehmbares Bollwerk, in der Weite des Landes, verteidigt von einem übermächtigen Feind. Angefüllt mit einem dicken, moorigen Waſſer, zog ſich rings um die befeſtigten Mauern der ſchützende Graben.

Über dieſen Graben vermochte kein Heer zu marſchieren, kein Fahrzeug und kein Kahn waren in dem klebrigen Moraſt von der Stelle zu bringen. Keine Brücke konnte darübergeſchlagen werden, denn die Geſchoſſe des Feindes hielten jeden ſich Nähernden von den todbringenden Mauern fern. Die Feſte aber mußte fallen, die Stadt mußte in den Beſitz der Brandenburger kommen, wenn jemals das deutſche Land von der Herrſchaft der Schweden befreit werden ſollte. Im Lichte und der Helligkeit des Tages aber würde jeder Angriff auf das Bollwerk den ſicheren Tod bringen. Das kleine brandenburgiſche Belagerungsheer aber brauchte jeden Mann. Jeder gefallene Soldat bedeutete eine Schwächung des Heeres.

Ein Angriff auf die Stadt alſo war nur im Schutze der nächtlichen Dunkelheit möglich. Selbſt dann jedoch bedeutete es immer noch ein großes Wagnis. Denn die an dem Stadttor poſtierte ſchwediſche Wache blickte mit guten Augen in die Finſternis und horchte auf das geringſte Geräuſch. Aber dennoch: Die Feſte mußte fallen; der Wall hinter dem Graben mußte erklettert und den brandenburgiſchen Truppen das Stadttor geöffnet werden.

Schwer und ſchwarz legte ſich die Nacht auf das Land. Ein Sturm war aufgeſtiegen, und der Regen fiel in ununterbrochenen Schauern nieder. Da ging durch die Reihen der Truppen der Befehl zur Vorbereitung eines Angriffs. Eine kleine Schar brandenburgiſcher Dragoner ſollte auf Planken über den dunklen, ſchwankenden Sumpf vorangehen, den Wall erſteigen, die Wache ohne Lärmen überwältigen und das Tor öffnen.

Fünfundzwanzig Dragoner ſtehen im Dunkel der Nacht. Sie wiſſen, ohne jedes Geräuſch müſſen ſie auf den ſchmalen Planken über das moorige Waſſer, ohne Ruf, ohne ein Wort und ohne Verſtändigung untereinander muß einer nach dem anderen in Abſtänden ſich der

Feſtung nähern, um ſich drüben am Wall zu ſammeln. So lautete der Befehl. Jedes Geräuſch konnte den ſchwediſchen Poſten alarmieren, die Stadt wecken und für alle den Tod bringen. Feſt hielten die Männer in den harten Fäuſten die Gewehre. In der Schwärze der Nacht waren kaum ihre Geſichter zu erkennen. Ein jeder ſuchte des Kameraden Geſtalt. Über allen ſtand der eiſerne Befehl: Schweigen! Komme, was da wolle! Die Ausführung des Befehls war nicht leicht, in der Finſternis über die ſchwankenden Bretter zu gehen, lautlos und ohne den Körper aus dem Gleichgewicht zu verlieren. Die Blicke eines jeden Dragoners ſuchten die ſchmalen Laufplanken. Da — der erſte ſetzte ſeinen Fuß auf das Brett. Leicht ſenkte es ſich unter dem Gewicht des Körpers. Langſam bewegte ſich die Geſtalt vorwärts, bis die ſchwarze Dunkelheit ſie ganz in ſich aufgenommen hatte. Der zweite — der dritte — der vierte — fünfundzwanzig brandenburgiſche Dragoner betraten die Planken, jeder horchte geſpannt auf den kaum vernehmbaren Schritt ſeines Vordermannes, der mit den Blicken nicht mehr zu erfaſſen war. Geräuſchlos bewegte ſich der Zug der Männer über den Sumpf, nirgendwo war ein Laut zu hören.

War es ein unſicherer Schritt, den einer der Dragoner tat, oder war eines der Laufbretter ſchon zu tief unter der Laſt der über ſie bereits dahingegangenen Männer in den Sumpf eingetaucht, plötzlich war ſeine Geſtalt ins Schwanken geraten, er verſuchte, das Gleichgewicht wiederzugewinnen, doch da ſchlug er zur anderen Seite hinüber und fiel in den klebrigen Moraſt. Beim Sturz war ſeinen Händen das Gewehr entfallen, das er nun taſtend ſuchte. So ſehr war er von ſeinem Eifer nach der Suche ſeiner verlorenen Waffe gefangen, daß er zunächſt gar nicht fühlte, wie ſich um ſeinen Körper das Moor drückend ſchloß. Erſt als er bereits den Moraſt wie einen Ring um Bruſt und Rücken fühlte und an den Lauten vernahm, daß gerade einer ſeiner nach ihm kommenden Kameraden auf den Planken an ihm vorübergegangen war, ohne ihn in der Dunkelheit zu ſehen, wurde er ſich ſeiner Gefahr, in der ſein Leben ſchwebte, bewußt. So ſehr er nun auch arbeitete, um ſeinen Körper aus der zähen Umklammerung zu löſen, nur um ſo tiefer ſank er und zog es ihn mit Gewalt in die unheimliche Tiefe. Seine Gefahr mit allen Sinnen erkennend, wollte er gerade den Mund öffnen, um ſeine Kameraden durch einen Ruf auf ihn und ſeine Lage aufmerkſam zu machen, da zerbrach ihm, wie von einer inneren Gewalt bezwungen, der Schrei in der Kehle: Der Befehl! Ohne Ruf, ohne das geringſte Geräuſch, nur ſo konnte die Überrumpelung gelingen und

daraus der Sieg Brandenburgs werden. Der Dragoner aber in ſeiner furchtbaren Verlaſſenheit, den ſicheren Tod vor Augen, wenn nicht einer ſeiner Kameraden ihm zu Hilfe kommen würde, ſtand in einem ſchrecklichen Kampf. Eingeſchloſſen und umklammert von einem grauenvollen Schickſal, erwachten in ihm alle Kräfte ſeines jungen Lebens — und wieder öffnete ſich ſein Mund zu einem verzweifelten wilden Schrei. Aber nur ein erſticktes Gurgeln wurde daraus, ſo ſchwach, daß niemand ihn in der Nähe vernommen, und wenn, ihn nur für das Plätſchern des Regens gehalten hätte. So hatte wieder im letzten Augenblick der Befehl zum Schweigen über dem Dragoner geſtanden und den Ruf der Not erſtickt. Sollte er zum Verräter werden, er, der kurfürſtlich-brandenburgiſche Soldat? Nein! Er horchte geſpannt in die Nacht. Nichts war zu hören, nur der eintönige Niederfall des Regens. Seine Kameraden mußten wohl auch ſchon die andere Seite des Grabens erreicht haben. Und nun war es wieder da, packte und ſchüttelte ihn mit unheimlicher Gewalt, das entſetzlich Grauenvolle, die Verſuchung, den rettenden Schrei zu tun. Aber nur noch einmal und zum letztenmal wollte der einſame mit dem Tode ringende Mann dieſe Verſuchung über ſich ergehen laſſen. Denn wer wüßte, was in der letzten Todesnot über ihn Gewalt gewinnen könnte! Vielleicht, daß ſich durch die grauſame Todesnähe ſeine Sinne verwirrten und ſein Mund unbewußt den verräteriſchen Schrei doch noch ausſtoßen würde. Groß, unausſprechlich groß wurde in dieſer Sekunde die Seele des Mannes, als er nach kurzem Entſchluß, noch einmal in die Dunkelheit hineinhorchend, gewaltſam ſein Geſicht auf den klebrigen Moraſt legte und ſeinen Kopf tief und feſt in den zähen Brei drückte, daß er ihm für immer den Mund zum ewigen Schweigen ſchlöſſe.

So kam es, daß er nicht mehr vernahm, wie ſeine Kameraden den Wall erſtiegen, in die Stadt eindrangen, die ſchwediſche Wache lautlos überwältigten und die Tore der Stadt öffneten, durch die bald das brandenburgiſche Heer kämpfend einzog und die Feſtung gewann.

Nur aus Manneszucht und Opfergeiſt kann ein Geſchlecht erſtehen, das den großen Aufgaben, vor welche die Geſchichte das deutſche Volk ſtellen wird, gewachſen iſt. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann ſpäter auch befehlen. Und nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unſeres Volkes hat, kann deſſen Zukunft meiſtern. Paul von Hindenburg

# Die kleinen Häuſer

Joſefa Berens-Totenohl

Demütig, ſcheu,
Wie Frauen aus dem Volke,
Wie arme Mütter,
Deren müdes Haupt ſich bänglich neigt,
Um deren Not
Ein dunkles Tuch ſich ſchützend hängt,
So ſtehn geduckt
Die kleinen Häuſer im Tal
Und träumen.

Tief bis zur Erde biegt das graue Dach,
Darüber in den Bäumen
Leiſe ſein letztes Lied der Abend geigt.
Aus kleinen Fenſtern winkt
Wie Mutteraugen warm und treu
Ein zitternd Licht.

Dann iſt es Nacht.
Im Schlaf
Sind alle Sorgen
Verſunken.

Die letzte Hütte nur
Verwacht die Mitternacht.
Ihr Auge brennt und brennt.

Irrt etwa eines ihrer Kinder fern
Und kann nicht heimwärts finden?

Daheim nur iſt Geborgenheit, wo eine Mutter betend wacht:
Daß ihrem Kinde auch bei Nacht ein helles Licht den Weg bereit.

Sigrid Schon

## Ritt im März

Hans Baumann

Märzmorgen ſickert trüb herein
Aus ſtarren Nebelwänden,
Wir reiten ſchweigend und ſammeln den Schein
Auf Helm und Zügelhänden.

An den Waffen haften die Nebel nicht
Auf unſeres Schickſals Fährte,
In die Spuren der Hufe fließt das Licht,
Verheißung ſchläft im Schwerte.

Spät tropft der Sonne glühendes Erz
Durch das Grau in die Bruſt der Reiter —
Uns grüßt des Himmels tönendes Herz
Und wandert als Wegbereiter.

## Flamme, Welle und Wind

Karl Hoinkes

Mir heimlich verwandt und vertraut,
Euch liebt' ich als Brüder allein,
Euer Spiel, euren tröſtlichen Laut,
Euer tiefes Lebendigſein.

Flamme, urkraftentſtammt,
Lockend geheimnisvoll,
Ob ſie am Herde flammt,
Ob ſie zur Feuersbrunſt ſchwoll.

Bächlein, glitzernd und klar,
Trieb dem Knaben das Mühlrad an;
Den Mann im ergrauenden Haar
Schlägt noch der Fluß in Bann.

„Der Wind, das himmliſche Kind",
Sang man an der Wiege uns vor;
Mir iſt er heut' noch das Kind,
Das ächzend rüttelt am Tor.

Ihr ließet nimmer mich los,
Freunde und Brüder mein;
Wie wurdet ihr mächtig und groß,
Und wie wurde ich — ſo klein.

## Der Pflüger

Ina Seidel

Mit wuchtigen Knien,
Von Krähen umschrien,
Im Dunst seiner Pferde,
Die Fäuste am Sterz,
Samt Pflugschar und Rossen
Selbst bodenentquollen,
Stampft er jetzt die Schollen
Und zwingt in die Erde
Sein reißendes Erz.

Die Brache umbrechen,
Heißt Kräfte lossprechen.
Die Erde braucht Hände,
Zu lösen ihr Herz.
Mann, Pflugschar und Rosse:
Von Erde genommen,
Zur Erde gekommen.
Gestalt aus Gelände
Im dampfenden März.

## Janharm

August Hinrichs

Jeder im Dorf weiß, daß Janharm ein schlauer und gerissener Kerl ist. So leicht übertölpelt ihn keiner, dreimal überlegt er alles, ehe er sich zu einer Sache entschließt, und dreimal dreht er jeden Groschen um, ehe er ihn ausgibt.

Er hat einen runden, kleinen Hof — zwei Kühe und gerade genug Äcker und Weiden, daß es für seinen Bedarf langt, weitab vom Dorf, in ungestörter Einsamkeit gelegen. So braucht er nicht viel Leute, nur einen Jungen und eine große Magd; damit kann er die Arbeit tun, wenn sie alle drei fleißig sind. Mit dem Jungen hat er diesmal kein Glück gehabt — er nimmt immer einen solchen, der noch zur Schule geht und nur für die Kost arbeitet —, der ist träge und schläfrig, sowohl bei der Arbeit als auch in der Schule. Freilich hat er immer schon zwei Stunden stramme Arbeit und einen dreiviertelstündigen Schulweg hinter sich, wenn er in der Schule erscheint — *wenn* er erscheint, denn im Sommer geht die Arbeit vor. „Die Schule läuft ja nicht weg", sagt Janharm.

Aber Stine — eine solche Magd hat Janharm noch nicht gehabt, solange er denken kann. Sie ist nicht sehr groß, aber stark und rund, und wenn sie ihren Rock aufgeschürzt hat, daß der Wulst wie eine dicke Wurst über ihren breiten Hüften liegt, dann arbeitet sie selbst Janharm, ihren Brotherrn, über den Haufen, obgleich der doch wahrhaftig weiß, was arbeiten heißt.

Ja, mit Stine, das hat er gut getroffen. Sie ist nicht zu jung und nicht zu alt, so in der Mitte der Zwanzig, prall und strotzend von Gesundheit und Kraft, und die wasserblauen Augen in ihrem breiten,

ſommerſproſſigen Geſicht ſehen immer zufrieden und unverdroſſen in die Welt. Zuweilen liegt ſogar ein verſteckter Schalk darin, der Janharm unruhig macht. Die ſchwerſte Arbeit iſt ihr gerade recht; wenn ſie Dünger auflädt, nimmt ſie die Forke ſo voll, daß es wirklich was ſchafft; einen Sack Mehl wirft ſie allein auf die Karre, und ſogar pflügen kann ſie wie der beſte Knecht.

Nur einen einzigen Fehler hat ſie — ſie arbeitet nicht nur für zwei, ſie ißt auch für zwei. Das iſt ſchlimm, denn Janharm iſt ſparſam, ſehr ſparſam ſogar, und Stines Hunger wirft einen dunklen Schatten in ihr ſonſt ſo lichtes Bild.

Janharm iſt noch Junggeſelle, trotz ſeiner vierzig Jahre. Er iſt oft daran geweſen, ſich eine Frau zu nehmen, aber zwei Dinge haben es immer verhindert: einmal hatte er Angſt vor den Koſten, und dann vor den Frauen ſelbſt. Die Weiber haben ihre Tücken — er traut den Langhaarigen nun einmal nicht, er hat da Böſes erlebt bei ſeinem alten Freund Hinrich, der ganz und gar unter den Pantoffel gekommen iſt. Nein, eine Frau muß wie ein gutes Pferd fromm im Geſchirr gehen, das ſagte ſein Vater immer, und das iſt auch ſeine Meinung. Sie müßte ſo ſtill und ergeben alles hinnehmen wie ſeine Mutter, die willig mit Janharm zuſammen den Pflug zog, als ſie noch keine Kuh hatten. Aber ſo eine iſt ſchwer zu finden.

Die meiſten Mägde, die er in all den Jahren gehabt hat, hätten ſich gern genug als Bäuerinnen in ſein warmes Neſt geſetzt. Aber Janharm war zu ſchlau, und ob ſie es nun plump anfingen und ihm nachts in die Dönz kamen — dann ſtellte er ſich ſchlafend und war durch kein Flüſtern und Poltern zu wecken — oder auch fein, indem ſie ihm bei Gelegenheit mehr zeigten als nötig war, er ließ ſich nicht fangen. Darum ſchnürten ſie alle nach einem Jahr, oft ſchon nach einem halben, ihr Bündel und verſchrien ihn als hartnäckigen Sonderling und filzigen Knicker.

Von Stine hatte er dergleichen nicht zu befürchten. Sie verſorgt ihn genau ſo gut und ſo regelmäßig wie die beiden Kühe, die Schweine und Ferkel, den Hund und die Katze, im übrigen kümmert ſie ſich nicht weiter um ihn und denkt nur an die Arbeit.

Aber Janharm denkt jetzt oft an Stine. Er belauert ſie förmlich, um gründlich hinter ihr Weſen zu kommen. Gewalttätig iſt ſie nicht, das merkt er daran, wie ſie mit dem Vieh umgeht. Wenn ſie nur nicht ſoviel eſſen wollte! Aber immerhin, wenn ſie ſeine Frau wäre, ſparte er ſechzig Taler jährlich an Lohn, das wiegt ſchon allerhand auf.

Wochenlang rechnet er murmelnd die beiden Poſten gegeneinander auf und iſt ſchon beinahe zu einem günſtigen Ergebnis gekommen, da muß er ganz zufällig ſehen, wie Stine mit kräftiger Fauſt dem faulen Jungen hinter die Ohren ſchlägt, daß es nur ſo knallt. Das jagt ihm einen ſolchen Schreck ein, daß er ſeine ganze Rechnung über den Haufen wirft und ſich ſchleunigſt zurückzieht.

Um Martini bekommt ſein Herz doch einen Stoß. Als er Stine die dreißig Taler Lohn für das halbe Jahr auf den Tiſch zählt, geht ſie etwa nicht gleich ins Dorf, um ſich ein Kleid zu kaufen, ſondern ſagt leichthin, er ſolle es nur auf die Sparkaſſe tragen, ſie brauche doch kein Geld. Dann holt ſie ihr Sparbuch her, das ſauber in ein rotes Taſchentuch geknotet iſt, und gibt es ihm mit. Natürlich ſieht er hinein — da hat ſie faſt zweihundert Taler beiſammen! Beinahe hätte er ihr ſchon an dieſem Tage das entſcheidende Wort geſagt, wenn nur nicht die dumme Ohrfeige geweſen wäre.

Er traut den Langhaarigen nun einmal nicht, und wenn Stine auch noch ſo ruhig und gleichmütig tut — wer weiß, was alles in ſo einem Frauenzimmer ſchlummert. Er muß ſich vorſehen, denn wenn es ernſtlich darauf ankäme — an Körperkräften iſt Stine ihm über.

Janharm kämpft den ganzen Tag einen ſchweren Kampf. Die zweihundert Taler locken ihn ſo gewaltig, und jetzt, da er ſie ſo ſcharf beobachtet, lockt Stine ſelbſt ihn nicht minder. Sie braucht es gar nicht erſt zu machen wie die anderen, er ſieht es ja bei der Arbeit gut genug, wie prall ihr das Mieder ſitzt und wie kräftig ſie auf den Beinen ſteht. Wenn er nachts ſchlaflos in ſeinem Alkoven liegt, wägt er das Für und Wider unruhig gegeneinander ab: auf der einen Seite ihre runde Geſtalt, ihre Arbeitswut und die zweihundert Taler, auf der anderen die Ohrfeige, ihr mächtiger Hunger und die Furcht vor den Tücken und Tücken des weiblichen Geſchlechts überhaupt.

Iſt Stine die Richtige? Wird ſie, wie ſein Vater ſagt, fromm im Geſchirr gehen? Er ſelbſt ſagt es übrigens auch, und im ganzen Dorf weiß jeder dieſes Wort Janharms und neckt ihn gelegentlich damit. Janharm liegt in ſchweren Sorgen — der Teufel traue den Weibern!

Plötzlich, mitten in der Nacht, kommt ihm der rettende Gedanke: Warum ſoll er nicht einen Verſuch machen, der alles entſcheidet? Dann iſt er ja aus allen Zweifeln heraus.

Am anderen Tage ſucht er den alten Gurt heraus, in dem ſeine Mutter den Pflug zog. Er iſt grau und verſchimmelt, aber noch feſt. Dann geht er zu Stine und kratzt ſich ſchlau hinter den Ohren:

„Ich muß heute das kleine Stück hinterm Hagen umpflügen", ſagte er, „aber die Schwarze iſt trächtig, die kann ich nicht nehmen, und mit der Rotbunten geht's nicht, die bricht immer aus — was meinſt du dazu?"

Stine ſtemmt ihre kräftigen Arme in die Seite und ſieht ihn fragend an: „Ja, Janharm, was iſt da zu machen?"

Janharm reibt verlegen an dem Gurt. „Als wir noch keine Kuh hatten, zog meine Mutter immer den Pflug — ſieh her, da iſt noch der Gurt — was meinſt du ...?"

In Stines Augen blitzt etwas auf, aber es iſt gleich wieder verſchwunden. „Oh", ſagt ſie, „was deine Mutter konnte, das kann ich auch, gib nur her!"

An dieſem Tage ſieht Janharm erſt recht, was Stine für ein gutwilliges Menſchenkind iſt. Sie ſtemmt ihre nackten, derben Füße in die ſchwarze Erde und zieht wie ein Pferd; der Junge, der neben ihr im Seil angeſchirrt iſt, braucht kaum mitzuhelfen. Janharm lenkt den Pflugſterz und brüllt ſein Johü, als wenn er die Schwarze vorm Pflug hätte. Er ſchnalzt mit der Zunge und lacht ſich heimlich ins Fäuſtchen — iſt er nicht wirklich ein ſchlauer Kerl? Er wird ganz übermütig, und als Stine einmal in der Mitte der Furche ſtehenbleibt, um zu verſchnaufen, tätſchelt er ihr liebkoſend mit dem Peitſchenſtiel die quellende Hüfte und macht: „Jüh!" Beinahe hätte er ihr ſogar über den breiten Rücken geklatſcht, aber das will er doch lieber bis nach der Hochzeit laſſen.

Ja, jetzt hat er endlich die Rechte gefunden. Nach Feierabend ſucht er ſein Raſiermeſſer hervor und kratzt ſich den Bart ab — das iſt nicht ſo einfach, weil kein Spiegel im Hauſe iſt; aber er hängt ſeine dunkle Jacke hinter die Glastür des alten Pultſchrankes, ſo geht es mit verhältnismäßig wenig Blutvergießen ab. Dann ſucht er Stine. Sie ſitzt vor der Tür auf der Lattenbank und zwinkert mit den Augen, als ſie ihn plötzlich ſo glattraſiert ſieht. Er ſetzt ſich neben ſie, ſchlägt ihr mit ſeiner knochigen Hand auf das weiche Knie und ſagt: „Was meinſt du, Stine, wollen wir nicht unſere Plünnen zuſammenwerfen?" Und merkwürdig, Stine hat nichts dagegen, ſie will nur das eine, daß es gleich am Sonntag beim Paſtor feſtgemacht wird.

So gehen ſie denn am Sonntag beide ins Dorf, um ſich von der Kanzel werfen zu laſſen. „Mein Gott, Janharm!" ruft der Paſtor erſtaunt, „haſt du doch noch eine gefunden, die fromm im Geſchirr iſt?"

Janharm plinkt ihm pfiffig mit den Augen zu: „Es hat wohl etwas lange gedauert, Herr Paſtor, aber Beſinnen iſt das Beſte am Menſchen — man ſoll ſich immer dreimal beſinnen!“

Janharm iſt viel ausgelacht worden, daß er Stine in den Pflug geſpannt hatte, aber weder er noch Stine machten ſich etwas daraus. Und mit Stine, das hat er wirklich gut getroffen, ſie arbeitet und ißt jetzt nicht mehr für zwei, ſondern für drei, und der Hof und ſie ſelbſt gedeihen vortrefflich dabei. Nur Janharm wird merkwürdigerweiſe immer magerer und hagerer.

Im Frühjahr wird Janharms ſchwarze Kuh krank, und er ſchickt nach ſeinem alten Freund Hinrich, der allerlei Hausmittel weiß. Als Hinrich kommt und an dem Hagen entlang geht, hinter dem Janharms Acker liegt, hört er lautes Jüh und Johü. Pflügen ſie wieder ohne Kuh? Er ſieht durch die Hecke und bleibt mit offenem Munde ſtehen: ja, ſie pflügen ohne Kuh — aber Janharm, der ſchlaue Janharm ſelbſt, mußte in den Gurt kriechen, und Stine führt den Pflugſterz, hochaufgeſchürzt, kräftig und ſtämmig, den Peitſchenſtiel in der Hand. Leiſe macht ſich Hinnerk davon.

Am Abend kommt er wieder und trifft Janharm allein. Da ſticht ihn der Hafer, er klopft dem alten Freund auf die Schulter und fragt: „Na, Janharm, geht ſie immer noch ſo fromm im Geſchirr?“

Janharm ſieht ſich vorſichtig um, dann ſeufzt er und meint: „Weißt du, Hinnerk, man ſollte ſich doch lieber viermal beſinnen — dreimal langt nicht!“

Das Pflügen mit Janharm ging Stine aber doch wohl zu langſam; ſie holte ihre Taler von der Sparkaſſe, und jetzt pflügt ſie mit einem Pferd.

## Seufzer eines Ehmannes

Heinrich von Kleiſt

Seit uns des Prieſters Hand
Am Traualtar verband,
Hat meine Frau — was bin ich doch geplagt! —
Nie wieder „Ja“ geſagt.

# Bitte um Ackerſegen

Herybert Menzel

Herr, deinen Segen gib dem Land,
Daß unſer Acker trage Frucht,
Der Sonne nimm den böſen Brand,
Dem Waſſer gib die freie Flucht,
Gib uns des Frühlings Milde gern,
Des Sommers Reife für den Kern,
Auf daß im Herbſt wir Ackersleut'
Dir danken, wie wir bitten heut'.

Herr, gib uns reichlich neues Brot,
Sieh, unſer Bruder iſt in Not,
Sieh, unſer Volk hat ſchweren Stand,
Herr, gib uns für das ganze Land.
Gib, daß wir alle laden ein,
An unſerm Tiſche Gaſt zu ſein.
Da Bruder ſich um Bruder müht,
Gib, Gott, daß alles wächſt und blüht!

Herr, nicht nur zweifach bitten wir,
Auch alſo ſchaffen wollen wir,
Woll'n freudig unſere Arbeit tun,
Woll'n nicht vor Feierabend ruh'n,
Nur, daß nichts ſtöre Herz und Hand,
Gib Frieden unſerm Volk und Land.
Herr, wie wir alſo bitten dich,
Dein ſind wir heut' und ewiglich.

Es gibt keinen Aufſtieg, der nicht beginnt bei der Wurzel des nationalen, völkiſchen und wirtſchaftlichen Lebens, beim Bauern.

Adolf Hitler

# Friedrich der Große

Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glück dieses Staates gelten. Möge er stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden. Möge er durch die Milde der Gesetze der glücklichste, finanziell der bestverwaltete und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte sein. Möge er blühen bis an das Ende der Zeiten!

Aus dem Testament Friedrichs des Großen

## Führe uns!

Leopold von Schenkendorf

Führe uns! In deinen Händen
Liegt das Schickſal von Millionen,
Die in deinem Herzen wohnen,
Denen du ein Glaube biſt. —
Gott hat dir die Kraft gegeben,
Einzig deinem Volk zu leben,
Das für dich der Pulsſchlag iſt!

## Führer

Joſeph Georg Oberkofler

Du, Deutſcher Mann, voll Licht und Kraft und Glaube,
Geſtirn und Sturm aus deines Volkes Ruh',
Du flogſt ihm vor als Adler und als Taube
Und führteſt es dem Großen Reiche zu.

Dem Reich der Deutſchen, Traum ſeit Anbeginn,
Und nie vollendet in den tauſend Jahren,
Du gabſt Geſtalt ihm und Geſetz und Sinn,
Und uns den Auftrag, treu dein Werk zu wahren.

An dieſem Tage, Länder hin und Meere,
Hebt ſich zum Schwure jede deutſche Hand:
Wir ſind ein Volk, und Brot und Wehr und Ehre
Iſt wieder heilig wie das Vaterland.

Nichts, was groß iſt auf dieſer Welt, iſt dem Menſchen geſchenkt worden. Alles muß bitter ſchwer erkämpft werden. Auch die Erhebung eines Volkes wird nicht leichthin Wirklichkeit, auch ſie muß innerlich errungen werden.

Adolf Hitler am 1. Mai 1933

# Zum Ruhme unſeres Feldherrn

Kilian Koll

In Polen bewegten ſich unſere erſten Feindflüge in der Meilenhöhe der ſiebentauſend Meter; zwiſchen den Traumgebilden blendender Wolken purzelten unſere Bomben, erſt allmählich die Naſe hinabnehmend, auf das Ziel herab, das beziehungslos winzig in der Tiefe lag. Drunten ging das ſchwarze Wabern und brandrote Lodern erſt los, wenn wir ſchon faſt außer Sicht geraten waren. Von dieſen Vernichtungsflügen kehrten alle Maſchinen unverſehrt wieder heim, ohne vom polniſchen Gegner oder auch nur von ſeinem Vorhandenſein etwas bemerkt zu haben. Später aber zwang uns der niedrige Wolkenſaum, vom Start bis zum Ziel und zurück oft anderthalbtauſend Kilometer weit niedrig über den Boden zu fliegen; und dieſe erhabenen Tage des Fliegertums überragen an Wildheit des Erlebens jede kriegeriſche Erinnerung ſelbſt für den Kämpfer des Weltkrieges.

Wir, die im Opfergang jener Jahre von Anfang bis Ende mitmarſchiert ſind und ſelber mit dem Leben vieler Freunde und mit dem eigenen Blut reichlich gezollt haben: wir vermochten den unermeßlichen Abſtand zu überblicken, der zwiſchen dem Stellungskriege mit ſeinem duldenden Heroismus vor einem Vierteljahrhundert und den polniſchen Siegesſtürmen klaffte. Was taten wir damals, jahrein, jahraus? Um eine Anhöhe wiederzugewinnen, die der Feind geſtern eroberte und die er uns morgen wieder abnahm, ſanken tapfere Regimenter in den vollſtändigen Untergang.

Wie ein Sieg ausſieht und wie ihn der planende Feldherr erkämpft, bevor eine Waffe ſich hebt — das ſahen wir jetzt in Polen bei dieſen Tiefangriffen, wenn wir Stunde um Stunde dahinraſten, ſo niedrigen Fluges, daß wir jedes Rebhuhn erblicken konnten, welches ſich mit ſeinen Küchlein vor dem daherlärmenden Flügelweſen unter Buſch oder Stroh flüchtete. Unſer Himmelsweg unter der bläulichen Wolkendämmerung führte vom Strand der Oſtſee Tag um Tag zuerſt quer über das Oſtpreußenland und über die herzroten Dächer ſeiner Dörfer, auf allen Feldern winkten Bauernfrauen und kartoffelgrabende Hitler-Jugend. Noch einmal drang der Sinn dieſes Völkerkampfes anfeuernd in unſer innerſtes Herz, während wir über die bleiern gleißenden Seen und die Rieſenwälder Maſurens hinwegſprangen. Dann ſchied ein ſandiger Grenzgraben die deutſche Herrlichkeit von der polniſchen Öde; vor unſerer gläſernen Ausſichtskanzel öffnete ſich graues Land, geſtaltlos und wenig bebaut. Nichts in ihm gehörte zueinander, es zeigte

uns die eingesunkenen Strohdächer seiner Unordnung und Bettelarmut. Es war ein Land, das uns auf tausend Kilometer des Hin- und des Heimfluges nicht ein der Ewigkeit würdiges Bauwerk vorwies. Aber diese gleiche Nation da unten, die ihre eigenen Angelegenheiten so überdeutlich sichtbar in Unfähigkeit verkommen ließ, sie forderte unser ostpreußisches Schmuckkästchen und das ganze Ostdeutschland! Niemals vergaß ich über diesem Hinabspähen: Wir waren in keiner Weise die Angreifer; aber wir erlaubten uns, die unausgesetzten polnischen Herausforderungen anzunehmen.

Nun eilte der Krieg mit schnellen Prankenschlägen über Polen, um die Trümmer bombardierter Bahnhöfe zeichnete sich ein blakender Feuerkreis, aus dem nur noch die stehengebliebenen Kamine herausragten.

Auf den zum Gegner führenden Straßen Polens rollten unabsehbare Nachschubkolonnen, motorisierte Truppen aller Gattungen. Alsbald blinkte dicht unter uns aus Gebüschen der Abschuß einzelner Geschütze, dann marschierte da ein vereinzeltes Bataillon, dessen Spitze entfaltet kämpfte; Feldwege sichernd, winkten Reiter munter zu uns hinauf. Es öffnete sich eine Lücke in dieser atemschnell überflogenen Angriffsschlacht, die Leuchtspurgarben polnischer Maschinengewehre umwehten uns wie ein Hagelwetter; und schon flogen wir an der endlosen Rückzugsstraße einer unentwirrbar durcheinandergeworfenen Armee entlang: Trüppchen von Infanterie, eingekeilt zwischen Troß und Geschütz und Reiter, eine vielfache Übermacht, die noch vor wenigen Tagen gegliedert dagestanden hatte. Jetzt war sie von der eiskalten Mathematik eines Feldherrngedankens zerschlagen worden in Trümmer, die sich nur noch brauchbar erwiesen zu einem willenlosen Rückzug und dazu, sich mit unzählbaren Waffen gegen die einherdröhnenden Tiefangriffe deutscher Bomber in verzweifelter Hartnäckigkeit zu wehren.

Zur Kühnheit und Größe dieser Umfassungsschlachten gehört wohl auch jene Handvoll deutscher Panzer, denen wir dann irgendwo in der polnischen Einsamkeit flügelwinkend begegneten, als sie tief in Flanke und Rücken des Gegners selbstvergessen vordrangen.

Hinterm Fliegergewehr kauernd, blickte ich mehrfach auf die Umfassungsstöße zahlenmäßig derart kleiner Truppen herab, daß wir uns alle einig waren: Wenn das da unten schief geht, dann aber auch gleich gründlich! Diese über den Polenkrieg niedrig dahinjagende Bombenkanzel wurde etwas wie eine fliegende Kriegsschule 2, in der „an Hand der Ereignisse selbst" gelehrt und auch gleich bewiesen wurde: daß der

Gott des Krieges den Kühnſten belohnt. Denn wo ſind die Millionen Männer der polniſchen Armee geblieben; wo ihre vielen hundert modernen Panzerwagen; wo blieben die anderthalbtauſend Flugzeuge ihrer Luftwaffe, unter denen ſich neben veraltetem Gerät auch das Neueſte vom Neuen befand?

Der Polenkrieg ſoll nicht in die Geſchichte eingehen als die rohe Zerſchmetterung eines kleinen, dürftig ausgeſtatteten Heeres durch eine moderne Rieſenarmee! So ſtanden die Dinge nicht. Unſer Material war beſſer; aber der Kämpfer unſerer Umfaſſungsſchlachten ſchlug ſich überall gegen eine atemraubende Übermacht.

So ſieht es aus, wenn ein Feldherr nach den Sternen greift, um des Sieges willen getroſt den Untergang ganzer Diviſionen wagend! Aber ſiehe da, ſie gehen nicht zugrunde, der kühne Wille vollendet ſeine Abſichten. So etwas mitkämpfend und mit heiß jubelndem Herzen erlebt zu haben, lohnt ſchon ein ganzes Soldatenleben: vollends für den Soldaten der Weltkriegsjahre, der einſt trüben Blicks auf die ſchmutzigen Banner einer Niederlage der Heimat ſtarrte.

Ob wir, geflügelte Spitzenreiter der deutſchen Macht, jetzt von Oſtpreußen bis ins ferne Südpolen geflogen ſind, um dort unſere Fracht abzuladen; einer war ſchneller als wir, etwas flog uns immer noch weit voraus: der planende Wille des Feldherrn. Man vergeſſe nicht, daß die Polen auf Grund ihrer Zahl und ihrer Ausrüſtung mit ein wenig Feldherrnkunſt durchaus eine Kriegsidee hätten verwirklichen können: ſtandhalten um jeden Preis gegen Pommern und Schleſien und angreifen gegen Oſtpreußen! Falls ſie einen ſolchen Verſuch unternommen haben, ſo nahm unſer Feldherr ihnen am erſten Tag die Entſcheidung aus den Händen.

Da es ſich nun um zwei Kriege handelt, die wir ſchlagen, um den polniſchen und um den engliſch-jüdiſchen, und da der eine ſchon hinter uns liegt, ſo gehen wir in den nächſten mit der Gewißheit des vorigen hinein. Kämpften in Polen die Völker auf der Erde und in der Luft, ſo iſt der kommende ein Krieg der Gedanken, welcher nach unſerer unbedingten Überzeugung und Zuverſicht im weſentlichen ſchon entſchieden iſt: nur noch auf Erden, im Waſſer und in der Luft muß er mit Blut und Bomben zu Ende gepaukt werden. Dies zu vollbringen, ſchicken wir uns an. Noch immer in der Geſchichte haben die jungen Gedanken über greiſenhafte geſiegt, jetzt kämpfen die glühenden Kräfte des völkiſchen Sozialismus gegen die abgelebten Machenſchaften des internationalen Händlergeiſtes. Nach einer zwanzigjährigen Atem-

pauſe, die wir zu einer gründlichen Erneuerung unſeres Volkstums ausnutzen, während unſere Gegner auf den Rachegedanken von damals verharrten, nehmen wir den Krieg wieder auf: weil ausweglos nur über die kommenden Schlachten hinweg die Gaſſe in Großdeutſchlands Freiheit führt.

Dasſelbe Gehirn, das uns den Sieg in Polen erſann, denkt nun für uns im Weſten und vermutlich mit der gleichen eiskalten Mathematik. Wir kennen ſeine Pläne nicht: aber wir haben die bündige Abſicht, ſie mit der gleichen Genauigkeit zu vollſtrecken wie eben in Polen. Und indem wir uns auch zu den gleichen Opfern bereit erklären, die einſt der Weltkrieg brachte, ſetzen wir dem Genius des Deutſchtums keine obere Grenze deſſen, was er uns zumuten kann. Völker, die ihre Freiheit erwerben, vertragen viel; und was nutzt uns ein ſchäbiger, zerbrechlicher Friede, den unſere Söhne bald wieder ins Endloſe ausfechten müßten? Schicken wir uns alſo ſelber mit ruhigem Herzen an, dauerhafte Zuſtände mit der Waffe zu erkämpfen. Wir ſind und bleiben ein Soldatenvolk; und wenn der große unbekannte Held des Weltkrieges ſieglos für die Ehre ſtarb, ſo weiß unſere heutige Wehrmacht längſt um das Glück, ſich unter Meiſters Befehl willig für die Entſcheidung von fünf kommenden Jahrhunderten zu opfern.

## Sieh, das iſt es ja

Dietrich Eckart

Sieh, das iſt es ja, was man
So unter Deutſche verſteht, im höchſten Sinn:
Der Wille zum Unmöglichen, zum Ziel
Der Ziele, zur Vollendung, die ſich nie
Auf Erden findet, aber ahnen läßt,
Im Wohllaut aller Töne, Formen, Farben,
Im Gleichmaß der Geſtirne und Geſetze,
Im Abglanz einer ew'gen Harmonie.
Zur Einheit will der Deutſche, will heraus
Aus Trug und Schein, ein Ganzes will er,
Und wenn er kämpft, ſo iſt's nicht der Triumph
Und nicht die Beute, die ihn ſpornt, es iſt
Das Wunder der Vollkommenheit.

# Narvik

Hans Rehberg

Die Sonne zieht
In unüberwindlicher Schönheit
Gegen die Nacht,
Und die Nacht entflieht
Fort von den Ufern,
Fort in die leuchtenden Berge.

Über des Meeres ſechsſtündigen Zeiten,
über der groben, aufbrüllenden See
Ragen die Berge,
Beſchwingt von lebendigem Nebel,
Bedeckt von ruhendem Schnee,
Und die Möwen des Meers begleiten
Kreiſchend ein rühmliches Heer.

Doch als die Nacht, die geflohene Nacht,
Wieder des Nordens Waſſer bedeckte,
Fiſchten die Götter der Schlacht
Die Toten des rühmlichen Heers
Mit goldenen Netzen.
Und die Sonne des Ruhms erweckte
Heiligen Geſang,
Uralte Worte des ewigen Meers
Kündend dem Toten des Lebenden Dank.

Die Heere der Völker ſind nicht „Eiſenſtacheln an der Grenze". Sie ſehnen ſich nach dem ſtarken und großen Mann der Geſchichte, nach dem Beherrſcher, der auf dieſem göttlichen Inſtrument ſeine Pläne zeigt.

Kilian Koll

## Krokus

Ludwig Friedrich Barthel

Der ſchlafenden Mutter
Sind wir entronnen,
Wunder der Welten,
Unfaßbar wie du:
Trunken vom Tage
Singen die Farben
Und heimliche Süße
Der Krume verlocken
Wir höher ins Atmen
Des Frühlings, wir tragen
Die Mühen der Erde,
Uns ſelber vergeſſend,
Das Dunkel der Erde
In Schwebe und Glanz.

## Fragt nicht!

Börries, Frhr. von Münchhauſen

War's die Wachtel, die ſo ſüß flötete: „Bübeli!"
Oder war es ſie?
War's der Tauber, der ſo dunkel raunte: „Du, Dudu!"
Oder raunte er's ihr zu?

War das Wellenglänzen hinter der Gerſte gar
Blondes Haar?
Stieg der ſelige Lerchentriller über dem Wieſengrund
Wohl aus girrendem Mädchenmund?

Ach, und ich frage — ach, und ich ſage die Antwort gleich:
Tauber gurrte im Tann, Wachtel flüſterte weich,
Lerche jubelte über dem blonden Gerſtenlicht,
Geht nur weiter — und ſtört den Frühling nicht!

## Lied

Dita Waggerl

Dieſen Tag und einen andern Tag
Möchte ich ſo gern geborgen ſein.
Dieſen Tag und einen andern Tag
Läßt der Allerliebſte mich allein.

Dieſen Tag und einen andern Tag
Blüht der Strauch vor meinem Fenſter rot.
Dieſen Tag und einen andern Tag
Kommt die Liebe wie das Morgenrot.

# Wie Herr Ochſenbrink ſein Stammſchloß fand

Heinrich E. Kromer

Dem reichen Fabrikanten Ochſenbrink hatten zwei Spaßvögel vorgeredet, weiß Gott wie alt ſein Geſchlecht ſei und daß es ſchon vor 200 oder 250 Jahren im Frankengau gehauſt habe, nicht in ſeinem Würzburg zwar, aber zwiſchen Gundersheim und Mündelfingen, und nach einem alten Geſchichtenbuch müſſe dort ſein Stammſchloß geſtanden ſein. So ein Stammſchloß kann einen eitlen Menſchen kitzeln; der Fabrikant aber ließ es ſich nicht anmerken. „Unſereinem iſt die Zeit Geld, alſo hält er es mit der Gegenwart", ſagte er; bei ſich aber dachte er: Du könnteſt dich einmal nach deinen Ahnen umſchauen; denk' wohl, ſie könnten ſich ſehen laſſen, und ſetzte ſich in ſeinen elfenbeinfarbenen Wagen, das Stammſchloß aufzuſuchen. Wie um die Wette brauſte er durch den Frankengau, fuhr drei Hühner und zwei Gänſe tot, zahlte ſie großherzig, denn er vermochte es, und lenkte dann in Mündelfingen am Schwarzen und Roten Ochſen vorbei zum Goldenen, wo er abſtieg: der dünkte ihm der fürnehmſte. Dann ging er gemächlich durchs Dorf und roch an den beſſeren Häuſern, ob da vielleicht ein Ochſenbrink gewohnt haben möge. Bei den zwei größten aber trat er ein und fragte, ob darin nicht das Gerücht gehe, es habe da einſt ſein Urahn gehauſt, ſo vor 200 oder 250 Jahren, Dagobert Ochſenbrink ſeines Namens. Aber die Leute hatten ihm nur ein Kopfſchütteln und wieſen ihn an den Herrn Pfarrer, der ihm vielleicht Beſcheid geben könne, gewiß aber auf dem Rathaus der Bürgermeiſter.

Fürnehmer Beſuch, dachte anderen Morgens der Bürgermeiſter, als der Stromlinige vorfuhr; gar der reiche Herr Ochſenbrink. Der Ochſenbrink dagegen dachte: Dein Wagen wird ihm weiſen, in welchem Haus er dein Stammſchloß zu ſuchen hat; hoffentlich weiß er's ſchon. Aber der Schulze wußte nichts und mußte hin und her ein halbes Dutzend Bücher fragen und hatte ſeine liebe Not. Zuletzt aber, als er's fand, überlief es ihn heiß und kalt und: Hilf Himmel, fragte er ſich, wie ſagſt du ihm den Befund? Denn der roch ein wenig. „Habt Ihr's, Schulze?" meinte jetzt der Beſuch. „Ja, Herr, mit Gottes Hilfe", ſagte der Schulze, und mit Gottes Hilfe lenkte er Herrn Ochſenbrink darauf. „Wenn der Herr Fabrikant", ſagte er höflich, „ſich gütigſt bemühen wollen, ſo wird er da alles in der Urſchrift feſtſtellen, was ich ihm hernach urkundlich ausfertigen ſoll", und ſchob dem Würzburger

das Buch hin, wies mit dem Zeigefinger drauf und ſtand artig hinter ihm.

Was konnte er aber dafür, daß jetzt der andere wie ein Truthahn aufkollerte und das Buch zornig zuwarf, und der Schulze ihn nicht einmal fragen konnte, wohin er ihm das Geſchrift nachſenden ſolle. Denn der Fabrikant war weg, und ſein Stromliniger huſtete und hupte ſchon dorfaus, als der Schulze nochmals im Buch nachſah, ob er auch richtig geleſen habe. Aber dort ſtand es kräftig und mit ſchönen Schnörkeln aufgemerkt, und war alſo nicht daran zu mäkeln, nämlich, daß Dagobert Ochſenbrink, des Fabrikanten Urahn, den er genannt, als ehelicher und rechter Sohn des Matthias Ochſenbrinken, Pfannenflickers aus Hammelfürth, geboren ſei in des Vaters ſeinem Planwagen, und ſolches war zwiſcheninne, beiläufig hälftigen Weges von Gundelsheim auf Mündelfingen, wobei bemeldetes Geburtshaus aber näher an Mündelfingen Halt gemachet, alſo daß letztbeſagtes Dorf füglich und Rechtens als des obbemeldeten Dagoberten ſein Geburtsort anzuſprechen und wahrhaft und urkundlich zu benennen ſeye.

Da ſchüttelte der Schulze den Kopf; denn er war ein beſcheidener und ehrlicher Menſch: Iſt ſo ein reicher Mann geworden und ſo tüchtig, der Herr Ochſenbrink, und ſchämt ſich des Ältervaters, weil der im Planwagen geboren! dachte er. Könnte ihm aber nicht eines Tages auch ein Sohn zur Welt kommen in ſeinem Stromlinigen, wenn er allzeit darin mit ſeinem hochgeſegneten Weib ſo ſündhaft durch den Frankengau ſauſt? Wäre das dann nicht auch bloß ein Wagen, Herr Ochſenbrink?

## Innsbruck, ich muß dich laſſen

Volkslied

Innsbruck, ich muß dich laſſen,
Ich fahr' dahin mein' Straßen,
In fremde Land dahin;
Mein Freud' iſt mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Elend bin.

Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein tu' klagen
Dem liebſten Buhlen mein;
Ach Lieb, nun laß mich Armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß dannen ſein.

Mein Troſt ob allen Weiben,
Dein tu' ich ewig bleiben,
Stet, treu, der Ehren fromm;
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend ſparen,
Bis daß ich wiederkomm'.

Franz Kaltner war einige Jahre wild dahergewachsen. Die Mutter erübrigte nicht viel Zeit für ihn. Das Zimmergeschäft, das ihr der verunglückte Mann allein überlassen mußte, sollte auf jeden Fall dem Sohne bewahrt bleiben. Sorgen und Ärger rissen nicht ab. Schließlich bedrängten tüchtige Gesellen die Witwe auch noch mit Heiratsanträgen. So kam es, daß Lore Kaltner oft irre ward an der Vielzahl widersprechender Stimmen in sich. Lange Zeit hindurch hatte es keine Welt außerhalb ihrer vier Wände und auch keine Wunderlichkeit in der eigenen Brust mehr gegeben. In der Treue zum Gatten und in der alltags zu erfüllenden Pflicht waren Welt und Eigenwille beruhigt worden.

Seit der abgestürzte Meister aber begraben lag und die Trauer als kühler Herzenstau immer linder wurde und mehr in den Gedanken als im Gefühl nistete, da begann für die Einsame ein längst erloschen geglaubtes Leben mit zwielichtig neuen Stimmungen, mit beklemmender Angst vor sich selbst und mit kühnen Träumen allerlei Wirrsal zu stiften. Der Sohn rückte immer weiter ab in ihren unklaren Plänen.

Dreizehn Jahre war der Franz nun alt. Man hatte ihm nie Böses nachreden können. Seine ungewöhnliche Kraft allein hatte mehrmals Anlaß gegeben, sich Gedanken über ihn zu schaffen. Erst als offenbare Wildheit sich dieser Kraft gesellte und alledem von daheim aus nicht gewehrt wurde, mied man ihn langsam. Gleich suchten ihn Leute für ihre Zwecke einzuspannen, die sonst lieber hinter den Häusern vorbeilaufen.

Ohne die leiseste Ahnung einer Gefahr lebte die Mutter neben ihm her. Dabei wußte man in der kleinen Stadt bereits hier und dort, daß Franz ein überaus kalter Bursche sei, der mit wahrer Lust überflüssiges Viehzeug tötete, Geflügel abstach, wo sich keine beherzte Faust dafür fand, und auch, wenn man ihn zu locken verstand, sich hergab zum Werkzeug mancher hinterhältigen Rache. Ihm zeitigte aber sicherlich das durch ihn bewirkte Geschehen genügend Belohnung. Zahlen oder sonst abfinden ließ er sich keinmal. Der Schrecken, der wachsend von ihm auf Frauen und Kinder ausging, erfreute ihn sichtlich. Wer seine Verwandtschaft und Voreltern kannte, vermochte nur zu staunen über solche niemals aus dem Erbe zu erklärende Art.

Eines Tages endlich erfuhr Lore Kaltner nun doch, daß man ihren Sohn holte, überzählige Katzen und Hunde zu töten, lebendig gefangene Ratten zu erschlagen. Sie sah selber, wie des Weges kommende Kinder

das Grauſen packte, da Franz ihnen begegnete. Und „Schinder" ward ihm aus ſicherem Verſteck nachgeſchrien.

Im erſten Entſetzen hätte Lore den Jungen am liebſten unter Tränen in irrſinnigen Umarmungen erſtickt. Als ſolch abgründiges Erſchaudern doch wieder abließ von ihr, entſchloß ſie ſich wach und gefaßt, den Unheimlichen zunächſt einmal zu beobachten, ihm aufzulauern wie einem Fremden, der düſterer Anlagen zu überführen ſei. Lahmliegen ſollten ſolange alle Regungen von Mutterliebe.

Franz arbeitete daheim als Lehrjunge. Er zeigte, ohne je zu prahlen, ſtets unbändigen Fleiß und eine geradezu verbiſſene Ausdauer. Geſchahen Leiſtungen in ſeiner Nähe, die beſondere Kraft erforderten, und er wurde nicht dazu aufgerufen, die ſeine anzuſetzen, dann biß er beim verſtohlenen Zuſchauen die Zähne aufeinander und wurde abwechſelnd wachsgelb und krebsrot. In ſolchem Zuſtande war nicht mit ihm zu reden. Er ſchlich gern weg, wenn es irgend anging.

Nach Monaten der Beobachtung hatte die Mutter immer noch nichts weiter entdeckt als dies, daß der Junge in der Tat unter einer troſtlos rätſelhaften Gewalt ſtehe, die ihn trieb zu handeln, als führte er blindlings Aufträge aus dem Ungefähr aus.

Lore Kaltner änderte ihre Kampfweiſe gegen dieſe finſtere Gewalt, die den Sohn im Garn hielt. Sie betete für ihn und ſann auf Gelegenheiten, ihm alle erdenkliche Liebe anzutun. Jetzt ſchwor ſie jedem Gelüſten nach neuer Ehe feierlich ab. Entſcheidungen des Geſchäftes beſprach ſie mit dem Halbwüchſigen, als habe das letzte Wort von ihm zu kommen. Und ſchließlich warb ſie ſogar bei ihm um ein wenig Liebe zur Muſik. Vaters Ziehharmonika hing immer noch in der Sonntagsecke der guten Stube. Der Altgeſell wollte ſich herbeilaſſen, dem Jungen die nötigen Griffe zu weiſen.

Da es leichter ging, als man hoffen konnte, dem Franz die Harmonika begehrenswert zu machen, ſah die Mutter die erſten Früchte ihres Gebetes heranreifen. Jetzt beſtand ſie darauf, daß möglichſt raſch erheiternde Lieder und frohbewegende Tänze erlernt wurden. Sie ſchwang ſich ſelber noch einmal zur Muſik, die der junge Rieſe plump zwar, doch begeiſtert zum beſten gab.

In dieſen Tagen geſchah es nun, daß es den Franz ſonderbar unſchlüſſig vor die Stadt hinaustrieb. Als er am ſchiefen Haus einer armen Putzfrau vorbeiſchlenderte, deren Mann wochenlang auswärts arbeitete, verſpürte er plötzlich Luſt, das unordentlich zu Haufen liegende Wurzelholz aufzuſpalten. Die Frau fürchtete aber, ihr gewalt-

tätiger und ewig mißtrauender Mann möchte nicht an ſolch einen unſchuldigen Arbeitshelfer glauben. Sie ſuchte den Jungen zu beſtimmen, bei günſtiger Gelegenheit eine Katze aus der Welt zu ſchaffen, an die ihr kleiner Sohn ſein Herz allzuſehr hänge.

Franz bezeugte nicht die geringſte Luſt für dieſen Auftrag. Nicht einmal ein Hänſeln verfing, kein Bezichtigen der Feigheit.

Er ſpürte zu deutlich, daß er nicht mehr völlig der alte war. Um Ruhe zu bekommen, wollte er ſich erſt ſelber überzeugen, ob es der Kleine wirklich zu weit treibe mit ſeiner Liebe.

Das Kätzchen glich nach Farbe und Wuchs tauſend anderen dieſer grauen, weißbauchigen, verſpielten Geſchöpfe.

Der kleine Otto ließ dem Franz aber gar keine Zeit zu genaueren Beobachtungen. Er nahm ſein Tier, barg es an der Bruſt, ſtieß jetzt erſt ſeinen Schrei des Entſetzens hervor und lief davon, als müßte er einem Schatten entfliehen, der ſeine ganze ſommerliche Welt niederzuſchlagen drohte.

Um ſo mehr aber ſtaunte Franz, als der Kleine dann wenige Tage ſpäter aus freien Stücken treuherzig auf ihn zukam und offen heraus bat, er ſollte ihm doch von dieſem Katzenhimmel erzählen, wohin er, wie die Mutter ſagte, ganz allein den Weg wüßte.

„Deine Mutter hat das geſagt?“ zweifelte der Große noch.

„Nein!“ ereiferte ſich Otto. Lore Kaltner ſelber habe er ausgefragt, warum ihr Sohn den Katzen ſo ſehr nachſtellte?

Die Notlüge ſeiner Mutter enthüllte dem Franz den Abgrund ihres Schmerzes und zugleich das Düſter ſeines inneren Zuſtandes.

Man ſah ihm an, daß ihm der Blick für ein Unnennbares aufgegangen ſein mochte. Mit niemandem ſprach er darüber. Seine Arbeit jedoch ging ihm ſchlecht von der Hand. Müde und verdroſſen oblag er ſeinen Pflichten. Der Mutter ging er aus dem Wege.

An einem klaren, faſt unwirklich alle Ferne heranziehenden Sonntagmorgen tauchte nun Otto plötzlich neben ihm auf, als er waldwärts ſchlendern wollte. In die blaue Bluſe eingeknöpft trug der Knabe das Kätzchen. Nur der kleine Kopf und zwei roſige Pfötchen unter der zierlichen Naſe lugten über der lang herabtroddelnden Schleife des Matroſenkragens hervor.

Die Straße ſtieg an, und man ſah ſchon den Miſchwald, in den ſie ſich weißflimmernd verlor.

„Bringſt du ſie jetzt in ihren Himmel, und darf ich mitkommen?“ fragte der Kleine voll Zutrauen.

Aber Franz ſchrie ihn an: „Gib her!“ Es tat unendlich wohl, ſo zu befehlen. Zitternd gehorchte Otto aufs Wort.

„Aber dich kann ich dabei nicht brauchen!“ ziſchte der Große, und recht böſe ſah er drein.

Otto aber wollte um jeden Preis wenigſtens mit hineinſchauen in den Katzenhimmel. Er griff nach ſeinem zitternden, kläglich rufenden Tier. Franz hingegen begann zu laufen, wie ihn noch niemand hatte davonſtürmen ſehen. Schnurſtracks und einfach querfeldein jagte er mit verwegenen Sprüngen dem Walde entgegen. Der Kleine nahm mutig die Verfolgung auf und haſtete hinterher. Bald freilich wurde ihm der Atem zu kurz, und der Abſtand zwiſchen ihm und dem geraubten Liebling verlängerte ſich zuſehends.

Wie ausgeſtorben lag auf einmal die Welt da. Keine Wolke ſtand am Himmel, es kam aber auch keine dahergeſegelt, um Zeuge der Untat zu ſein. Nicht ein einziger Schlot puffte ſeinen Rauch aus. Nur ganz weit weg irgendwo läuteten fremde Glocken. Es klang dünn und blechern.

Franz brach in den Wald ein, wie flüchtende Tiere tun. Das Niederholz knackte, riß und ſpreißelte unter ſeinen klobigen Schuhen. Jeder Tritt ſcheuchte krabbelnde, huſchende und davonlaufende Weſen auf. Die Finger, die das Kätzchen hielten, erſtarrten wie im Krampf, und nur dort bewieſen ſie noch Gefühl, wo alte Schrammen und Schnitte ſaßen. Die brannten wie friſch.

Unabläſſig weiter ins Wegeloſe drang der Gehetzte. Er ſchlüpfte und kroch von Dickicht zu Dickicht, ohne der Dornen, der grauſam pfitzenden Äſte zu achten. Die gelblich weißen Strümpfe waren ihm längſt über die Stiefel gequollen. Das blaugeſtreifte Hemd klebte am Rücken, und unter der rechten Achſel zerfetzte es weiter mit jedem neuen Schlag des Armes, der Bahn ſchaffen ſollte im Wirrwarr der Gerten und Dornenäſte. Im Hals aber würgte zu alledem ein unbekannt grauſes Weh, als müßte es erſt wie ein ekler Knebel ausgeſpien werden, ehe an Frieden zu denken ſei.

Franz wußte ſelber nicht mehr, wie lange er ſchon durch dieſe grünbrennende, rotflammende und ſchwarzerdige Wildnis voranbrach, als plötzlich ein Kinderſchrei hinter ihm die ganze Waldſtille aufſchlitzte, wie wenn allen Bäumen und den Steinen ſogar rätſelhafte Hüllen geplatzt wären und nun in Fetzen hingen.

Franz Kaltner fand den Kleinen, der über eine dicke Kriechwurzel geſtürzt war. Ohne die flüchtigſte Überlegung, ohne ein Wort zu

ſagen, kniete er hin, griff mit beiden Händen zum Nacken und riß ſich das Hemd über den Kopf. Es ging nicht ganz mit. Einige Streifen aber waren zu gewinnen.

Daß die Katze entſprang, bemerkte er gar nicht.

Er brach dann Äſte, ſchälte mit Zähnen und Fingernägeln daran herum, bis ſie ihm glatt genug ſchienen, das gebrochene Bein damit zu feſtigen. Wieder kniete er hin und ſchob jetzt behutſam ſeine Arme unter den Rücken und die Waden des ohnmächtig gewordenen Kindes.

Mit krampfhaft durchgedrückten Ellbogen hob er nun, ſich zum Sitz auf den Ferſen aufrichtend, ſeine regloſe Bürde an. Er löſte das rechte Knie, nachher das linke vom Boden, um nacheinander beide Sohlen noch unter die raſchelnde Laubſtreudecke zu bohren, daß ſie Halt auf der Erde ſelber fänden. Schon pfiff ihm der Atem trocken und verengt, als er aus der quälenden Hocke ſich aufrichtete und den Kleinen noch keinmal auf den balkenſteif geſtreckten Armen erſchüttert hatte. Trotzdem trug er ihn ohne abzuſetzen aus dem Walde, über Äcker, Gräben und weiche Wieſen heim. Und da Otto erwachend zu ſtöhnen begann, konnte er ihn aufs Bett gleiten laſſen. Als die Mutter des Kleinen ihr Wimmern durch einen Aufſchrei abſchnitt und zum Arzt rannte, ſchlug Otto die Augen auf, riß ſeine Hände vor den Blick und warf ſie ſogleich ab von ſich, da er ſie leer fand. Die Schmerzenslaute formten ſich von ſelbſt zum Ruf nach dem Kätzchen.

Nun aber brach Franz zum anderen Male aus wie ein Wild. Was ihn hemmen oder halten wollte, ſtieß er um.

„Ich bring's wieder!" brüllte er jedem Geſicht entgegen, das Menſch oder Vieh ihm zuwandten. Ehe man ihn einholen konnte, war er im Wald untergegangen.

Drei Tage und drei Nächte ſuchten Männer und Schulkinder nach ihm und fanden keine Spur.

Gegen Morgen des vierten Tages aber wurde die ſchief hängende, mit ächzenden Latten ausgeflickte Tür, ſo ſanft es ging, ausgeklinkt, und Franz Kaltner ſchlich ſich ein mit der Katze, die er aus ſeinem Hoſenbund hob. Er legte ſie dem Kleinen aufs Bett und ſtarrte wortlos auf die fiebriſch glänzenden, großen, dunkelbraunen Augen Ottos. Als die Mutter herbeigeſprungen kam und den völlig heruntergelumpten Burſchen vorfand, deutete der nur auf das Tier, das ſich, ausgehungert, immer wieder auf ein zerknülltes, wohl tränennaſſes Taſchentuch ſtürzte.

„Wer es ihm nimmt, hat es mit mir zu tun!" konnte Franz schließlich heiser bellend herausbringen.

Über seine Erlebnisse im Walde schwieg er beharrlich. Mit neuem Ungestüm brachte er seine Arbeiten voran. Nur wenn er dem langsam genesenden Otto lustig auf der Harmonika vorspielte, dann war das zu bemerken, was als Frucht des Geheimnisses zu reifen schien, eine geradezu jenseitige Ruhe. Und ehe ein Jahr vergangen, hatte es sich herumgesprochen, daß in diesem Franz ein wunderlicher Helfer für hundert Nöte erstanden war.

Stumm und nur mit halboffenen Augen griff er zu, wo nur Mensch, Tier oder Pflanze einer Hilfe bedurften. Bald hieß es, er spüre genau, wann sich etwas vorbereite, wo man ihn brauche. Nach wenig Jahren gab es weitum keinen Stärkeren als den Katzenfranz, wie man ihn nannte. Man holte ihn, Betrunkene zu bändigen, Fiebernde zu halten, Kranke umzubetten, Raufende voneinander zu trennen. Oft hatte schon sein bloßes Auftauchen genügt, tobende Tiere zu besänftigen. Hunde und Katzen liefen ihm zuweilen einträchtig nach. Jemand wollte sogar gesehen haben, daß er nicht selten wie versteinert draußen stehenbleibe, bis sich Vögel auf seinen Schultern niederließen. Mit einem Wort, die ganze Gegend war glücklich, ein Wesen zu haben, das man mit Wundern behängen konnte.

Als Franz endlich das Zimmergeschäft übernommen hatte, verlegte er den Arbeitsplatz an den Fluß hinunter. Und nicht lange danach richtete er eine Fähre ein, die er mit besonderer Lust bediente. Wurde er mit „Hol über!" angerufen, dann konnte man sicher sein, daß er jegliche Arbeit für den Augenblick im Stiche ließ und seiner Fährmannspflicht unverzüglich genügte. Otto bildete sich unter seiner Anleitung bald zum Helfer aus. Sie verstanden sich meist ohne Rede.

Nun wurde Lore Kaltner von Jahr zu Jahr froher ihres Sohnes. Das Dunkel schien endgültig gebannt. Einzig der Übername „Katzenfranz" kränkte sie. Danach sah ihr blonder Riese doch nun wirklich nicht aus. Sie hoffte, daß noch einmal Zeit käme, einen anderen Namen zu erwerben. Es sah freilich vorerst noch nicht aus, als sollte das bald sein. Franz vertraute ihrer Pflege immerzu wundes oder halb verhungertes Getier an, das er aufgriff oder das ihm zulief. Waren Katzen dabei, so mußte Otto sie pflegen, und dann rühmte sie in der ganzen Stadt, wie gut er das verstehe. Man spürte, daß ihr nichts willkommener sei, als einen „Katzenotto" ins Gerede zu bringen.

Wo sich im weiten Umkreis ein Unglück ereignete, trafen Franz

und ſein Helfer ſtets ſo rechtzeitig ein, um Hand anzulegen, daß mit den Jahren die Wundergeſchichten darüber zu ſtattlichem Flor trieben. Deſſen war niemand froher denn die Mutter Kaltner. Und es verſchlug ihr gar nichts, da und dort aus eigenem noch ein bißchen nachzuhelfen. Einmal war es einer im Ausfragen ſonderlich geſchickten Gevatterin doch gelungen, den Franz ein wenig in die Enge zu locken. Solcher Hartnäckigkeit ſtand er Antwort.

„Tag und Nacht hallt die Welt wider von Hilferufen!“ ſagte er faſt unwirſch und doch ſcheu und feierlich. Das zu hören brauche es keiner ſchwarzen Kunſt! Man müßte nur zweimal geboren ſein!

Die Alte wich zurück vor ihm.

„Nicht bloß für das Licht der Welt“, erklärte er ihr, „auch für das Dunkel muß man geboren ſein, dann hört man das alles leicht.“

Nun war aber genug geſagt. Er ließ die Verdutzte einfach ſtehen.

Lore Kaltner erfuhr davon und bewahrte das ſeltſame Wort in ihrem Herzen. Sie konnte lange keine Stunde finden, in der ſie gewagt hätte, von hier aus weiter mit dem Sohne zu raten und zu grübeln. Dann aber verließ er eines Abends das Fenſter nicht, das zum Fluß hinabſehen ließ. Er horchte, und man konnte nicht unterſcheiden, ob er ſich oder die Welt abhörte. Sein tiefes Atmen ſchreckte die Mutter aus ſeiner Nähe.

Sie träumte viel in dieſer Nacht. Die ganze Truhe hatte ſie ausgeräumt und das Spielzeug, das teilweiſe noch aus des Mannes Kindheit ſtammte, rund um ſich her aufgeſtellt. Als ſie kaum begonnen hatte, die Häuſer und Pferde und Wagen wieder zurückzulegen, türmte ſich ſtatt deſſen ein hochgeſchichtetes Bündel Kinderwäſche auf. Lange konnte die Erwachte keinen Frieden erlangen. Sollte ſie wirklich den Traum von munteren Enkeln auch in die alte Truhe legen müſſen, daß er dort abwelkte wie ihre Brautblumen? Nun horchte ſie ins Haus. Es war noch ſehr früh am Morgen. Plötzlich glaubte ſie, ſich zu erinnern, wie Franz ſchon vor einer Weile weggegangen ſei. Nur war nicht zu enträtſeln, ob es nicht auch im Traum geſchehen.

Lore Kaltner verlangte nach Arbeit und nach dem Kreis ihrer gewohnten Pflichten. Es webte zuviel Unheimliches um ſie. Noch raſcher als ſonſt kleidete ſie ſich an und nahm dann feierlich entſchloſſen ihren Tag auf.

Franz war nicht mehr im Hauſe. Weder von den Tieren noch vom Gebälk löſte ſich der mindeſte Laut. Man mußte ſich überwinden, aufzutreten.

Sicherlich hatte wieder einmal eine übermächtige Ahnung den Sohn weggeführt. Nun sah die Mutter klar wie keinmal noch, daß solch ein Mann es freilich nicht leicht hätte, ein Mädchen zu finden. Sie wichen ihm aus.

„Eigens für das Dunkel der Welt geboren werden?" flüsterte Lore Kaltner mehrmals scheu vor sich hin, und alle aus Jahrzehnten gewohnten Hantierungen muteten sie an, als habe man sich vorzusehen, nicht auch mit ihnen an ein Dunkel zu rühren. Das Vernünftigste war jetzt, auf ein paar Atemzüge vor das Haus zu treten.

Die Morgenluft verscheuchte auch manchen Spuk aus dem Kopf und aus dem Blut. Die geplanten paar Schritte brachten sie dann doch bis zum Arbeitsplatz. Wäre Franz dort gewesen, hätte die Mutter wohl auch den Weg zum Fluß hinab nicht gescheut.

Niemand aber war hier. Die frisch angeflößten Stämme lagen genau so verlassen da wie die schon zurechtgekanteten Balken.

Eben schoß das erste Sonnenrot über eine blankgefegte, eisgraue Himmelstenne und schäumte besänftigt draußen am Randgewölk empor. Tau hing so silbern an den Gräsern, daß man hätte versucht sein können, auf ein Klingeln zu warten, wenn der Frühwind nun darüberstreichelte. Noch freilich starrte die Welt im Schauer dieser Stunde, wo sie immer zu fühlen scheint, was ihr bevorsteht, wenn einst kein Licht mehr brennt, dem sie sich aus jedem Dunkel erneut zuwenden kann. Über dem Fluß erklarte heute die Luft rascher als über den Wiesen, wo zerzauste Nebel mit immer länger und immer dünner werdenden Armen um sich schlagen wollten, ohne jedoch Kraft dafür aufzubringen.

Fröstelnd verhielt Lore Kaltner im Bann dieser Frühe. Noch konnte ihre Haltung für Wuchs und Wille eines starken Lebens gelten. Auch das Haar, das sie dem Franz vererbt hatte, lag noch nicht müde danieder. Seine braune Fülle brauchte selbst in diesen Jahren noch Bändigung.

Wie lange sie dastand? Wer vermöchte das zu sagen? Jedes Warten nimmt den Menschen aus der Zeit, und gar solch ein Warten!

Franz mußte seine Mutter richtig wachrufen, als er keuchend vor ihr auftauchte und ein großes, starkes, reifes Mädchen trug, von dessen blauem Leinenkleid das Wasser abtriefte, dessen weizengelbes Haar von der Nässe mit unwirklichem Schimmer gekrönt schien, der nun langsam abperlte in den braunen Sand des Weges.

„Schnell, Mutter", heiſchte der Sohn, „richte alles her daheim und laufe um den Arzt. Zum Leben habe ich ſie wieder gebracht!"

Lore Kaltner fragte, ſchon halb abgewandt: „Du haſt es gewußt?"

„Ich hab' es kommen ſehen!" geſtand er, ohne innezuhalten in ſeinem ſchweren Schreiten, das unendliche Güte und Ruhe ſelber war.

„Die Meine wird ſie nun. Auf und davon iſt der Schuft. Die Meine wird ſie; denn jetzt hat ſie auch ins Dunkel geſehen wie ich. Jetzt iſt ſie für mich geboren."

Die Mutter lief blindlings der Stadt zu. Dann aber verhielt ſie und neſtelte die große, hellgrüne Schürze auf, eilte zurück und wollte des Sohnes wunderliche Bürde damit bedecken.

„Laß doch!" wehrte Franz, und ein ganz neues Lachen enthüllte nichts anderes als ſtummes, übermächtiges Glück.

„Jetzt iſt die Sonne da", ſagte er und begann nun auch zu laufen, trotz aller Wucht und Größe, leicht und behend wie nach einer heiteren Muſik.

## Der alte Baum

Gottfried Rothacker

Als Kind vor langer Zeit war ich dein Gaſt,
Wenn du ſo manchen fruchtbelad'nen Aſt
Mir boteſt dar mit ſeiner ſüßen Laſt.

Ich nahm ſie an, als müßte es ſo ſein;
Ich freute mich an deinen Gaben wie am Sonnenſchein.

Hat leuchtend dich der Blütenſchnee umhüllt,
Hab' ich den Durſt der Augen dann geſtillt.
Dir dank' ich es, du alter Weggenoß,
Wenn ſich ein erſtes Wunder mir erſchloß,
Und wenn des Kindes Sehnſucht, unter Lachen noch verſteckt,
Des Mannes Sehnſucht nach dem Schönen aufgeweckt.

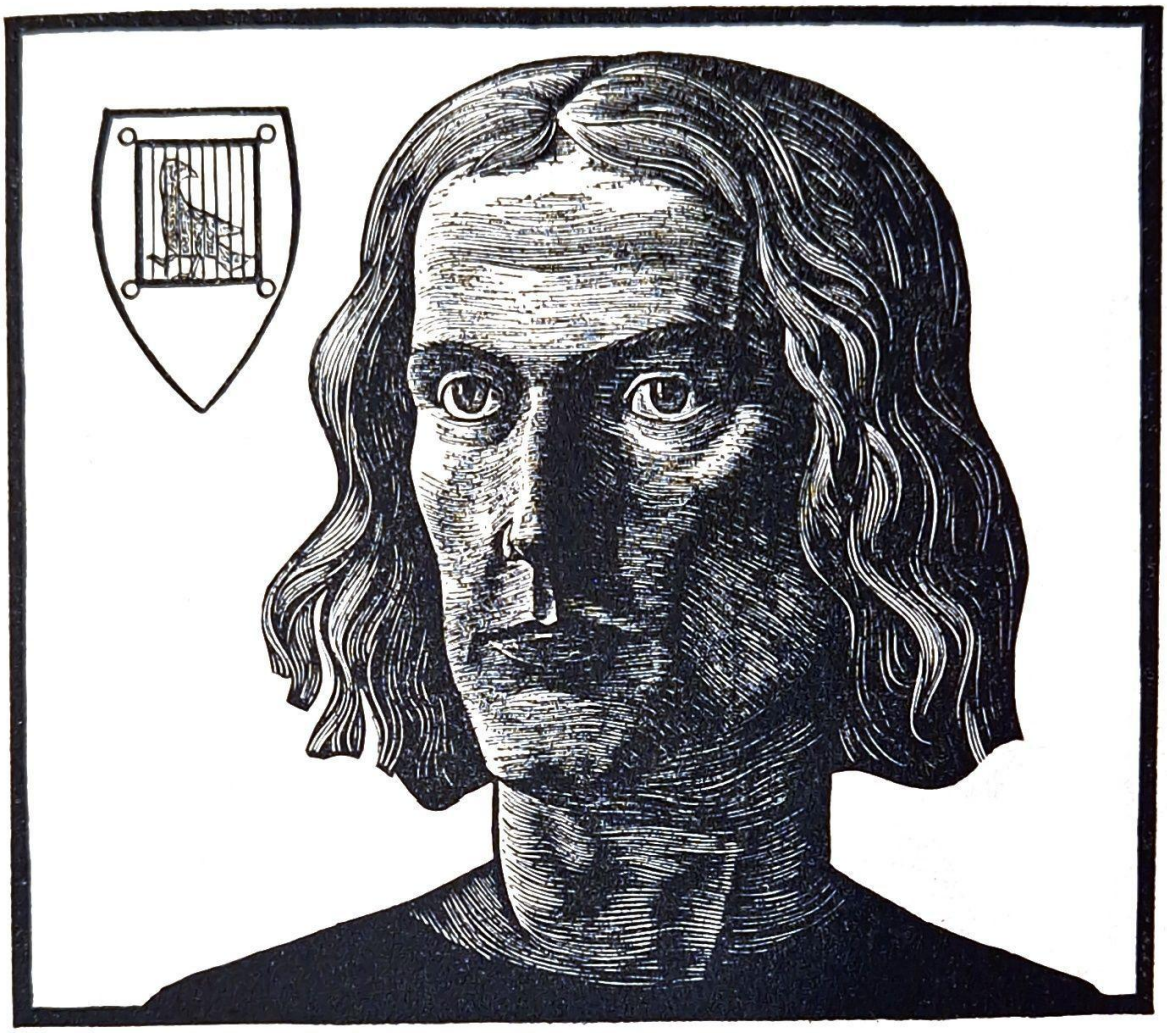
Dann kam die Zeit, da ich von dannen ging,
Mich achtete ich groß, die Welt gering.
Mit leichtem Herzen zog ich aus
Und ließ dich, ſtiller Freund, beim Vaterhaus,
Vergaß undankbar deiner Blüten Glanz.
Die Welt nahm mich, und ihr gab ich mich ganz.
Und kaum noch nach der Arbeit, bei der Raſt,
Dacht' ich daran, was du mir einſt gegeben haſt.

Was war, das war. Wem geht's nicht ebenſo?
Man wird des Tages und der Kämpfe froh,
Man ſteckt ſo manchen Hieb mit Ingrimm ein,
Schmerzt er, ſo ſoll er auch vergolten ſein.
Und Hieb und Stich, ſo ſehr auch mancher ſchilt,
Die reißen mit. He joh! Was ſein wird, gilt!
Wenn erſt des Lebens Wildheit einen überkam,
Schert man ſich nicht um den Kleinkinderkram
Und nicht um rote Äpfel oder Blütenwunder.
Denn mit der Kinderzeit verſank der ganze Plunder.

Nur jetzt, nach ſoviel lärmerfüllter Zeit
Der lauten Freude, ſtiller Bitterkeit,
Da ich vor meinem alten Baume ſteh'
Und die zermorſchte braune Rinde ſeh',
Verdorrte Äſte, ohne Frucht und Laub,
Umweht vom grauen Straßenſtaub,
Jetzt, alter Freund, fühl' ich mit einemmal,
Daß mir das Leben doch nicht alles ſtahl.
Mir blieb ein Reſt aus meiner Kinderzeit,
Ein ſtiller Abglanz jener Herrlichkeit,
Und zaubert mir, der ich ungläubig ſteh',
Um deine Äſte lichten Blütenſchnee.
Und in die kindertraumerfüllte Luft
Miſcht ſich ihr holder, lieber Frühlingsduft.
Und dort, wo deine Pracht am ſchönſten blüht,
Sitzt eine Meiſe und beginnt ihr altes Lied.

Wo iſt, was ich erlebte und erſtritt,
Was mich beglückte, und was ich erlitt,
Seit ich von dir, Baum meiner Kindheit, ging?
Wie ſcheint mir alles, alles ſo gering,
Da ich mit zitterndem, verhaltnem Tritt
Die Brücke in die Kinderzeit beſchritt;
Jetzt, da ich mich in deinem Schatten weiß,
Schließt ſich des Lebens wunderbarer Kreis.
Anfang und Ende reichen ſich die Hand
In dieſem Baum aus meiner Kindheit Land.

# Walther von der Vogelweide



Des Mannes Sinn sei unerschütterlich
wie Stein, an Treue soll er grad und
eben wie ein Pfeilschaft sein.

## Frühling und Frauen

Walther von der Vogelweide

Wenn die Blumen aus dem Graſe dringen,
Gleich als lachten ſie empor zur Sonne,
Morgens früh an einem Tag im Mai,
Und die Vögel lieblich dazu ſingen
Ihre ſchönſten Weiſen — welche Wonne
Meinet ihr, daß dieſer ähnlich ſei?
Ach, man glaubt ſich halb im Himmelreiche;
Soll ich's ſagen, was ich dem vergleiche,
Wohl! ſo ſag' ich, was mein Aug' erquickt
Heut und immerdar, wenn ich's erblickt.

Denkt: ein ſchönes Edelfräulein ſchritte
Reich- und feingeſchmückt die Straße nieder,
Daß ſie unterm Volke ſich ergeht,
Fröhlich in der Dienerinnen Mitte.
Züchtig blickt ſie um ſich hin und wieder,
Wie die Sonne neben Sternen ſteht.
Ach, der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nicht ſo Wonnigliches haben
Als ihr ſüßer Leib — mit leichtem Sinn
Gäb' ich alle Blumen für ſie hin.

Wollt ihr, ob ich Wahrheit künde, ſchauen?
Kommt zum Mai, wenn feſtlich er gekleidet
Einzug hält mit ſeinem ganzen Troß!
Schaut ihn an und ſchaut die edeln Frauen!
Sagt, für wen der Sieg ſich nun entſcheidet,
Sagt, ob ich kein beßres Spiel genoß?
Ja, und wenn mich einer wählen hieße,
Daß ich eines hier fürs andre ließe —
Raſch entſchied' ich mich: eh nicht der Mai
März wird, geb' ich nicht die Herrin frei!

## Die Liebe

Matthias Claudius

Die Liebe hemmet nichts; ſie kennt nicht Tür noch Riegel
Und dringt durch alles ſich;
Sie iſt ohn Anbeginn, ſchlug ewig ihre Flügel
Und ſchlägt ſie ewiglich.

## Mailied

Johann Wolfgang von Goethe

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

## Lied des Lynkeus

Johann Wolfgang von Goethe

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

# Poppele ſpielt auf der Pansflöte

Hermann Eris Buſſe

Über dem Hegaubergland — zwiſchen Schwarzwald und Bodenſee — lag die feſtliche Stille eines Frühlingstages. Es ging keine Glocke mehr; das Draum—draum des Konſtanzer Großmünſters war verhallt wie die minderen Münder der frommen Türme im weiten Rund. Die Leute ſaßen alle daheim um die ſonntägliche Suppenſchüſſel, es war zwölf Uhr mittags.

Faſt windſtill ſchien es, nur über dem See wuchs eine dicke Wolke ins tiefe Himmelsblau. Der Mann auf dem Hohenkrähen, der eine Haſelrute mit dem Steinmeſſer eines Vorzeitmenſchen auf dem Knie klopfte, blinzelte hinüber und ſagte unwirſch zur Wolke: „Du Pfluddere, blib mer uf alli Fäll us der Sunne."

Die Vögel ſchwiegen, im alten Gemäuer der Ruine des Hohenkrähen raſchelten nicht einmal die Eidechſen. Sie lagen auf den Steinen in der Sonne rings um den Pfeifenklopfer und bewegten nur die Äuglein, als warteten ſie auf etwas.

Der Mann mit dem Steinmeſſer bruttelte während des Klopftaktes immer vor ſich hin, vielleicht einen Bannvers, daß die Schale ſich löſe von der Rute. Er klopfte gleichmäßig und ſo leicht, als wolle er dem Stecken nicht weh tun. Ha, nein, ſonſt bekäme das Röhrlein einen Riß, und mit dem Flöten wär's nichts. Neben dem fleißigen Mann, der auf einer uralten, verknorzelten und kropfigen Baumwurzel hockte, lagen im Graſe ſchon ſieben Pfeifen, verſchieden lang, daneben ein durchlochtes Brett. Die achte Pfeife gedieh. Nun war die ganze Muſik beiſammen. Poppele ſpähte zur Wolke hinüber: die Pfluddere. Wahrhaft, wie ein dickes Weib ſah ſie ſchon aus im weißen Unterrock und verfetztem Bettkittel am heiterhellen Mittag.

Poppele ſetzte ſein Spielgerät zuſammen. Es ging ihm von der Hand, als habe er tauſendmal ſchon dieſes Werk getan. Er blies jetzt die Pfeifen ein. Die Eidechſen ſtreckten ſich ein wenig auf den Steinen und züngelten zart: „Hott, Egäsli, jetzt wird ufgſpielt." Die Egäsli aber waren ſo faul von der Wärme.

Leiſe blies der Mann auf dem Wurzelſtock die hellen Töne in die hohe Stille, eine Nachtigall beginnt nicht ſchöner ihr erſtes Lied im erſten Augenaufſchlag des dämmernden Morgens. Der Mann im Gemäuer wurde auf einmal größer, je mehr er in Übung kam beim Blaſen. Vorhin zuſammengekauert auf der Wurzel, gebeugt über das Werk auf den Knien, ſah er ſelber wie ein Stück des Wurzelknorrens aus,

steinfarben war sein Gesicht, schimmelfarben sein Hut, fast wie ein zerbeulter Ritterhelm, hart vom Wetter, metallisch schimmernd vor Alter und zerdallt von vielen Griffen. Der Rock war fahlbraun wie das verwinterte Gehürst im Mauerwerk, die Hosen steckten in starken Reiterstiefeln, deren Falten versteinert schienen. Der Mann schien klein, ein Wurzelmännlein. Jetzt aber, erhoben von der eigenen Musik, wuchs er zu einem Riesenkerl. Er richtete sich auf, wiegte sich mit breit auseinandergezogenen Armbeugen hin und her und spielte lieblich in die Landschaft der erloschenen Vulkane hinaus. Es umspielte das Lied die morschen Gemäuer, die Töne, so zart sie den Flöten entwichen, wuchsen durch ihre Klarheit wohl bis zum Hohentwiel hinüber und zum Mägdeberg.

Der Schäfer am Mägdeberg hörte sie; schlafend auf seinen Schippenstock gelehnt, hörte er sie im Traum. Und er träumte, der Poppele vom Hohenkrähen steige wie der böse Rattenfänger von Hameln über die Trift und tanze mit seinem versteinten, ungesegneten Gebein zu der Flötenmusik, daß die Schafe ganz verdreht wurden; und schließlich zieht der Poppele vor der Herde her, tanzt im Narrenschritt wie die Hänsele an der Fasnacht, und die dummen Schafe samt den Böcken und den schwarzen Hunden trappeln ihm nach, ihm nach, ihm nach. Wie verschluckt vom Erdboden sind sie alle auf einmal.

Der Schäfer schreckt auf, plumps, liegt er auf der Nase. Es hat ihm einer an die Schippe getreten, auf die er sich stützte. Wer lacht da? Eine Autohupe kann es nicht wüster machen. Der arme Schäfer bruttelt im Aufstehen: „Ja, du mußt noch 's Maul verreißen, du allefänziger Rok du."

Da wirbelte es ihm auch schon um die Ohren, als klebe ein Schmeling seine Fäuste dagegen. Brüllend vor Schrecken und Schmerz blieb der Schäfer liegen, mit dem Gesicht gegen die harte Grasnarbe. Als das Getrommel aufhörte, hob er das gepeinigte Antlitz und sah, daß seine Schafe dicht beisammen am Abgrund standen, als habe eine Riesenhand sie zum Stehen gebracht. Die Herde hatte ihn nämlich überrannt. Da war der Poppele wieder im Land und neckte und hetzte und lockte und verärgerte Mensch und Tier wie seit tausend Jahren schon. Ja, so dachte sich das der Schäfer.

Drüben auf dem Hohenkrähen saß der Mann, steingrau sein Gesicht, aber nicht alt in den Zügen, doch auch nicht jung, fahlbraun im Gewand und blies die grünsilberne Haselbastschalmei. Die Eidechsen auf den glitzernden Steinen äugelten angeregt und züngelten wollüstig. Kein

Vogel ſang im hellen Mittag. Das Wolkenweib überm Bodenſee ſtand breitbeinig in den weißen gebauſchten Röcken wie eine unbekümmerte Rieſin, die etwas ankommt auf der endloſen Straße. Der Mann ging mit den Lippen über die Pfeifen, es klang wie das Wiehern eines Hengſtes.

„Pfluddere", ſagte er dann zum Wolkenweib, „nit z'litzel ond nit z'viel (nicht zu wenig und nicht zu viel), vorab nit z'viel, der See lauft ſunſcht über."

Die rächte ſich aber; wie aus heiterem Himmel brach auf einmal über die ſtille Landſchaft ein ſilberner Regen hernieder. Die Wolkenrieſin war im Siebenmeilenſchritt hereingeſtiegen in den Hegau. Die Tropfen rannen dem Mann in der Burg Krähen über das ſteingraue Geſicht und kitzelten ihn an den Naſenwänden entlang. Er mußte nieſen. Die Eidechſen flohen unter die Steine. Die Vögel aber begannen plötzlich wie auf einen Schlag zu ſingen. Drunten aus den Äckern ſtiegen die Lerchen, drüben auf dem Tannenwipfel übte eine Amſel: „Du biſt verrückt, mein Kind." Das hatte ſie von einem Berliner Kurgaſt im vorigen Jahr gelernt, deſſen frohe Laune ſtets in dieſer Weiſe ſich getummelt hatte, wenn er mit dem gelben Schmetterlingsnetz auf die ſcheuen Sommervögel lauerte.

Die Stare lärmten. Über die Burgenreſte der Kegelberge ſchwamm im Ätherblau ein Storchenpaar. Über allem ſtand ſiebenfarben der von Wolke und Sonnenſtrahl gezeugte Regenbogen. An dieſem Regenbogen tanzten hinauf und glitten hinunter nun die übermütigen Töne der Schalmei des von dem himmliſchen Naß gewaſchenen Mannes. Die Schafe des armen Schäfers drüben am Hang des Mägdeberges graſten nun wieder ruhig, ſich vom Abgrund entfernend.

Han's doch denkt, knurrte der Schäfer, daß es z'regne kummt, d' Schoof hän gfreſſe wie für d' Ewigkeit.

## Nächtlich

Max Jungnickel

Blau ſpringen auf die Fliederherzen.
Süß brennen die Kaſtanienkerzen,
Und eine alte Linde ſchneit.

Ein greiſer Turm ſummt ſeinen ſpäten Pſalter.
Und wie ein Himmelsfähnchen fegt ein Falter
Durch eingeſchlaf'ne Sommerherrlichkeit.

## Geſicht der Arbeit

Helmut O. Wegener

Es wächſt aus den Tagen
Die zwingende Pflicht.
Wir alle tragen
Der Arbeit Geſicht!

Wo immer der Werktag
Uns Schaffende ſieht,
Da ſchwingt unſer Herzſchlag
Und klingt unſer Lied!

Das Werk, das wir wagen,
Drängt gläubig zum Licht.
Wir alle tragen
Der Zukunft Geſicht!

## Bergleute beim Gottesdienſt

Paul Habraſchka

Angefüllt iſt weites Schiff und Chor
Mit dem Volk vom Schlegel und dem Eiſen.
Lichterlachen um die Pfeiler kreiſen;
Sonne flutet durch das hohe Tor.

Lichter feiern Gott in heller Pracht.
Still im Herzen beten Grubenleute,
Bitten, daß ſie nicht als Berggeiſts Beute
Unten bleiben in der wirren Nacht.

Und gezeichnet iſt vom Narbenrot
Mancher von den rauhen Bergvaſallen,
Die nur Kämpfer ſind in dunklen Hallen,
Unten ringend gegen ſchwarzen Tod.

Ihre Herzen öffnen ſich ſo weit
Und empfangen Gottes lichte Gnaden,
Die ſie tröſten in den gift'gen Schwaden
Unten in der Geiſter Dunkelheit.

## Der Tod im Schacht

Gerrit Engelke

Zweihundert Männer ſind in den Schacht gefahren.
Mütter drängen ſich oben in Scharen.
Rauch ſteigt aus dem Schacht.

Die Kohlenwälder nachtunten glühen,
Urwilde Sonnenfeuer ſprühen.
Rauch ſteigt aus dem Schacht.

Retter ſind hinabgeſtiegen;
Kamen nicht wieder, ſie blieben liegen.
Rauch ſteigt aus dem Schacht.

Der Brandſchlund frißt ſeine Opfer — und lauert.
Die brennenden Stollen werden zugemauert.
Rauch ſteigt aus dem Schacht.

Zweihundert waren in den Schacht gefahren.
Mütter weinen an leeren Bahren.
Rauch ſteigt aus dem Schacht.

## Kranführer

Wilhelm Michael Perhobſtler

Dieſe Männer da oben auf den ſtaubigen Verladebrücken zwiſchen und über den Kohlenhügeln haben ein gar luſtiges Handwerk. Der Wind geht nicht nur mit Winſeln und Raunen um ihre Hütte herum, ſondern er ſchleicht auch mit den Drahtſeilen zu ihnen hinein und kühlt ihnen im Winter die Füße, wenn ſie unermüdlich den Greifer zum Kohlenkahn drehen, darin verſenken, mit ſurrenden Motoren die ſchwarze Laſt entführen und die Beute ſchnell und ſtaubend zum großen Haufen ſchwingen oder vorſichtig in den Eiſenbahnwagen einfüllen.

Maria Wiedemann war kein Mann, aber dennoch ein guter Kranführer. Ihr Lehrmeiſter war ihr eigener Mann geweſen, damals im Urlaub zum Spätherbſt des Kriegsjahres ſechzehn. Die Not um die Männer war groß geworden, und als man ſie gefragt hatte, ob ſie das erlernen wolle, da hatte ſie zuerſt laut gelacht. Dann war ſie darob böſe geworden und wußte nicht, warum. Als ſie dann zum erſtenmal hoch da oben neben ihrem Manne geſtanden hatte, da hatte ſie gedacht, daß es eine Beleidigung für ihren Mann ſein müſſe, wenn Frauenhände dieſes Werk verrichten ſollten. Der alte Meiſter hatte ein gutes Auge dafür, ob Menſchen genug an Geſchicklichkeit und ſcharfem Auge

für das Tun auf einer Verladebrücke aufbringen könnten, denn seit ihrer Entstehung oblag ihm, mit Menschen und allem anderen richtig für die vier großen Stahltiere zu sorgen. Die vierte Brücke hatte brachgelegen, als im Herbst des Jahres sechzehn ihr letzter Kranführer der Vorkriegszeit auf Urlaub hier gewesen. Der Meister hatte sich schnell diesen, seinen Karl Wiedemann, für die vierzehn Tage Urlaub verschrieben, denn es kam lautes Rufen um Kohlen von dem Stahlwerk drüben hinter den Lägern. Zugleich mit dem Beginn der Urlaubsarbeit auf dem Kran war ein kleines Komplott zwischen dem Soldaten und dem Kohlenmann zustande, und so die junge Frau Maria Wiedemann auf die Brücke gekommen. Von ihrem Mann gleichsam in die luftige Höhe entführt, um jede mögliche Stunde des kurzen Urlaubs mit ihm zusammen sein zu können, hatte sie oben sogleich ein reges Interesse für diese Tätigkeit empfunden, wahrlich aus keinem anderen Grunde, als damit zu erfahren, was das Leben ihres Mannes in der Heimat und zu Friedenszeiten ausmache. Viel mehr als bisher, so ging es mit den Griffen und Wendungen ihres Mannes an dem Triebwerk auf sie über, werde er ihr nun in den langen Monaten der Abwesenheit und Sorge um ihn gegenwärtig sein, und mit keinem anderen Bedacht war sie dann auch am zweiten Tag für einige Stunden mit ihm oben gewesen. Ein Körbchen hatte er auch beim zweiten Aufstieg auf der senkrechten Eisenleiter mit seinen starken Armen unter ihr um ihre Beine legen müssen, wie man das bei Kindern tun muß, wenn sie eine kleine Leiter emporsteigen. Aber an diesem zweiten Tage hatte sie schon vieles wissen wollen, was ihn hätte verdrießen können, wenn andere Zeiten gewesen wären. Jetzt aber war er froh dabei gewesen, ihr alles zu sagen und zu deuten und das immer wieder zu sagen, bis sie auf einmal selbst ihre Hand um einen Handgriff gelegt und den schweren Greifer auf leerem Platz und gefahrloser Stelle einige Male aufgehoben und niedergelegt hatte. So leicht hatte ihr das geschienen, als ob sie nur ein Kindlein gewendet hätte, und so feinfühlig müsse das auch geschehen, so hatte ihr Mann lachend dazu gemeint.

Auch am dritten Tag war das so gegangen und allgemach auch am vierten Tag. Und da fast schon den ganzen Tag, und sie waren so vergnügt gewesen, daß sie scherzend gemeint hatte, ihren Urlaub mit ihm auch im schwarzen Greifer draußen zu verbringen, wenn es notwendig und die Sonne wie heute so schön wäre.

Anderntags, als so etwas wie eine kleine Ernüchterung und Unmuße über sie gekommen war, daß das ein trauriger und schmutziger Urlaub

ſei, da hatte er auf das Schiff tief unten im Rhein und auf ſeinen Greifer gezeigt und gemeint, daß das Schiff mit ſeinen Kohlen für das Stahlwerk drüben ſei und jeder Greifer gleich zehn Granaten, die ſie draußen ſo dringend brauchten. Jede Stunde Verzögerung in der Entladung bringe zehnmal ſoviel Granaten, als er in einer Stunde den Greifer ſchwinge, zu ſpät nach draußen, und das könne manchem deutſchen Mann unnötig das Leben koſten. So verging der Urlaub im Herbſte des Jahres ſechzehn. Der Mann zog wieder hinaus, und ſie blieb von jetzt an oben allein auf der Brücke und war ein Kranführer geworden, ohne daß ſie es gewollt hätte. Jeder Knopf und jeder Schalthebel war ihr lieb geworden, und ſie faßte von nun an auf das blanke Eiſen oder um die glänzenden, furnierten Handhaben, als griffe ſie die Hand ihres Mannes.

So war ſie die Bewunderung der Schiffer und Kohlenauslader geworden, weil niemals zuvor ein Kranführer den Greifer dieſer Brücke zarter verſenkt oder zum Eiſenbahnwagen gewandter hingeſchwenkt hatte.

Der Sommer des Jahres ſiebzehn war nahe und damit auch ein weiterer Urlaub für ihren Mann. Wieder hatte ſie ein großes Schiff voll Ruhrkohlen vor ihrer Brücke liegen, und gerade diesmal hatte der alte Meiſter gemeint, daß es beſonders eilig damit für das Stahlwerk ſei. Flinker als je fuhr ſie mit ihrem Greifer nach den ſchwarzen Maſſen in den Verladeräumen, und gewandter als je ſchwang ſie ihn zu den Eiſenbahnwagen, denn ſie wollte, war ihr Mann erſt da, einige Tage in Ruhe mit ihm verbringen.

Doch es hatte ſich nicht gut mit ihr, denn noch war das Schiff nicht leer, da kam eine Feldpoſtkarte, die ihr die große Freude verkündete, daß er komme. Und die Ankunft ſolle, wenn alles gut gehe, ſchon am nächſten Tage ſein. So ſtand es auf der Karte, und ferner, daß ſie aber ja nicht deshalb von der Arbeit bleiben dürfe, er komme doch erſt am Nachmittag. Der Vorſorge halber möge ſie den Hausſchlüſſel auf den üblichen Platz legen, damit er ſchon in das Haus hinein und einen von ihm mitgebrachten Kaffee brauen könne. Die Kinder bei ſeiner Mutter im Nachbardorfe würden ſie am nächſten Tage holen.

Sie legte alſo an dem frühen Morgen den Schlüſſel hinter den zugeklappten Fenſterladen, wie es ſo der Brauch bei ihnen war. Froh ging ſie zur Arbeit und jubelte, als ſie ſchon oben auf der Fahrbahn ſtand, dem ankommenden Meiſter wie ein Engel die Botſchaft ihres Mannes frohlockend in die Tiefe. In großer Freude war ſie dann am Werke, und

ihre Motore an Kran und Brücke ſangen ihr Arbeitslied mit dem gewaltigen Lied der vollen Maiſonne um die Wette. Am Abend gab ſie dem Meiſter die Hand, als ginge ſie für alle Zeiten von ihm, und es ſollte doch nur Urlaub für einen Tag ſein, um zuſammen mit ihrem Kriegsurlauber, wie ſie ſagte, die Kinder drüben im anderen Dorf holen zu können. Der arme Meiſter zeigte auf das Schiff und in die Richtung zum Stahlwerk und bat... Nur morgen noch, meinte er, dann ſei ein Tag Zeit. Sie lachte, denn das ging einfach nicht. Der morgige Tag ſolle ihr wie eine Hochzeitsreiſe nach dem Dorfe ſeiner Mutter ſein. Am Tage darauf würde, das ſei gewiß, mit ihren oder ihres Mannes Armen das Schiff um ſo feſter angepackt werden.

Es war nichts zu machen, ſie ließ ſich nicht zureden, und voll Sorgen ſtand früh am anderen Morgen der alte Meiſter vor der Brücke und wußte nicht, was tun.

Dann aber, er traute ſeinen Augen nicht, ſtand ſein Kranführer Maria Wiedemann mit eins an der Eiſenleiter und ſtieg ohne Gruß hinauf in die Höhe. Faſt war es ihm geſchienen, als ob da etwas anderes in dem Geſicht und in den Bewegungen wäre, das nicht zur Maria Wiedemann gehörte. Doch er hatte ſich getäuſcht. Bald ſah er hoch oben wie bisher das runde Geſicht, weiß und vom ſchwarzen Kopftuch umrahmt, den Blick zum Schiff gerichtet und die Arme am Schaltwerk.

Und wie ſchaffte ſie! Es ſtaubte ringsum, ſo praſſelten die Kohlen. Es ſchwang die Brücke, ſo kreiſte der Greifer, und es klang kein Signal den Verladern zur Pauſe, ſo ſirrten und ſchnaubten die Motore, ſchlugen die Seile und raſſelten die Ketten. Zu keiner Pauſe kam ſie herunter, ſondern nahm andere Arbeit vor, rückte die Brücke näher zum Laderaum heran, hob einem zu hohen Haufen die Haube ab und hatte bei allem vor Tagesende das Schiff leer.

Der Greifer ſchwang kurz nach ſieben Uhr vor Abend aus und ging mit entſpannten Backen und Seilen zur Erde und Ruhe nieder. Oben knirſchten noch einmal die Hebel zum Spannen der Bremſen, dann kam die Frau aus der Tür der hohen Hütte. Langſam ſtieg ſie hernieder, dieweil unten der alte Meiſter wartete, ihr ſein Lob darzutun und ein beſonderes Handgeld für dieſe Arbeit anzukündigen.

Er ſtand neben der Leiter und freute ſich an der Geſtalt dieſer Frau, wie er ſie ſo von oben in ihren langen Hoſen wie einen Kohlenengel herabſteigen ſah. Ein Kerl, dachte er, aber heute doch etwas müde.

Schon konnte er ihr Geſicht deutlich ſehen und war etwas erſchrocken über die Bläſſe der Wangen und merkwürdige Röte der Augen. Sie

kam näher. Er wollte etwas ſagen, irgend etwas Lobendes. Doch er kam nicht dazu, denn ihr Fuß ſtrauchelte plötzlich an einer der unteren Sproſſen, und faſt wäre ſie gefallen, wenn er nicht ſchnell zugepackt hätte. Bewußtlos ſank ſie nieder, bleich die Wangen und gerötet die Augen von übernächtigem Weinen und quälendem Leid. —

Und das war geſchehen: Am Abend war kein Urlauber dageweſen, aber unter dem Schlüſſel hinter dem zugeklappten Laden hatte ein Zettel gelegen, von dem Polizeidiener beſchrieben, darauf geſtanden hatte, daß ſie, die Frau Maria Wiedemann, zum Bürgermeiſter kommen ſolle.

Und beim Bürgermeiſter war ihr die Nachricht geworden, daß ihr Mann, der Unteroffizier Karl Wiedemann, auf dem Rückmarſch aus dem vorderen Graben zum Urlaubsantritt gefallen ſei. Eine lange, ſchlafloſe Nacht hatte ſie dann in ſich hineingewürgt, ſtill und einſam, ohne eines einzigen Menſchen Troſt. Und am Morgen war ſie zur Arbeitsſtelle gefahren, den Kohlenkahn für das Stahlwerk und ſeine Granaten zu entladen.

Danach war ſie kurze Zeit krank, bald aber wieder ein guter und zuverläſſiger Kranführer bis zum Ende des großen Krieges.

## Arbeiter

Dolf Peſchane.

Im Schrei der ſtählernen Geſtänge
Ward eine neue Melodie:
Die Arbeit ſchuf in uns Geſänge,
Und Stund' um Stunde hörten wir nur ſie.

Da in den Hallen und Betrieben
Gebietend wächſt der neue Sinn:
Wie können wir inbrünſtig lieben!
Wir halten Herz und Fäuſte hin.

Vor uns die Heimat als Gebot,
Für das wir unſere Hämmer ſchwingen.
Die Heimat iſt uns wie das Brot.
Wir wollen um ihr Feuer ringen.

Wie ſchwurbereite Hände ragen
Die Schlote lichtwärts aus dem Grau,
Und da wir dienend Sehnſucht tragen,
Sind wir ſchon neuer Tage Bau.

## Bauer

Joſef Weinheber

Wir Bauern ſind aus hartem Holz,
Im Reden ſchwer, im Werken ſtolz.
Wir haben Weib und Kind und Knecht,
Und ſonntags iſt ein Spaß uns recht.
Wir geben euch das Brot, den Wein
Und unſre Söhne obendrein
Und unſrer Töchter Liebeskraft,
Daß nimmer das Geſchlecht erſchlafft,
Daß ſich ſein Kern, ſein Glück und Glut
Erweiſe im geſunden Blut.

Wir hangen zäh am alten Brauch,
Zieh'n Zauber auch aus Kraut und Lauch,
Wir, von dem Ahn zum Enkel hin
Auf eignem Grund ſeit Anbeginn.
Nicht minder als die Herren Herr,
Wenn Herr nicht unſer Herrgott wär'.
Der Erde treu mit treuer Hand,
Und unvergänglich wie das Land:
Stürzt Babylon verwirrt zuhauf,
Wir bauen Korn und Rebe drauf.

## Der Landesvater kommt

Ludwig Bäte

Das war zu der Zeit, als die kleinen deutſchen Staaten noch munter ihr Eigenleben weiterführten, obwohl das Reich Bismarcks ſchon längſt wie ein großer ſchöner Wundervogel über dem Lande zwiſchen Alpen und Meer ſtand und ſeine Schwingen zu immer weiteren und ſteileren Flügen breitete, von der Liebe und Hoffnung unbändiger Jugend getragen.

Da hatte eines Tages der Großherzog von Oldenburg ſeinen Beſuch in der Stadt Cloppenburg angekündigt, und weil er ſchon ſeit manchem Jahr dort nicht mehr eingekehrt war, und man ihn eigentlich nur aus den Bildern kannte, die in den Schulen, Amtsſtuben und Bahnhofswirtſchaften hingen, war die Freude, den angeſtammten Landesherrn einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu erblicken, natürlich groß, und es war nichts verabſäumt worden, ihn mit allen Zeichen der Ehr-

erbietung und des pflichtſchuldigen Gehorſams guter Untertanen zu empfangen. Ehrenbogen und Kränze ſpannten ſich ſchon Tage vorher über die Straßen, die Feuerwehrkapelle übte Abend für Abend das Lied „Heil dir, o Oldenburg, Heil deinen Farben", in dem das „edle Roß" als wichtigſtes Erzeugnis der fruchtbaren Weiden des an die Weſer und die Nordſee grenzenden, im Oſten und Norden reichen Marſchgebietes noch vor dem „Fürſten, der dich ſo gern beglückt", genannt wurde. Die Schulen lernten den Text ſogar auswendig in allen Strophen, und der Turnverein probierte ſeine weithin berühmten Marmorgruppen ſolange, bis ſeinen Mitgliedern die ſteifen Knochen der Bewohner einer ländlichen Kreisſtadt nach Kräften weh taten. Was aber dem Beſuch ſeinen beſonderen Glanz geben ſollte, war das um die Jahrhundertwende noch ſehr ſeltene Automobil, in dem Seine Königliche Hoheit ſich den getreuen Untertanen zeigen wollten. Der mit der Inſpizierung der feſtlichen Vorbereitungen beauftragte Hofmarſchall hatte dies dem ſich dankbar verbeugenden Bürgermeiſter bereits mitgeteilt, um es ſofort allen Einwohnern der Stadt bekanntzugeben, deren Freude dadurch naturgemäß nur noch ſtieg. Freilich war ſo die Ausſchmückung des Bahnhofsgebäudes überflüſſig geworden, aber man konnte mit der Bahnverbindung, deren Anfangsbuchſtaben „G. O. E.", amtlich „Großherzoglich Oldenburgiſche Eiſenbahn", der Volksmund mit „Geh, oller Eſel" oder „Ganz ohne Eile" deutete, ohnehin keine große Ehre einlegen, wenn auch diesmal ein Extrazug für das flache Land eingeſetzt worden war, das ſelbſtverſtändlich ſich aus den verlaſſenſten Dörfern der ſüdlichen Heide- und Moorbezirke zuſammenfand und begierig der durch das dreimal in der Woche erſcheinende Kreisblatt angekündigten Ereigniſſe harrte.

Der große Morgen graute, die Sonne ſchien, die Fahnen wogten, die reichlich vorhandenen Buden mit Honigkuchen und Spickaal machten glänzende Geſchäfte, während ſonſt alle Läden geſchloſſen blieben, um den in den Schaufenſtern ausgeſtellten Gipsbüſten des Herrſchers und den Bildern ſeiner Familie deſto mehr Wirkung zu verleihen.

Zwei Stunden vor der angeſetzten Ankunft rückten die Vereine und Schulkinder an, um rechtzeitig ihre Plätze einzunehmen, die Mädchen trugen alleſamt Sträuße in den Händen, die Jungen waren mit Schärpen in den Landesfarben geſchmückt, die Turner ſtrahlten im friſchgewaſchenen Weiß der Hemden, während die Feuerwehr in ihren dunkelblauen Uniformen mit blankgeputzten Raupenhelmen angetreten war. Aus der Glockenluke des Kirchturmes aber ſchaute der Küſter, mit

einer weißen Fahne bewaffnet, um rechtzeitig den Böllerſchützen, den Läutefrauen und den Vereinen Beſcheid geben zu können, damit alles vorſchriftsmäßig gelang.

Endlich erſchien auf der Landſtraße das ſehnlichſt erwartete Automobil. Der Küſter hob die Fahne, die Böller krachten, die Glocken fielen ein, die Turner kletterten behende übereinander, die Feuerwehr blies mit roten Backen, die Kinder ſangen, der Bürgermeiſter zupfte zum letztenmal an der neuen Krawatte, die Ehrenjungfrauen knickſten bis auf die Erde. Der Wagen hielt, und heraus ſtieg der recht wohlhabende Photograph der benachbarten Großſtadt, den man eigens für dieſen Tag eingeladen hatte, das feſtliche Ereignis geziemend für gegenwärtige und kommende Geſchlechter feſtzuhalten.

## Der Mutter Einkehr zu ſich ſelbſt

Ina Seidel

Der Liebe, die da betteln ging,
An Berg und Baum und Strom ſich hing —
Die wundernd ſtand im Glanz und Licht
Von fremdem Menſchenangeſicht —
Der Liebe, die nicht Ruhe fand,
Sich arm und leer gab Herz und Hand:
Der Liebe wurde Ziel und Glück —
  Glück — Glück!
Sie ſtrömt, von Segen übervoll,
Ins Herz zurück, dem ſie entquoll,
Ins eigne Herz zurück.

Sie iſt nun alle Sehnſucht los,
Kreiſt mir vom Herzen durch den Schoß,
Sie iſt nun ledig aller Flucht,
Sich Blüte ſelbſt und ſelbſt die Frucht.
Die Welt, die ich durchdrang mit Glut,
Wiegt ruhig ſich in meinem Blut.
So vieler Herzen Süßigkeit,
Daraus ich Wonne trank und Leid,
So Stern, als Baum, Tier und Kriſtall:
Die Liebe kehrte heim vom All.
So ſtiller Mond, ſo wilder Wind:
Ihr wurdet eins in meinem Kind.

# Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht

Johann Peter Hebel

Es iſt nichts lehrreicher als die Beobachtung, wie in dem menſchlichen Leben alles zuſammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag, z. B. Zahnſchmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie ſelbſt das, was unrecht und verboten iſt, wieder gutgemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen, unaufhörlichen Wechſel der Dinge alles einzelne wieder verſchwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch getan bleibt und nicht verlorengeht, es ſei gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Waſſer in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher iſt imſtand, es wieder herauszuſchöpfen, ſondern es iſt jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verſchwemmt in der großen Flut. Ja, wenn die Sonne Waſſer aufzieht, wie man zu ſagen pflegt, ſind ein paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei und fallen irgendwo, in Bayern oder Lothringen, wieder aus einer Waſſerwolke vom Himmel herab und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienſtmagd, jung und brav, auch hübſch, und ein Knecht gleicher Qualität dienten miteinander auf einem Edelhof und hätten nicht ſo gerne Kaffee getrunken oder alle Tage Braten gegeſſen, als vielmehr einander geheiratet. Allein ſie waren Leibeigene, inſoweit, daß ſie verpflichtet waren, eine gewiſſe Zeit Hofdienſte zu tun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte ſie nicht früher aus dem Dienſt entlaſſen, weil ſie ſo brav waren in ihrer Aufführung und ſo fleißig und treu in ihren Geſchäften. Deswegen ſaßen ſie oft beiſammen und weinten, oder ſie weinte, und er nagte an einem Holzſplitter. Ein andermal, wie die menſchliche Laune wechſelt, ſprachen ſie ſich Mut ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu tun ſei, und freuten ſich ſchon zum voraus ihres zukünftigen Glücks. „Wenn du mein Weib biſt", ſagte er, „und ich dein Mann", und einmal vergaßen ſie ſogar die Zukunft und meinten, es ſei jetzt.

Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht arges Zahnweh, nicht gerade deswegen. Sie ſteht aus dem Bette auf und wirft ſich auf einen Stuhl, ſie läuft aus einer Stube in die andere, aus der anderen in die dritte. In der dritten ſetzt ſie ſich gegenüber einem Fenſterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie ſitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal ſieht ſie es hell werden hinter dem weißen Vorhang, ſie hört etwas ſich be-

wegen, ſie hört etwas flüſtern und kniſtern, ſie ſchiebt leiſe das Vorhänglein weg, und in der Küche ſtehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein nachts um zwölf Uhr und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer ſteht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloſes Lumpenpack", ſagte ſie inwendig für ſich. „So iſt denn keinem Menſchen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Eſſen? Iſt es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht beſtehlen und Leckerbiſſen kochen!" Nach einiger Zeit ſtellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob ſie jetzt die Leckerbiſſen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Tür hinaus. — „Wenn der Tag anbricht, laſſ' ich beide in das Gefängnis werfen", ſo fuhr die Edelfrau fort, „und jage ſie weg, ohne ehrlichen Abſchied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch ſchwanger von dem Burſchen in meinem eigenen Haus. Soweit ſoll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf den Schoß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brei, ſie legt es an die mütterliche Bruſt, und der Schein des abnehmenden Feuers ging zur rechten Zeit über ihr Angeſicht, als ſie mit naſſen Blicken ihr Kindlein noch einmal beſchaute und dem Vater zurückgab und etwas zu ihm ſagte. Da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit den naſſen Blicken geſagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins ſich auch erbarmen", und als ob ſie dazu beſtimmt wäre. Ja, es fuhr ihr mit Grauſen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hauſe hätte geſchehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem ſchweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ ſie beide Eltern vor ſich beſcheiden. Beide ſahen einander an. „Was gilt's" — ſagte ſie — „wir bekommen unſere Freiheit." — „Oder auch nicht", ſagte er. Die Edelfrau aber, als ſie hereingetreten waren, redete ſie ernſthaft und gebieteriſch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu verſinken vor Schrecken und Scham und ſchauten einander verſtohlenerweiſe an, gleichſam ob das andere noch da ſei. „Wo ihr euer Kind habt?" wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben", ſtotterte endlich der Vater, „in der Holzkammer hinter einem Holzſtoß." Als es aber der Burſche holen mußte, bracht' er es, wie es war, in einem alten Felleiſen. Es war reinlich gehalten und gewickelt auf einem Bettlein

von Heu und weinte, als ob es ſchon wüßte, wie man es machen muß. Da erbarmte ſich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Tränen bat, ſie und ihr unſchuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen", ſagte ſie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer verſüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gutmachen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an eurem Kinde getan habt." Meint man nicht, man höre den lieben Herrgott reden? Ein Gemüt, das zum Guten bewegt iſt und ſich der Elenden annimmt und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüt zieht nämlich das Ebenbild Gottes an und fällt deswegen auch in ſeine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zuſammengeben laſſen", ſagte die Edelfrau. „Ich will euch ein angenehmes Heiratsgut ſtiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden laſſen. Iſt's ein Büblein?" —

Alſo wurden ſie am nächſten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zuſammengegeben und lebten ſeitdem in Liebe und Frieden ehelich beiſammen. Das Büblein aber kann jetzt ſchon Haſelnüſſe aufbeißen und lernt fleißig und hat runde, rote Backen. — Was aber weiter daraus werden ſoll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt und den Staub der Erde mit einem kleinen Maß.

## Blick eines Kindes

Käthe Ramoſſa

Die Sterne ſind in dieſen Blick getaucht
Und ſtrahlen klar und rein,
Als wollten ſie, von Morgenglanz umhaucht,
Dort eingefangen ſein.

Verſchönte Zartheit ſel'ger Gläubigkeit
Lacht aus dem Sternenblick —
Wer darein ſchaut, verliert den dunklen Weg
Und geht zu Gott zurück.

Wo Kinder ſind, da iſt goldenes Zeitalter.

Novalis

## An die Mutter

Günther Mönnich

Du biſt die Starke, Stolze und die Reine,
Du biſt die Mutter, die nur einmal lebt.
Ich bin erfüllt von deinem milden Scheine,
Der um dein Antlitz wie ein Lächeln ſchwebt.

Du biſt die Liebe, die die Söhne kennen,
Du biſt die eine, die um mich gebangt.
Oh, deine Ängſte ſind nicht zu benennen
Und nicht das Wort, mit dem man Müttern dankt.

Du, meine Mutter, gehſt wie eine Fromme
Hoch über Wolken durch mein Leben hin
Und ſchauſt hernieder, und du weißt: ich komme
Zu dir in Stunden, wo ich einſam bin.

## Mutter

Walter Flex

Mutterherz, du reine Glocke,
Die durch all mein Leben tönt,
Die mich ſchon in Knabenlocken
Fromm mit Himmelsklang verwöhnt,

Durch der Kindheit Sonnentage
Tönteſt du mir lautre Luſt,
Heute ſtrömſt du heil'ger Klage
Wohllaut in des Mannes Bruſt.

Töne, heil'ge Glocke, töne
In mein Leben tief hinein,
Daß mein Herz ſich ganz gewöhne,
Echo deines Klangs zu ſein!

## Meiner Mutter

Baldur von Schirach

Wenn etwas Gutes in mir iſt,
Dann, weil du meine Mutter biſt.

Bin ich dir auch ſo furchtbar fern,
Ich ſeh' dich doch, du ſtiller Stern.

Biſt du auch hoch, und ich nur hier,
Mein Leben ſei der Weg zu dir.

# Die goldene Tapferkeitsmedaille

Heinrich Zillich

Als nach dem Weltkrieg die österreichischen Fahnen, die sich an ungezählten alten und neuen Siegestagen des Reichs in allen Windrichtungen Europas entfaltet hatten, in Ehren sinken mußten, da trug sie kein Fähnrich hoch und rauschend in einen gemeinsamen Tempel würdigen Gedenkens. Da fanden sie, gleichwie der große Staat in sechs oder sieben Teile zerborsten war, hier und dort ihre Ruhestätte, getrennt voneinander verwahrt, viele daheim in Wien, wo sie kaiserlich aufknistern, sobald der Wind vom Türkenschlachtfeld am Kahlenberg weht, etliche aber in Ungarn, etliche in Städten, die plötzlich zu Ländern gehörten, denen vordem der Anblick der zerschossenen Seidentücher nur vergönnt gewesen war, wenn sie sich diesen unterworfen hatten. Fremd hängen die Feldzeichen in mancherlei Sälen, und flattert dereinst von den Stöcken der letzte bunte Fetzen in stiller Nacht wie ein Falter zu Boden und zerstaubt, so wird ihr Ruhm noch immer frisch sein.

Gleich den Fahnen, die man ins Dunkel stellte, durfte auch keiner mehr, der in ihrem Heer durch vier Jahre grau marschiert war, die Zeichen seiner Tapferkeit in der hellen Sonne zeigen, sofern sein Wohnort in einem der neuen Staaten lag. Es schoben die heimgekehrten Soldaten Medaillen, Kreuze und Bänder in die Truhen oder hinter den Wäschestapel. Ja, sie durften die Zeichen nicht anders verwahren als im Dunkel, und da streckte mancher alte Krieger, wenn er sie zufällig im Schrank erblickte, die Hand nach ihnen aus, um sie liebkosend zu fassen, die Angebinde eines Kaiserreichs, ehe er zurück ins Dunkel die unwillig klirrenden schob.

So erging es auch einem einstigen Feldwebel, der sich am San die goldene, in den Karpaten die kleine und bald die große silberne Tapferkeitsmedaille erworben hatte, später in Tirol die bronzene dazu und überdies das Karl-Truppen-Kreuz. Es war ein Mann, der Waffe aus Lust verschworen, dem nichts größere Freude bereitet hätte, als bis zum Tode bei der Kompanie zu bleiben, in Galizien oder Trient, in Bosnien oder auch auf der Schmelz, das wäre ihm gleich gewesen. Aber er war als Deutscher, dessen Heimatdorf hinter Gottes Angesicht im Schatten der stürmisch ausgreifenden Lebensgier eines anderen Volkes stand, selbst wie Fahnen und Orden ins Dunkel getreten, Bauer geworden und kein schlechter, nur daß er öfter als andere hinter den Wäschestapel im

Schrank griff und die fünf Auszeichnungen hervorzog, um ſie auf dem Handteller klingeln zu laſſen.

Er nahm ein Weib, beſtellte den Acker, zeugte ein Kind, und als es zur Welt kommen wollte und er ſah, wie ſich die Frau verzweifelt mit den Wehen herumſchlug, wie die Hebamme unter dem Gebot eines ihm bis dahin unbekannten Regiments um die Kreißende bemüht war und dieſe aufſchrie, „Mutter“ ſchrie, die ſie ſelbſt ſchon war, „Mutter“ ſchrie, wie ſo viele, die er auf dem Schlachtfelde ſterben geſehen, da rückte ſich ihm, ohne daß er deſſen bewußt wurde, Ferſe zu Ferſe, ſein Herz klopfte laut, und der Schweiß brach ihm aus der Stirn, er ſpürte, daß er hier nichts anderes tun konnte, als ſtramm zu ſtehen, denn ſonſt hätte er ſich jämmerlich flennend in eine Ecke hocken müſſen.

Doch wie das Kind in der Wiege krächzte und die Frau ſelig lächelte, kam dem dankbar Erlöſten der merkwürdige Einfall, dem er ſich nie hingegeben hätte, wäre ſein Heer noch unter Fahnen und Trommeln marſchiert, denn welcher Feldwebel beſaß je das Recht, Orden und Ehren zu verleihen, doch nun waren Heer und Orden dahin und im Dunkel, ſo kam ihm der Einfall, ſelbſt den Oberſten Kriegsherrn zu vertreten und den todesmutigen Lebenseinſatz zu belohnen. Er zwirbelte den Schnurrbart auf, trat zum Schrank, nahm die fünf Zeichen heraus und betrachtete ſie lange. Weil ihm die Knie noch zitterten, war er geneigt, ſeine höchſte und ſchönſte Auszeichnung, die goldene Tapferkeitsmedaille, dranzugeben, doch beſann er ſich bald, daß das Kind nur ein Mädchen ſei; er ſchüttelte den Kopf und wählte die große ſilberne, die am weißrotgeſtreiften Band hin und her blitzte, und heftete ſie der Mutter ans Nachthemd. Mochte dieſe auch lachend abwehren und die Hebamme mit derbem Hallo die Hände vor den Bauch drücken, die Medaille war nun verliehen und lag, obſchon nicht auf dem Hemd, doch Tag um Tag, bis die Wöchnerin genas, auf dem Nachttiſch, und alle, die zu Beſuch kamen, konnten ſehen, daß der Feldwebel ſein Weib ehrte, wie er ſelbſt ehedem geehrt worden war. Auch nachher nahm er die Medaille nicht in den Schrank zurück. Sie gehörte nicht mehr ihm, dem im Schatten ſtehenden Soldaten, als den er ſich unverändert empfand, ſie war — faſt hätte er ſeine Frau darum beneidet — deren Eigentum geworden, die allerdings den ernſten Spaß nicht recht begriff, doch das Ehrenzeichen fortan ſelbſt betreuen mußte, nicht im Dunkel, verſteht ſich, aus dem es des neuen Lebens wegen rund und gleißend wie ein Geſtirn hervorgetreten war. Sie legte es in einen geſchliffenen Glasteller auf der Anrichte, und da konnte es prunken.

Bald traf ein zweites Kind ein, und der Vater belohnte seine Frau mit der kleinen silbernen und ein Jahr später mit der bronzenen Medaille, weil es beidemal wieder Mädchen waren. Sogar im vierten Jahr änderte sich dies nicht, bloß wäre die Mutter bei der Geburt fast gestorben, aber sieh an, der Feldwebel, nun schon wie ein echter General, der ebenfalls das wahre Verdienst oft nicht erkennt, schenkte ihr hierfür keineswegs die goldene Medaille, sondern seine geringste Auszeichnung, das Karl-Truppen-Kreuz.

Als hierauf aus Gottes fröhlicher Laune ein fünftes und sechstes Mädchen Einzug hielten, schien dem Mann die Tapferkeit der Frau etwas Alltägliches geworden zu sein, keiner Anerkennung wert, wie ja auch, meinte er, manche seiner eigenen Heldentaten unbeachtet geblieben waren, und so verlangte es die Gerechtigkeit, daß er ob eines solchen Segens an weiblicher Nachkommenschaft wenig Aufhebens mehr machte und darüber gar nörgeln und brummen durfte; bis dann endlich im achten Jahr der Junge einrückte, so leicht und mühelos, so schnell und beinahe ohne Schmerz für die Mutter, daß es die Billigkeit erfordert hätte, ihr eher eine Auszeichnung abzunehmen als ihr eine neue zu verleihen; aber es war ein Bub, und da stand der Vater neben dem Bett mit Tränen im Auge und legte die goldene Medaille, die höchste österreichs, der Wöchnerin auf die Brust, und sie, die zu diesen Ehrungen immer gelacht hatte, wurde ernst und weinte vor Glück über das Kind und ein wenig auch über die Medaille.

Recht betrachtet, verdiente sie den Orden schon längst. Doch wenn man bedenkt, daß es seltenster Heldentaten bedurft hatte, ihn zu erringen, wenn man weiter der Fahnen gedenkt, der Zeugen so vieler erdteilentscheidender Männerstunden, war es wiederum recht, daß der schönste Tapferkeitslohn aus dem Dunkel auf die helle milch- und zukunftspendende Brust einer Mutter nur für einen Buben gelegt wurde, denn welch ein vergängliches Männerspiel wären Ruhm und Fahnen, Orden und Reiche, fänden nicht immer aufs neue schmatzende Knabenlippen ihre erste Heldennahrung an solchen vollen Brüsten.

„Eine Frau, die ihren Kinderwagen vor sich herschiebt, hat das Recht, zum Sieger von Sedan und zum Dichter des ‚Faust' zu sagen: ‚Bitte, gehen Sie mir aus dem Wege!'" Otto von Bismarck

## Dank an die Mütter

Will Decker

Kinder ſollen danken,
Weil ſich ohne Schranken
Ihrer Mütter Liebe um ſie ſtellt.
Sie iſt der Geſchlechter
Ewig wacher Wächter,
Sie trägt Völker über Zeit und Welt.

Mütter ſind die Zeugen,
Daß ſich Menſchen beugen
Vor der Allmacht einer Ewigkeit.
Aber nicht in fernen
Unbekannten Sternen
Wird ihr Gottesglaube Wirklichkeit:

In den Kindern tragen
Sie auf Gottes Fragen
Ihre Antwort ewig durch die Zeit.
Deutſchen Volkes Leben
Iſt als Lohn gegeben
Für der Mütter Liebe, Laſt und Leid.

## Akroſtichon

Hermann Claudius

(Meinem Patenkind)

Mit jedem Menſchlein
Aus dem Schoß der Mutter
Ringt ſich der Geiſt,
In Erdegeſtalt befangen,
Empor zum Licht.

Luſt ſind und Leid
Unſeres Lebens Schalen.
In ſtetem Auf und Ab
So weichen ſie
Einander aus.

Vom Geiſte aber,
Einſam aus der Höhe,
Leuchtet ein Stern
Mit wunderſamem Glanze
Einigend über Luſt und über Leid,
Daß beide Schalen
Erſtrahlen müſſen: einer Gnade voll!

# Reiſe in die weite Welt

Bruno Brehm

Morgens kroch der Jüngſte zu ſeiner Mutter in das Bett: „Nimmſt du mich mit in die weite Welt?“ fragte er, ſich den Schlaf aus den großen Äuglein reibend.

„Dich nehm' ich überallhin mit“, erwiderte die Mutter, „denn du biſt ja der kleine brave Roland.“

„Auch in die weite Welt?“ wiederholte Roland ſeine Frage.

Die Mutter horchte auf: „Ja, du Lieber, wo glaubſt du denn, daß die weite Welt iſt?“

Da meldete ſich aus dem Nebenzimmer der größere Bruder Klaus, der auf ſeinem Bettrand hockte und ſich zum Schulgang die Schuhe anzog: „Ich will dir etwas ſagen, Roland. Du brauchſt nur vor die Tür in den Garten zu gehen, und ſchon biſt du in der weiten Welt.“

„Das iſt nur ein kleines Stück davon“, mengte ſich nun Helga, die älteſte, in das Morgengeſpräch, „die weite Welt iſt viel, viel größer.“

Nun war auch der Vater neugierig geworden. „Wie kommt ihr denn auf einmal auf die weite Welt?“ fragte er mit tiefem Morgenbaß.

„Der Klaus hat ein Bild gemalt“, ſagte Roland.

„Und auf dem Bild fährt er in die weite Welt“, ergänzte die Schweſter.

Jetzt wurde es ſpannend: „Kann man das Bild ſehen?“ fragte der Vater.

„Man kann es nicht ſehen“, erwiderte kleinlaut Klaus im Nebenzimmer.

„Auch nicht, wenn ich bitte?“ fragte der Vater.

„Lieber nicht“, erwiderte Klaus. „Es iſt nichts daraus geworden.“

„So zeig es doch“, drängte die Schweſter, „du kannſt es ruhig zeigen, es iſt ein ſchönes Bild.“

„Ich zeig' es nicht“, erwiderte Klaus. „Aber wenn du willſt, kannſt du es zeigen.“ Verlegenheit dämpfte die Stimme, aber der Stolz des Künſtlers klang durch dieſen Flor beſcheidenen Verzichtes.

„Ich weiß nicht, wo das Bild iſt“, ſagte Helga.

„Im erſten Schub links oben“, erwiderte Klaus.

Nun, das ſtimmte wie immer nicht, es war im zweiten Schub unter Kugeln, Nägeln und Bindfäden, aber Helga brachte das Bild, das ſich nach einigem Suchen gefunden hatte.

Es war ein wirres Bild. Der Vater fand ſich nicht ſo ſchnell zurecht. Er mußte fragen: „Was iſt das hier?“

„Klaus hat geſagt", erwiderte Helga ein wenig ſpöttiſch, „das iſt die Kutſche."

„Aha!" Nun fand ſich der Vater ſchon ein wenig zurecht. „Und dieſer Käfer da oben, das iſt wohl der Kutſcher?"

„Das iſt der Klaus ſelbſt", ſagte Roland, der ſich neben der Mutter im Bette aufgerichtet hatte. „Und das da iſt die Helga", ſagte er, auf eine Geſtalt im Wagen deutend, „und das dahinten bin ich!"

Richtig, hinten zwiſchen den Rädern ſaß auch ein Weſen; das war alſo der Roland.

Klaus blickte durch die offene Tür herüber und lachte ein wenig verlegen.

„Und das hier ſind wohl die Pferde?" fragte der Vater, auf die rätſelhaften und unruhigen Weſen deutend, die vor dem Wagen alle vier Beine zugleich in die Luft warfen. Dergleichen Pferde kannte er, dergleichen feurige Tiere hatte er ja auch als Junge in alle ſeine Schulbücher gezeichnet. „Aber was haben denn deine Pferde für ſeltſame Köpfe, Klaus?"

„Sie haben Futterſäcke um", erwiderte Klaus ſchamhaft und leiſe.

„Futterſäcke?" fragte der Vater, „warum denn?"

Da legte Helga den Finger an ihre Lippen und ſagte leiſe: „Die hat er gemalt, weil er die Schnauzen von den Pferden nicht zeichnen kann."

Der Vater lachte: „Klaus, iſt das wahr, daß du die Nüſtern nicht zeichnen kannſt?"

„Das kann ich ſchon", erwiderte Klaus, „aber die Pferde waren hungrig. So eine Reiſe in die weite Welt iſt eine weite Reiſe."

Nun wollte auch die Mutter das Bild ſehen: „Klaus! Und wo bin ich?"

Klaus wußte keine Antwort, er hatte zu große Freude über die gelungene Abwehr des väterlichen Angriffes, als daß er aufgepaßt hätte.

„Und mich haſt du auf deine Reiſe in die weite Welt nicht mitgenommen?" warf die Mutter dem kleinen Maler vor.

„Du biſt ſchon mit", ſagte Klaus. „Man ſieht dich nur nicht, weil du im Wagen ſitzſt und den Roland hältſt, damit er nicht hinausfällt."

„Der Roland aber ſitzt doch hinten zwiſchen den Rädern", erwiderte die Mutter, „wie kann ich ihn denn da halten?"

„Ganz einfach", ſchlug Klaus vor, „wir ſchneiden eben durch die Wand ein Loch, und da kannſt du hinauslangen."

„Und ich? Mich, Klaus, nimmſt du auch nicht mit in die weite Welt?" fragte der Vater.

„Du ſitzſt auch im Wagen", antwortete Klaus, der nun bereit ſchien, alles in ſeine enge Reiſekutſche zu ſtopfen. „Dich ſieht man aber auch nicht."

„Haſt du mir einen Futterſack über den Kopf geſtülpt?" fragte der Vater.

Klaus ſtampfte mit dem Fuße auf: „Ich hab' ja geſagt, daß die Helga das Bild nicht herzeigen ſoll." Und ſchon kam er zum Bett der Mutter geſprungen: „Liebſte, Beſte, glaubſt du, daß ich dich nicht mitnehmen will?"

„Ich weiß nicht recht, ob ich dir trauen ſoll", erwiderte die Mutter, ihre Hände vor das Geſicht haltend.

Dem kleinen Maler traten die Tränen in die Augen: „Du weißt nicht, wie ſchwer das iſt, ſo viele Menſchen in eine ſo kleine Kutſche hineinzumalen!"

„Er nimmt euch ſchon mit", tröſtete Helga die Eltern, „er iſt wirklich nicht ſo!"

## Im Maien

Hermann Claudius

Dieſes Baumes Blütenüberfülle —
Weiß ſie um die Frucht?
Iſt auch ſie der eine ewige Wille,
Der ſich ſelber ſucht?

Der ſich ſelber ſucht und nimmer findet
Bis ans End' der Welt.
Sag' es, Blüte, was das Auge bindet
Und uns beide hält!

## Im Lazarettzug

Heinrich Zillich

Im Mai des Jahres 1917 erhielt der Oberleutnant einer Sturmkompanie den Befehl, ein Stück der italieniſchen Stellung in den Tiroler Bergen zu überfallen und Gefangene daraus zurückzubringen, von denen ſich der Diviſionsſtab wichtige Nachrichten über vermutete Angriffspläne des Gegners verſprach. Nach kurzem Geſchützfeuer drangen die Stürmenden in den Graben ein, rollten ihn auf, trieben ein Häuflein überraſchter Alpinis zuſammen, mit denen ſie ſich davonmachen wollten, als plötzlich außerordentlich gut liegende Granaten in der Stellung barſten und Freund und Feind zwangen, Deckung zu ſuchen.

Der Oberleutnant war ſofort davon überzeugt — durch welche Eingebung, wußte er ſpäter nicht zu ſagen —, daß ein ſo ſicheres Feuer nur von jemand geleitet werden konnte, der ſich noch im Graben befand und Mut genug hatte, auf ſich ſelbſt zu ſchießen, um die Gegner dabei mitzuvernichten. Den Dolch in der Hand, rannte der Sturmoffizier von Unterſtand zu Unterſtand, um dieſen Helden zu ertappen und zu überwinden. Dabei geriet er an einen Felsſtollen, ſtürzte über Stufen hinab und ſtand vor einem feindlichen Hauptmann, der im Schein der Grubenlampe das Feldtelephon wegſchleuderte, die Piſtole hervorriß und ſich dem Eindringling entgegenwarf.

Nach kurzem polterten Sturmſoldaten in den Raum und fanden ihren Oberleutnant ohnmächtig in blutiger Umarmung mit dem gleichfalls beſinnungsloſen Italiener. Sie trugen beide, als das Feuer ſchwächer wurde, in die öſterreichiſchen Gräben.

Der Sanitätswagen konnte an dieſe Stellung nahe heranfahren, ſo daß die verwundeten Offiziere bald darauf ſorgfältig verbunden zurückgeſchafft wurden und zwei Stunden ſpäter ſchon im Lazarettzug lagen. Der Zufall wollte es, daß bis dahin keiner von ihnen das Bewußtſein wiedererlangt hatte.

Als nun der Oberleutnant endlich erwachte und ſich ohne Begreifen in einem Bett ſah, vor einem leiſe klirrenden Fenſter ausgeſtreckt, an dem die Landſchaft vorüberfloh, wandte er den Kopf von dem verwirrenden Bild ab, beugte er ſich über den Rand ſeines Lagers und erblickte in einem zweiten Bett unter ſich einen Mann, der die Augen offenhielt und dem er eben noch im furchtbaren Sturm berſtender Granaten an die Kehle geſprungen war.

Die Krankenwärter hörten einen Sturz und Schrei, liefen heran und fanden die Gegner in gleicher kampfverbiſſener Umarmung, in der ſie vor etlichen Stunden ſchon einmal entdeckt worden waren.

Es braucht nicht mitgeteilt zu werden, daß ſich der Oberleutnant nach wenigen Augenblicken bei dem italieniſchen Hauptmann mit ſchwacher, aber ſehr höflicher Stimme entſchuldigte.

Die beiden Herren ſtehen noch heute in freundſchaftlichem Briefverkehr.

## Die Soldatenfamilie

Alfred, Graf von Schlieffen

Der Familiengeſchichte iſt zum Vorwurf gemacht worden, daß ſie nichts von Turnieren, Minneſängern, Troubadouren und Kampfſpielen mit ſchönen Damen im Kranz berichtet. Von ſolchen Dingen war freilich bei den hinterpommerſchen Junkern nicht viel zu finden. Es iſt als ſicher anzunehmen, daß ſie nicht an der Tafelrunde des Königs Artus geſeſſen haben. Vom heiligen Gral wußten ſie nichts. Sie haben nicht das Kreuz genommen, um ins Heilige Land zu ziehen und ſie haben noch weniger mit der Blüte kaſtilianiſcher Ritterſchaft gegen die Mauren gekämpft. Der Titel ihres Ruhmes iſt weit jüngeren Datums. Sie mußten damit vorliebnehmen, die Schlachten Friedrichs des Großen zu ſchlagen. Sie waren 1806 aus allen einflußreichen Stellen verdrängt. Aber ſie wurden 1813, 1866, 1870 in ihr unveräußerliches Recht wieder eingeſetzt, eine unverhältnismäßig hohe Prozentzahl für die Verluſtliſten zu liefern. Die Schlieffen ſind dabei nicht zurückgeblieben. In den letzten zwei Jahrhunderten von Malplaquet bis zu den Kämpfen an der chineſiſchen Mauer haben ſie auf keinem preußiſchen Schlachtfelde gefehlt. Aber ſie hatten in den großen Kriegen das Unglück, entweder zu alt zu ſein, um noch mitziehen zu können, oder zu jung, um in gebietende Stellen zu gelangen. Glücklicherweiſe befinden ſich hier einige junge Heldengeſtalten, ganz dazu gemacht, das Verſäumte nachzuholen.

# Michel Gaißmair

Zuerſt ſo werdet ihr geloben und ſchwören, Leib und Gut zuſammenzuſetzen, voneinander nit zu weichen, ſondern zueinander halten, doch allzeit nach Rat zu handeln, Eurer vorgeſetzten Obrigkeit treu und gehorſam zu ſein und in allen Sachen nit eigenen Nutz, ſondern zum erſten die Ehre Gottes und danach den gemeinen Nutzen zu ſuchen. Gaißmair, Tiroliſche Landesordnung 1525

# Schlußbericht des OKW. über den Feldzug in Frankreich

Führerhauptquartier, 2. Juli 1940.

Über den Verlauf der Operationen in Frankreich vom 5. bis zum 25. Juni gibt das Oberkommando der Wehrmacht folgendes bekannt:

Die Vernichtungsschlacht in Flandern und im Artois war kaum zu Ende, als Luftwaffe und Heer, in seinen Reihen wieder viele Divisionen, die bisher überhaupt noch nicht im Kampfe gestanden hatten, zum zweiten entscheidenden Schlag gegen Frankreich ausholten.

Als Auftakt für die neuen Operationen griffen am 3. Juni starke Kräfte der deutschen Luftwaffe die Flugplätze und die Luftrüstungsindustrien in Paris mit vernichtender Wirkung an.

Am Tage darauf standen vom Heer unter dem Oberbefehl des Generaloberſten von Brauchitsch drei Heeresgruppen unter den Generaloberſten von Rundstedt, von Bock und Ritter von Leeb zum Einsatz bereit. Ziel des neuen Operationsabschnittes war der Durchbruch durch die französische Nordfront, die Abdrängung der auseinandergerissenen französischen Heeresteile nach Südwesten und Südosten und anschließend ihre Vernichtung.

Als die Divisionen der Heeresgruppe des Generaloberſten von Bock am 5. Juni über die untere Somme und den Oise-Aisne-Kanal zum Angriff antraten, fanden sie einen zur Abwehr bereiten Feind vor sich. Die französische Führung war entschlossen, unter Aufbietung aller noch verfügbaren Kräfte die Weygand-Zone und anschließend die Maginot-Linie bis zum Letzten zu verteidigen. Ein neues Verteidigungsverfahren war erdacht worden, von dem man sich vor allem Erfolg gegen den gefürchteten raschen Durchbruch motorisierter Verbände erhoffte. In viertägigem schwerem Ringen durchstießen die Infanterie- und Panzerdivisionen der Armeen des Generaloberſten von Kluge, des Generaloberſten von Reichenau und des Generals der Infanterie Strauß die feindliche Front. Am 9. Juni war die Verfolgung gegen die untere Seine und in Richtung auf Paris in vollem Gange. Schnelle Truppen unter dem Befehl des Generals der Infanterie Hoth erreichten in ungestümem Vorwärtsdrang am gleichen Tage Rouen und leiteten die Einkreisung starker feindlicher Kräfte an der Küste bei Dieppe und

St. Valery ein. Damit war der feindliche Weſtflügel zertrümmert und die Weſtflanke der nunmehr beginnenden Hauptoperationen geſichert.

Durch ihre zuſammengefaßten und ſtraff geführten Maſſenangriffe erleichterte die Luftwaffe auch hier dem Heere den Erfolg. Sie hat ihren beſonderen Anteil an dem ſchnellen Durchbruch bis zur Seine, wo unter ihren Bomben feindliche Infanterie- und Panzerverbände, die zum Gegenſtoß bereitſtanden, ſchon in der Verſammlung verſprengt wurden. Indem ſie die Bahnlinien unterbrach und das Eiſenbahnmaterial zerſtörte, nahm ſie dem Gegner die Möglichkeit, Reſerven zu verſchieben und an die Durchbruchsſtelle zu werfen.

Als in Le Havre, Cherbourg und Breſt die erſten Anzeichen eines Abtransportes bemerkt wurden, griffen in ſchnellem Wechſel Teile der Luftwaffe auch dort gegen die Hafenanlagen, die öltanks und Schiffe mit ſichtbarem Erfolg ein. Die Hauptoperation auf der Erde begann am 9. Juni mit dem Angriff der Heeresgruppe des Generaloberſten von Rundſtedt in der Champagne und auf dem weſtlichen Maasufer. Hier waren es zunächſt allein die Infanteriedivisionen der Armeen des Generals der Kavallerie Freiherr von Weichs, des Generaloberſten Liſt und des Generals der Infanterie Buſch, die in zweitägigen ſchweren Kämpfen mit dem ſich erbittert wehrenden Feind, wiederum von der Luftwaffe vortrefflich unterſtützt, die Aisne-Stellung durchbrachen und den bereitgeſtellten zahlreichen ſchnellen Truppen den Weg öffneten.

Schon am 11. Juni konnten die Panzer- und motoriſierten Infanteriedivisionen des Generals der Kavallerie von Kleiſt und des Generals der Panzertruppen Guderian in der Champagne mit weit geſteckten Zielen über Troyes und St. Dizier angeſetzt werden. Zum dritten Male innerhalb eines Vierteljahrhunderts überſchritten deutſche Truppen die Marne. Nach anfänglich harten Kämpfen mit feindlichen Nachhuten, ſpäter mit völlig überraſchten Teilen des feindlichen Gros, ſtießen die ſchnellen Truppen durch die geſchlagene breite Breſche an den folgenden Tagen nach Südoſten in Richtung auf die Schweizer Grenze vor. Bewegung und Verſorgung der überaus großen Zahl von Infanteriedivisionen und ſchnellen Verbänden auf engem Raum waren eine Meiſterleiſtung der Führung.

Inzwiſchen hatten unſere Truppen die untere Seine raſch überwunden und waren in die Pariſer Schutzſtellung eingebrochen. Dadurch ſah ſich auch der feindliche Weſtflügel gezwungen, weiteren Widerſtand aufzugeben.

Truppen des Generals der Artillerie von Küchler marſchierten am

14. Juni in Paris ein. Die feindliche Nordfront war zuſammengebrochen, unſere Verfolgung überall in vollem Gang. Infanteriedivisionen und ſchnelle Verbände wetteiferten in gewaltigen Marſchleiſtungen. Die Auflöſungserſcheinungen der feindlichen Armeen ſteigerten ſich unter dieſem gewaltigen Druck von Stunde zu Stunde.

Da griff am 14. Juni auch die Heeresgruppe des Generaloberſten Ritter von Leeb in den Kampf ein. In zweitägigen ſchweren Kämpfen gegen ſtärkſte Befeſtigungswerke durchbrach die Armee des Generaloberſten von Witzleben, durch ſtarke Artillerie wirkungsvoll unterſtützt, die Maginot-Linie, den als unbezwingbar geltenden Schutzwall Frankreichs. Sie zerbrach damit die ſchon im Rücken bedrohte feindliche Nordoſtfront nochmals in zwei Teile und erſchütterte den letzten Glauben des Feindes, ſich noch weiter behaupten zu können.

Dasſelbe Schickſal erlitt die franzöſiſche Oſtfront, als am 15. Juni auch die Armee des Generals der Artillerie Dollmann bei Kolmar das gewaltige Hindernis des befeſtigten Oberrheins im Angriff überwand und in die Vogeſen eindrang.

In engſter vorbildlicher Zuſammenarbeit mit dem Heere trug die Luftwaffe zu dem ſchnellen Durchbruch durch die Maginot-Linie ſüdlich Saarbrücken und ſpäter bei Kolmar und Mülhauſen weſentlich bei. Mit ſchwerſten Bomben griffen Stuka- und Kampfverbände, wann immer die Wetterlage es erlaubte, die Feſtungswerke an und brachten ihre Waffen zum Schweigen. Auch Flakeinheiten unterſtützten dabei die ſtürmende Infanterie auf das wirkungsvollſte. Zur ſelben Zeit halfen andere Teile der Luftwaffe dem Vorſtoß der ſchnellen Truppen auf Beſançon und bis zur Schweizer Grenze vorwärts.

Die Tage nach dem 15. Juni ſtanden im Zeichen einer beiſpielloſen Verfolgung von der Küſte bis zur Maas. Nach dem Fall von Paris fluteten die franzöſiſchen Kolonnen vor der ganzen deutſchen Heeresfront nach Süden und Südweſten, auf allen Rückzugsſtraßen von den deutſchen Kampffliegerverbänden immer wieder angegriffen. Dieſe ſcharfe Verfolgung auf der Erde und aus der Luft vereitelte die Abſicht der Franzoſen, ſich hinter der Loire erneut aufzubauen.

Über die Trümmer der geſchlagenen franzöſiſchen Armeen hinweg eilten unſere Diviſionen vorwärts, erfüllt von dem Gedanken an den Sieg und von der endlichen Wiedergutmachung des Unrechts von Verſailles. Selbſt die Feſtung Verdun, Symbol des franzöſiſchen Widerſtandes im Weltkrieg, konnte dieſem Anſturm nicht widerſtehen. Sie fiel am 15. Juni.

Am 17. Juni erreichten ſchnelle Verbände die Schweizer Grenze ſüdoſtwärts Beſançon und ſchloſſen damit den Ring um die franzöſiſchen Kräfte in Lothringen, im Elſaß und um die Maginot-Linie.

Viele Vorſtöße über die Loire ließen erkennen, daß der Feind ſich auch hier zu keinem Widerſtand mehr aufraffen konnte. Das Heer Frankreichs hatte ſeine Schlagkraft verloren und begann, die Waffen zu ſtrecken. In dieſer Lage wandte ſich der franzöſiſche Miniſterpräſident, Marſchall Pétain, an die deutſche Reichsregierung mit der Bitte um Bekanntgabe der Waffenſtillſtandsbedingungen. Am 21. Juni wurde an der hiſtoriſchen Stätte im Walde von Compiègne in Gegenwart des Führers und Oberſten Befehlshabers der Wehrmacht durch einen feierlichen Akt die Schmach von 1918 getilgt.

Anſchließend nahm die franzöſiſche Delegation die Waffenſtillſtandsbedingungen durch den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht entgegen. Sie wurden am 22. Juni, 18.50 Uhr, unterzeichnet. Am 25. Juni um 1.35 ſtellte die deutſche und die italieniſche Wehrmacht die Feindſeligkeiten gegen Frankreich ein.

„Der größte Feldzug aller Zeiten" endete nach ſechs Wochen auch mit dem größten Siege der deutſchen Wehrmacht.

In welch hohem Maße die Luftwaffe zu den ungewöhnlich ſchnellen und vollſtändigen Entſcheidungen beigetragen hat, wurde ſchon in dem Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht über den erſten Abſchnitt des Feldzuges im Weſten gewürdigt. Für den zweiten Teil dieſes Feldzuges gilt das nicht minder.

Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarſchalls Göring konnte die Luftwaffe ihre zu Beginn des Feldzuges errungene Vorherrſchaft in der Luft in vollem Maße in die Waagſchale des Sieges werfen. Dieſe Kämpfe führten im weſentlichen die Luftflotten II und III unter der Tatkraft und überlegten Führung der Generale der Flieger Keſſelring und Sperrle.

Die großen Flieger- und Flakverbände der Generale der Flieger Grauert und Keller, des Generals der Flakartillerie Weiſe, der Generalleutnante Bogatſch, Ritter von Greim und Lörzer, der Generalmajore Coeler, Deßloch und Freiherr von Richthofen bewieſen in der Führung und im Kampf unerſchrockenen und nie erlahmenden Angriffsgeiſt.

Das Heer hat in ſeinem oft ſchweren und verluſtreichen Kampf die opferwillige Hilfsbereitſchaft der Luftwaffe ebenſo dankbar wie begeiſtert begrüßt.

Die Kriegsmarine wurde durch die Beſetzung der holländiſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Kanalküſte vor neue Aufgaben geſtellt. Den Operationen des Heeres folgend, wurden die Häfen zu Stützpunkten für leichte Streitkräfte ausgebaut und zur Verteidigung eingerichtet. Von hier aus konnten die Schnellboote in Seegebieten eingeſetzt werden, die für ſie bisher nicht erreichbar waren und die bei ihrem Charakter als Küſtenvorfeld beſonders gute Erfolgsmöglichkeiten boten. Im laufenden Einſatz gelang es den Schnellbooten, eine Anzahl feindlicher Zerſtörer und Transportſchiffe zu vernichten und hierdurch die Wirkung unſerer Luftwaffe auf die zur Räumung Dünkirchens eingeſetzte feindliche Transportflotte durch Nachtangriffe zu ſteigern und zu ergänzen.

Am 6. Juni konnte die von unſerer Marineartillerie übernommene Küſtenverteidigung bereits den erſten Erfolg mit der Verſenkung eines britiſchen Schnellbootes melden.

Minenſuchſtreitkräfte ſäuberten die Hafeneinfahrten und Schiffahrtswege an der eroberten Küſte von Minen. Schon am 8. Juni war es möglich, der neutralen Schiffahrt das Auslaufen aus holländiſchen, belgiſchen und nordfranzöſiſchen nach deutſchen, däniſchen, ſchwediſchen und den übrigen Oſtſeehäfen zu geſtatten.

Unſere U-Boote waren während dieſer Zeit vor den britiſchen Inſeln und der franzöſiſchen Küſte mit beträchtlichem Erfolg tätig.

Dieſen beiſpielloſen Sieg der deutſchen Waffen hat die Welt mit Bewunderung, mit Erſtaunen oder mit Schrecken, je nach ihrer Einſtellung, verfolgt. Allen gemeinſam aber iſt die Frage, wie derartige Erfolge, und noch dazu in ſolch kurzer Zeit, zu erklären ſind.

Wenn die ehemaligen Alliierten die Gründe in der deutſchen zahlenmäßigen Überlegenheit zu ſehen glauben, ſo entſpricht das nicht der hiſtoriſchen Wahrheit; wohl war die deutſche Luftwaffe zahlenmäßig weſentlich ſtärker als die der Alliierten.

Das deutſche Weſtheer aber trat am 10. Mai zunächſt mit einer geringeren Anzahl Diviſionen zum Angriff an, als ihr an franzöſiſchen, engliſchen, belgiſchen und holländiſchen gegenüberſtanden. Die Operationen im Weſten begannen auch nicht, wie in Polen, aus einer ſtrategiſch günſtigen Ausgangsſtellung heraus! Im Frontalangriff gegen ſtärkſte Befeſtigungen, meiſt hinter Flüſſen und Kanälen gelegen, mußten die deutſchen Truppen einen Durchbruch erzwingen, der erſt die Vorausſetzung für die Umfaſſung und Vernichtung des Feindes ſchuf und den Einſatz weiterer Diviſionen ermöglichte.

Die Gründe für die deutſchen Erfolge liegen tiefer; ſie ſind dort zu ſuchen, wo Deutſchlands Feinde unſere Schwächen zu ſehen glaubten, in der revolutionären Dynamik des Dritten Reiches und ſeiner nationalſozialiſtiſchen Führung. Sie hat das beſte neuzeitliche Kampfinſtrument mit einer ſtraffen und einheitlichen oberſten Führung geſchaffen, ſie hat die Syntheſe zwiſchen nüchtern abwägender und ſorgfältigſter Vorbereitung mit der größten Kühnheit in der Anlage und Führung der Operationen gefunden, ſie hat die zu allen Zeiten berühmten Leiſtungen des deutſchen Soldaten in einem Ausmaß geſteigert, wie es nicht mehr mit der Erfüllung einer vaterländiſchen Pflicht, ſondern einer das ganze geeinte Volk tragenden und bewegenden Idee erklärt werden kann.

Ein Ruhmesblatt wird für alle Zeiten der vorbildliche perſönliche Einſatz aller militäriſchen Führer des Heeres und der Luftwaffe bis zu den unterſten Dienſtgraden ſein. Im Erdkampf in vorderſter Linie und an der Spitze ihrer Verbände in der Luft riſſen ſie ihre Truppen und ihre Geſchwader vorwärts und nutzten kühn, wendig und entſchlußfreudig jede Lage aus, ohne zu zaudern oder auf Befehle zu warten.

An der Spitze ſeines Armeekorps ſtarb der Kommandierende General, Generalleutnant Ritter von Speck, den Heldentod. Gleich ihm ließen in der Zeit vom 5. bis 25. Juni 16 822 tapfere Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften der drei Wehrmachtsteile ihr Leben für Führer, Volk und Reich.

9921 Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften werden vermißt. Von ihnen wird ebenfalls ein Teil den Heldentod geſtorben ſein.

68 511 Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften wurden verwundet.

Wenn irgend etwas geeignet iſt, die Leiſtungen der deutſchen Wehrmacht in noch höherem Lichte erſcheinen zu laſſen, ſo ſind es dieſe, für den einzelnen bitter und ſchmerzlich empfundenen, für das ganze deutſche Volk aber faſt unglaubwürdig geringen Verluſte, mit denen der Sieg über Frankreich errungen wurde.

Sie betragen vom 10. Mai bis zum Waffenſtillſtand nach den bisherigen Feſtſtellungen:

Gefallen: 27 074, vermißt: 18 384, verwundet 111 034, insgeſamt: 156 492 Offiziere, Unteroffiziere und Mannſchaften.

Demgegenüber betrugen unſere Verluſte im Weltkrieg: Im Jahre 1914 im Weſten: 638 000 Mann, darunter 85 000 Gefallene; beim Angriff auf Verdun im Jahre 1916: 310 000 Mann, darunter 41 000 Gefallene. In der Somme-Schlacht 1916: 417 000 Mann, darunter 58 000

Gefallene. In der großen Schlacht in Frankreich vom 21. März bis 10. April 1918: 240 000 Mann, darunter 35 000 Gefallene.

Über die Verluste des Feindes im Jahre 1940 fehlen Anhaltspunkte. Fest steht, daß allein an französischen Gefangenen über 1 900 000, darunter fünf Oberbefehlshaber von französischen Armeen und rund 29 000 Offiziere, eingebracht wurden.

Seit dem 5. Juni fiel über die bisherige Beute hinaus die gesamte Bewaffnung und Ausrüstung von etwa 55 weiteren französischen Divisionen in deutsche Hand, nicht gerechnet die Bewaffnung und Ausrüstung der Maginot-Linie und der übrigen französischen Befestigungen. Unter der Beute befindet sich zudem fast die gesamte schwere und schwerste Artillerie Frankreichs sowie unübersehbare Mengen sonstiger Bewaffnung, Ausrüstung und Vorräte.

Die feindliche Luftwaffe verlor seit dem 4. Juni: In Luftkämpfen 383 Flugzeuge, durch Flakbeschuß 155 Flugzeuge, am Boden zerstört 239 Flugzeuge, fraglich, ob durch Flak oder im Luftkampf, 15 Flugzeuge. Insgesamt: 792 Flugzeuge. Dazu 26 Sperrballons und einen Fesselballon. Eine Zerstörergruppe hat bis 14. Juni den 101. Abschuß, eine Jagdgruppe bis 11. Juni den 50. Abschuß erzielt.

Durch die Kriegsmarine wurden an Hilfskreuzern, anderen Hilfskriegs-, Transport- und Handelsschiffen versenkt: Hilfskreuzer „Carinthia" 23 000 BRT., Hilfskreuzer „Scotstown" 17 000 BRT., Truppentransporter „Orama" 21 000 BRT., Marinetanker „Oilpioneer" 9 100 BRT., einen Transporter 14 000 BRT., einen Hilfskreuzer 9000 BRT., außerdem wurden von unseren U-Booten an Handelsschiffen seit Mitte Mai über 400 000 BRT. versenkt. Insgesamt 493 100 BRT.

Die Luftwaffe vernichtete seit dem 5. Juni: ein Hilfskriegsschiff und einen Zerstörer mit zusammen 5100 BRT. sowie 40 Handelsschiffe mit 299 000 BRT. Beschädigt wurden: drei Kreuzer, ein Zerstörer und 25 Handelsschiffe.

Über diese gewaltigen feindlichen Verluste hinaus sind durch die Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrages auch die noch verbliebenen Reste der französischen Wehrmacht für den weiteren Verlauf des Krieges ausgeschaltet.

Nach diesem gewaltigsten Sieg der deutschen Geschichte über den als stärkste Landmacht der Welt angesehenen Gegner des Großdeutschen Reiches, der ebenso geschickt wie tapfer gekämpft hat, gibt es keine Alliierten mehr. Es bleibt nur noch ein Feind: England.

# Der Führer an das Deutſche Volk

Führerhauptquartier, 24. Juni 1940.

Deutſches Volk!

Deine Soldaten haben in knappen ſechs Wochen nach einem heldenmütigen Kampf den Krieg im Weſten gegen einen tapferen Gegner beendet.

Ihre Taten werden in die Geſchichte eingehen als der glorreichſte Sieg aller Zeiten.

In Demut danken wir dem Herrgott für ſeinen Segen.

Ich befehle die Beflaggung des Reiches für zehn, das Läuten der Glocken für ſieben Tage.

Adolf Hitler.

# Niederländiſches Dankgebet

Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten;
Er waltet und haltet ein ſtrenges Gericht.
Er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten.
Sein Name ſei gelobt, er vergißt unſer nicht.
Herr, mach uns frei!

Im Streite zur Seite iſt Gott uns geſtanden.
Er wollte, es ſollte das Recht ſiegreich ſein.
Da ward, kaum begonnen, die Schlacht ſchon gewonnen.
Du, Gott, warſt ja mit uns, der Sieg, er war dein.
Herr, mach uns frei!

Wir loben dich oben, du Lenker der Schlachten,
Und flehen, mögſt ſtehen uns fernerhin bei,
Daß deine Gemeinde nicht Opfer der Feinde.
Dein Name ſei gelobt. O Herr, mach uns frei!
Herr, mach uns frei!

## Gebet während der Schlacht

Theodor Körner

Vater du, ſegne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannſt es nehmen, du haſt es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben ſegne mich!
Vater, ich preiſe dich!

Vater, ich preiſe dich!
's iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und ſiegend, preiſ' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

## Der gute Kamerad

Ludwig Uhland

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern find'ſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut an uns und allen Enden,
Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an
Unzählig viel zugut' und noch jetzund getan.

Der ewig reiche Gott woll' uns bei unſerm Leben
Ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben
Und uns in ſeiner Gnad' erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not erlöſen hier und dort.

Martin Rinckart

# Seraphine oder das Abſchiedsfeſt Friedrich Biſchoff

„Noch wußt' ich nicht, wohin und was ich meine,
Doch Morgenrot ſah ich unendlich quellen..."
Eichendorff

Der Kuckuck rief. Über Nacht waren den Kaſtanien vor dem Schloß die weißen Blütenbrunnen aufgebrochen, und ihr rieſelnder Honigduft miſchte ſich trunken dem flirrenden Sommerlicht, das aus den grünen Gewölben der Wipfel nieder über die Schattenwege und die Buchsbaumhecken des Gartens floß. Es war Juni, und ein Morgen zu golden und klar, als daß man ohne weiteres glauben konnte, aus dem ſich neigenden Tage werde, ſchwermütig wie das Abendglühen, das Gefühl des Unwiederbringlichen, des Abſchieds von Kindheit und Jugend mahnend heraufdämmern. Morgen um dieſe Zeit war man ſchon weit und fern in das Leben unterwegs, das in der letzten Studienzeit in Breslau und ſchon zuvor daſelbſt im Matthiaskonvikt in mancherlei Bildern von hellen und düſteren Farben ſich dem jungen Joſeph von Eichendorff genaht hatte.

Den ſchmalen Kopf zurückgelehnt, die blauen ſinnenden Augen halb geſchloſſen, ſaß er am offenen Fenſter des Zimmers, in welches der Schatten einer Weinranke hineinſpielte und nach allen Dingen taſtete, die ſeine Kindheit und noch die Zeit hernach immer wieder heimlich und wunderbar gemacht hatten, wenn er mit ſeinem Bruder Wilhelm zu glückſeligen Schulferien nach Schloß Lubowitz heimgekehrt war.

Da lag noch im Schrank aus gedrechſeltem Mahagoni das Spielzeug der Winterszeit und grauer Regenwochen im Sommer, das Puppentheater mit ſeinen Figuren: Kaiſern, Rittern, Narren und Edeldamen, ſorgſam aus Pappe geſchnitten. Da waren die Bücher der Knabenzeit: die ſchöne Magelone, die Haimonskinder, ſchaukelnd auf luſtigem Wipfelſitz hoch über dem grünen Odertal geleſen und in Träumen wirklich geworden.

„Schön-Magelone", flüſterte ſein Mund, und die knabenroten Lippen des achtzehnjährigen Studenten blieben leicht geöffnet, denn jenes wehende herzpochende Funkeln war plötzlich wieder in ihm, das ſich der Seele in ſchwebend verſchwebenden Bildern mitteilte, die nichts ſein wollten als Lied. Er ließ die Stimmen und Klänge in ſich verworren tönen, wohl, weil er vielleicht hoffte, durch ſie aus der dunklen Verſtrickung herauszufinden, die er ſchmerzhaft ſpürte und die ihn ſchlaflos gemacht hatte die ganze Nacht.

Sehnſüchtig lauſchte er nach innen. Noch immer rief aus den Oderwäldern herauf der Kuckuck. Die Flötenuhr im Zimmer ſeiner Mutter nebenan ſpielte dem letzten Morgen in Lubowitz ein Ständchen. Ein Menuett war es. Genau ſo ſteif und zierlich hielt es ſich, wie man es heute abend beim Abſchiedsfeſt mit den Landfräulein tanzen würde, obwohl doch unterdeſſen der korſiſche Tyrann die Menſchen ganz andere Tänze gelehrt hatte und im Donner der Schlachten die Welt, zu der auch Lubowitz gehörte, für immer verging.

Der junge Eichendorff öffnete die Augen. Die gerade, ein wenig längliche Naſe zitterte empfindlich in ihren Flügeln. Die Hand hielt das Fenſterbrett gepackt, und der Schatten der Weinranke kränzte dunkler ſeine Stirn. Ganz deutlich ſtand es ihm aus den wehenden Bildern auf, die Traum und Wirklichkeit in eines löſten, daß nichts, keine Minute, keine Stunde dieſes Lebens bitterer bezahlt werden muß, als wenn ſie als ein Bleibendes und Wirkendes mit Land und Licht, Windgerauſch und Kuckucksruf in der Seele empfangen wird.

Da lag der Garten, dort floß der Hügelhang in Blüten hinab zum Fluß. Sanft zogen die Wolken darüber hin, wie die Flötenuhr verklang, und aus der Halle herauf drang nun in das ſtille Knabenzimmer das Geſchwätz der Mägde, die für das Feſt am Abend Gartenſaal und Schloßportal mit Blumengirlanden ſchmückten.

Joſeph von Eichendorff nahm das kleine ledergebundene Buch vom Tiſch, ſein Tagebuch. Er wollte etwas notieren, nichts als den Hauch dieſer Morgenſtunde, das Schloß im Licht gegen die Schatten, die ſeine Seele bedrängten. Aber ſein Blick blieb plötzlich auf einer Eintragung aus dem letzten Schuljahre in Breslau haften, die ſich ausführlich, jedoch mehr ſchaudernd als mitfühlend, mit einem Bürgermädchen beſchäftigte, welches ins Waſſer gegangen war, weil es ſelig-unſelig geliebt hatte. Er zuckte zuſammen. Seine klare Stirn tauchte noch tiefer in den Schatten des Weingeranks, als er nun mit zuſammengepreßten Lippen Zeile um Zeile dieſer Niederſchrift nach Jahr und Tag noch einmal prüfte. Warum hatte er ſich damals, knapp ſechzehn Jahre alt, dieſe ſchreckliche Begebenheit ſo nachdrücklich beſtätigen müſſen! Hatte er vielleicht geglaubt, hinter ihr das verwirrend lockende Geheimnis erblicken zu können, das damals gerade ſein Blut ſo ſüß und betäubend angerührt, wie es geſtern abend drüben im Haſengarten hoch über dem Oderfluß faſt mit denſelben Worten, wie hier im Tagebuch, verzweifelt ſich preisgegeben hatte?

Er klappte das Buch zu und ſtand auf. Der Kuckucksruf der Heimat war ihm jäh verſchollen, die Blütenbrunnen der Kaſtanien rauſchten ihm nicht mehr ihren ſüßen Duft herüber.

„Schön-Magelone", flüſterte er noch einmal, aber er ſtampfte dabei mit dem Fuß auf, daß der Sporn am Stiefel leis erklirrte und ſein Herz pochend Antwort gab. Wie geſtern abend ſchlug es ihm, als Schön-Magelone, die ſiebzehnjährige Seraphine, das Bürgermädchen, hier die Tochter des Gutsverwalters von Slawikau, neben ihm unter den Buchen ſaß und ſchluchzend ſagte, daß ſie nun ſterben, dort unten ins Waſſer gehen müſſe, um wenigſtens eines zu haben um ihr Herz im Tode: den Fluß, der ihm nachzöge mit ſeinen Schiffen und Segeln in das bunte Leben und in die wirre Welt hinaus.

Von dunklen Locken umfloſſen, die großen nachtblauen Augen ſchmerzlich zu ihm erhoben, hatte ſie dieſe Worte geſagt. Ein kleines goldenes Kettlein mit einem Kreuz daran hatte ſie dabei vor die roten Lippen gehalten. Wie ein Blumenkelch hatte ſich ihr ländliches Kleid um ſie gebauſcht, und der Abendwind war gekommen und hatte ihr die Tränen fortgehaucht.

Ja, ſo war es geweſen und nicht anders, und kein Traum und kein Lied, keine Nacht und kein Morgen wie dieſer, der ihn aus Verwirrung und Grauen ins tröſtende Licht des Tages hob, nahm es ihm jemals fort. Die Puppen der Edeldamen und Ritter lagen drüben im Spielzeugkaſten, aber aus dem Puppenſpiel, das Seraphine einſtmals ſo inbrünſtig mit ihm und Bruder Wilhelm geſpielt, war unterdeſſen Ernſt geworden, und die geſpreizten Worte der Leidenſchaft, die ſie ſtets für die kleinen Prinzen und Edelfräulein aus dem Stegreif gefunden hatten, waren eines Tages von leiſen, nur gehauchten abgelöſt worden. Aus der Geſpielin der Kinderjahre war ihm Schön-Magelone geworden, alles, alles, was ein Herz der Geliebten vorzuzaubern vermag, wenn es verworren fühlt, daß es Macht hat über Traum und Wirklichkeit.

Aber auch das Mädchen Seraphine hatte ſich wohl in ihrer Art auf dieſe ſelige Kunſt der Betörung verſtanden, die alles verwunſchen ſein läßt und in unzähligen Verwandlungen des Gefühls nichts begehrt als im andern ſich ſelbſt. Vielleicht war ſie es überhaupt geweſen, die den jungen Eichendorff dieſes holde Spiel des Herzens gelehrt. Sie war zwar nur die Tochter eines gutmütig polternden Gutsverwalters, der dem Freiherrn von Eichendorff hausväterlich das waldreiche Vorwerk Slawikau bewirtſchaftete, aber es mochte ihr von der Mutter her, die aus dem Böhmiſchen ſtammte, von Jahrmarktsleuten, wie der

Dorfklatsch es wissen wollte, das Irrlichtige zugekommen sein, das sie fremd und frühreif, zart und traurig zugleich erscheinen ließ.

Immer war sie bei den harmlos ländlichen Festen der Jugend auf Schloß Lubowitz unter den adligen Fräulein die Schönste gewesen. Die Standesherren aus der Umgegend, die Grafen und Barone, hatten trotz der scheelsüchtigen Blicke ihrer dünkelhaften Frauen niemals verabsäumt, ein Tänzchen mit ihr zu wagen. Vor allem im „Kosakischen" war sie Meisterin, und es konnte ihr dabei geschehen, daß sie, sich drehend, ihres Tänzers völlig vergaß und selbstvergessen den Ballsaal zur Bühne eines seltsamen Spieles machte. Traumverloren konnte sie dann auf einmal innehalten. Wie zu ihrer Entschuldigung sank sie in einem demütigen Knicks zusammen und schlich sich davon, hinaus in die Nacht, die aus flimmernden Sternen und Tauperlen die Schluchzende fragend ansah, die nichts von sich wußte, als daß sie weinen, nichts als weinen mußte.

In solcher Verwirrung hatte sie Joseph, der ihr nachgeeilt war, einmal gefunden, wie sie den alten Holunderbaum bei der Geniengrotte umarmt hielt und ihm schluchzende Worte zusprach. Er hatte die Weinende bei der Hand genommen, die Freundin und Gespielin, die unterdessen ein großes Mädchen mit sehnsüchtig suchenden Augen geworden war. Er hatte ihre Tränen auf seiner Hand gefühlt. Und er hatte sie ratlos mit zarten Worten zu stillen versucht.

Doch da waren aus den tropfenden Tränen auf einmal ebenso viele trunkene Küsse geworden, die seine Lippen erglühen machten. Alle Spiele der Kindheit waren in dieser Nacht vergessen worden, und nichts blieb als eine scheue Scham, die, unbeholfen stammelnd, sich in inbrünstigen Umarmungen verbarg und in ihnen eine erste trunkene Erfüllung für ein wirres Sehnen fand.

Über ein Jahr war das jetzt her. Das zierliche Stammbuch, das er Seraphine damals zusammen mit dem Kettlein geschenkt hatte, mochte es noch viel genauer wissen. Nur er hatte, wie er sich offen zugab, diese Stunden in der Lust am freien ungebundenen Studentenleben in Breslau allmählich vergessen. Ja, wenn er es recht bedachte, war es ihm so ergangen, daß ihm allmählich Seraphine und der Wald von Lubowitz, das grüne Odertal mit seinen Segeln im Abendlicht und das Heimweh danach immer mehr in ein einziges Bild zusammengeflossen waren, das tiefer als Liebe vor seiner Seele stand. Ein Lied in Tränen halb geschrieben, hatte er es in heimlichen Strophen, noch ungewiß seiner selbst, genannt. Ein Lied in Tränen — wahrhaftig, das war

es geworden. Bitterlich klagte es ihn nun an. Die Jugend klagte, die Heimat, die ſich in der Umarmung Seraphines innig an ſein Herz gedrängt, klagte ihn an, und er hatte nichts dagegen zu ſetzen als eine grenzenlos verworrene Beſchämung über ſich ſelbſt, die ihn wohl für immer in Schuld und Gram vom Paradies ſeiner Jugend ſcheiden mußte.

Er trat vor den Spiegel und rückte an dem ſeidenen, um den Hals geſchlungenen Tuch. Er wollte ſich frei machen und dem Sturm widerſtehen, der ſeine Seele erfaßt hielt, aber es gelang ihm nicht. Noch bei der Mittagstafel neckte ihn Bruder Wilhelm mit ſeiner Zerſtreutheit, die Joſeph zu wiederholten Malen in den Teller wie in einen trüben Zerrſpiegel blicken ließ.

Der alte Diener Daniel ſchlich auf knarrenden Sohlen und flüſterte dem jungen Herrn bedeutſam zu, daß es zum Abſchied noch einmal ſein Lieblingsgericht geben würde. Joſeph fuhr zuſammen und blickte auf.

Er ſah ſeinen Vater im grünverſchnürten Rock ſich gegenüberſitzen. Kerzengerade aufgerichtet ſaß der Vater da, obwohl er von den drohenden Kriegsgefahren und den Sorgen der Zeit ſprach, die mit vielfältigen Abgaben den Gutsbeſitz bedrückten. Es waren nichts als ein paar karge, nüchterne Worte, aber Joſeph ſpürte hinter ihnen den zähen Kampf, den der Vater mühſelig um die Erhaltung des angeſtammten Bodens führen mußte.

„Wilhelm wird es einmal beſſer haben als ich!“ ſagte der Vater, und dann hob er ſein Glas auf eine glückliche Studienzeit der Söhne in Halle. Es ſollte heiter und voller Gleichmut klingen, was der Freiherr da ſagte, aber noch im tönenden Widerklang der Gläſer ſchien es wie ein kaum hörbares Seufzen mitzuklingen. — Die Mutter griff nach dem Spitzentuch im Ridikül, der hinter ihr am Stuhl hing, und brauchte lange Zeit, ehe ſie es fand. Zart und zierlich, das ſchlicht geſcheitelte Haar faſt zu ſchwer für die ſchmale Stirn, ſaß ſie neben dem Freiherrn, und Joſeph blickte ſie an und verwirrte ſich in dem Gedanken, ob ſie den Vater einſtmals auch ſo ſehr geliebt habe, daß ihr Tod und Liebe eines geweſen ſei.

Ganz hell und licht war das Zimmer, in dem der Tiſch gedeckt war. Über die geblümte Tapete rieſelten die Schatten der Kaſtanienwipfel, die vor den hohen Fenſtern ihre Blütenbrunnen rauſchen ließen. Fliegenſummen und das dumpfe, eigenſinnige Muhen einer Kuh auf dem nahen Gutshofe ſchläferten den Mittag ein, der im Gelächter einer Magd noch einmal einen Augenblick lang aufzuwachen ſchien.

Joſeph lauſchte dem Mädchenlachen nach. Alle Luſt des Lebens, von der er ſich ſeit dem geſtrigen Abend für immerdar getrennt wähnte, ſchien ihm darin enthalten zu ſein.

Er wußte gar nicht, wie er vom Mittagstiſch davongekommen war, ob man ſeine Verwirrung bemerkt und ſie vielleicht nur der Abſchiedsſtimmung zugute gehalten hatte. Es tat ihm leid, die Eltern möglicherweiſe erzürnt zu haben. Aber er wußte ſich nicht mehr zu helfen. Wie eine Frucht, die vorzeitig vom Baume fällt, war ihm das Leben auseinandergebrochen. Er ſah in die beiden Lebenshälften hinein, und es wimmelte faulig darin von Gewürm, das zu zerfreſſen drohte, was man gläubig und tapfer hegen mußte. In einem Almanach hatte er einmal eine altmeiſterliche Zeichnung geſehen, Ritter, Tod und Teufel darſtellend. Er hatte das Bild damals nicht verſtanden. Jetzt begriff er, was es ihm zu ſagen hatte.

Er rief nach dem Jäger Karl und ließ ſich ein Pferd ſatteln. Er wollte gutmachen, noch vor dem Abend, was er leichtfertig, wie er meinte, Seraphine angetan. Die Mittagstürme der weißen Sommerwolken hatten ſich drohend verſchattet. Über dem glasklaren Zug der Berge in der Ferne flimmerte die Luft ſchwül und dunſtig. Joſeph achtete nicht darauf, er jagte durch den Wald auf Slawikau zu. Hinter jedem Baum glaubte er das Mädchen zu ſehen, das weinend das kleine Kreuz vor die roten Lippen hielt.

In ſeiner Verwirrung kam er von der Waldſtraße ab und erreichte erſt auf einem Umwege das Vorwerk. Dort mußte er von einer geſchwätzigen Magd erfahren, daß die Töchter der Verwaltersleute, Seraphine und Karoline, bereits nach Schloß Lubowitz unterwegs ſeien und der junge Herr Baron zu ſpät käme, die Fräulein auf dem Wege dorthin zu geleiten.

*

Unterdeſſen fuhren vor dem Schloß ſchon die erſten Wagen vor, uralte, hochrückige Kutſchen, denen die Landedelfrauen mit ihren Töchtern hochrot vor Hitze entſtiegen. Die Herren folgten auf einer ſogenannten Wurſt, einer Art in Räder gehängtem langem, gepolſtertem Koffer, auf dem ſie im Reitſitz hintereinander ſaßen, Weinflaſchen unter dem Arm, denen ſie unterwegs der Kühlung halber bereits die Hälſe gebrochen hatten. Auch eine wandernde Schauſpielertruppe, die von Mähren ins Reich zog und wohl auf der Landſtraße die Anfahrt der fröhlichen Geſellſchaft erblickte, hatte ſich, einen Verdienſt witternd, hinzugefunden.

Zwar verſuchte die Dienerſchaft die beſtaubten, mit Sack und Pack ſich hereindrängenden Leute zurückzuſcheuchen. Aber nachdem der Senior der Fahrenden vor dem Freiherrn mit einem Kratzfuß ſeinen Schlapphut gezogen und den erlauchten Gäſten für den Abend ein wahrhaft fürſtliches Spectaculum angezeigt hatte, ließ ſie der Schloßherr freundlich gewähren. Sie wurden hinter die Buchsbaumhecke verwieſen, bekamen eine Milchſuppe für den hungrigen Magen und ſchauten ſodann mit langen Hälſen auf die ſich im Park ergehende Geſellſchaft, deren ausgelaſſenes Lachen weit in die Wieſen hinausklang.

Unter den Schauſpielern befand ſich ein Mann, eigentlich unbeſtimmbaren Alters, dem es anzuſehen war, daß ihn nicht der erſte beſte Wind zu den Fahrenden getrieben hatte. Er hielt ſich von ſeinen Kollegen und Kolleginnen, die gierig die gute Suppe ſchlangen, in einigem Abſtande und verſtand, ſeinen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel nicht übel zu tragen.

Wenn er ein Komödiant war, ſo ſpielte er ſchon jetzt ſeine Rolle, zum mindeſten ſchien er ſich auf eine Kunſt zu verſtehen, welche die braven Landjunker nur einmal in ihrem Leben mühſam erlernten, nämlich dann, wenn ſie ſich anſchickten, um ihre Frauen zu werben. Jedenfalls gelang es dem Fremden bald, ſo als gehöre er aufs ſelbſtverſtändlichſte zu den Eingeladenen, die jüngeren Frauen und Mädchen unter den Gäſten um ſich zu ſcharen, ja gewiſſermaßen unter dieſen wieder ſolange eine Art liebenswürdiger Ausleſe vorzunehmen, bis er mit der Erwählten, der er wohl die andere Rolle zudachte, in den dämmernden Parkwegen unter Scherzen verſchwand.

Niemand nahm wunderlicherweiſe Anſtoß an ſeinem Betragen, und es mochte wohl ſo ſein, daß ihn ein Teil der Geſellſchaft für einen jener armſeligen adligen Krippenreiter hielt, wie ſie zu damaliger Zeit von Landſitz zu Landſitz zogen, um vielgewandt gegen Speiſe und Trank für allerlei Kurzweil zu ſorgen.

So kam es, daß Trempini unangefochten blieb und ſüdländiſch verwegen ſeinen Zauberkreis um das Mädchen Seraphine zu ſchlagen vermochte, die er unter all den rotwangig kichernden Landfräulein alsbald im beſonderen herausgefunden hatte. Nicht daß ſie ſeinen Künſten ſo ohne weiteres gefolgt wäre, wenn er es mit törichten Schmeicheleien oder ähnlichem verſucht hätte. Aber Trempini verſtand es zum Beiſpiel auch, aus der Hand zu leſen, und Seraphine hätte inſtändig gern gewußt, gerade an dieſem Tage, was aus ihrer kleinen zitternden Hand zu leſen ſei.

Nun, das war für einen Mann wie Trempini leicht getan, vor allem, wenn man vorher ein wenig nach dieſem oder jenem vorſichtig fragt, nach einem kleinen goldenen Kreuzlein am Halſe greift und bald errät, was für ein Herzensangebinde es ſei. So malte er bald vor dem ſcheu lauſchenden Mädchen ein ſchwermütiges Bild mit leiſen ſchwärmeriſchen Worten. Er taſtete vor und wich wieder zurück. Er probierte dieſe und jene Farbe für das verführeriſche Bild, indes ſeine ſchwarzen Augen verſtohlen auf das in ſanfter Traurigkeit neben ihm einherwandelnde Mädchen herabfunkelten. Und da er im guten Zuge war, der wohl auch einem Fiſchzuge gleichkam, ſtellte er in ſein Bild den in die Welt fahrenden Ritter, der ſein Mädchen treulos zurückläßt, und pries im gleichen Atemzuge dagegen die freie erhabene Kunſt, die ſolchen erlebten Schmerz tragiſch zur Darſtellung bringe und auf derartige Weiſe den, der ſich ihr tief anheimgebe, über Not und Kummer hinaus zu höchſtem Ruhm erhöbe.

„Sie vermögen das, Demoiſelle!“ rief der Fremde, „ich habe es Ihrem erſten Worte angehört, daß Sie einſam unter dieſen Menſchen ſind, die das Glück und die Größe des Daſeins an nichts als an einem Kohlſtrunk meſſen!“

Seraphine lauſchte. Es kam ihr zunächſt alles widerſinnig vor. Aber der Fremde ſprach eindringlich fort und fort und hatte eine eigentümliche Art, aller unbegriffenen Sehnſucht, die ihre junge Seele zittern machte, Flügel zu verleihen. Während er ſo ſprach, ſah ſie ſich mit Joſeph wieder wie in guten Kinderzeiten über das Puppentheater gebeugt. Alle die kindlich unverſtandenen Worte der Leidenſchaft fielen ihr wieder ein, die ſie damals für die Liebesſzenen der Ritter und Edeldamen gefunden hatte. Stockend erzählte ſie dem Fremden davon. Ihre ganze Kindheit erzählte ſie ihm. Und wenn ſie auch ihren Herzenskummer verſchwieg, ſo wurde er dennoch deutlich, als ſie von dem heutigen Abſchiedsfeſt zu Ehren der Söhne des Freiherrn ſprach, und daß der Jüngſte von ihnen, Joſeph, ſogar ſich aufs Verſemachen verſtünde, die ſie alle, alle auswendig wüßte.

Aber Trempini hatte für das letzte nur eine verächtliche Handbewegung, ſo ſaugend und mit den Augen funkelnd er auch ſonſt dem Mädchen zugehört hatte.

„Poeten!“ rief er, „wo bleiben ſie ohne uns, dieſe Verſeſchmiede, die, ſtatt zu lieben und zu leben, Takte drechſeln! Sie verdrehen euch den Kopf, und wenn ſie genug davon haben, geben ſie euch auf für

einen ſchönen Reim! Wir aber ..." Er lachte leiſe. Aus der Ferne donnerte es dumpf, das Wetter hob ſich wolkenſammelnd über den Bergen. Ganz deutlich war hernach das Rauſchen des Fluſſes zu hören, das der Abendwind herauftrug.

„Kommen Sie", ſagte Trempini, „ich muß gehen. Sie werden mich ſpielen ſehen und — mir recht geben! Sie gehören zu uns, glauben Sie mir!"

Er hob die Hand und winkte. Der ſpaniſche Mantel flatterte und gab das Koſtüm frei, das der Schauſpieler bereits trug, ein ſilberbordürtes Wams mit ſilberner Gürtelſchnalle, täuſchend ähnlich der Gewandung, in welcher die kleinen Prinzen einherſtolzierten, die oben im Schloſſe im Spielzeugkaſten des Puppentheaters lagen.

Seraphine ſchaute. Noch einmal kam von fern das dumpfe Murren, und dann fuhr ein erſtes Wetterleuchten aus der ſinkenden Dämmerung hervor. Der Fluß rauſchte ſtärker, als riefe ſie eine Stimme aus verſunkener Kinderzeit. Das Kettlein am roten Mund, blieb das Landmädchen Seraphine mit großen Augen ſtehen, als nun der Fremde ſich noch einmal mit tiefer Verbeugung empfahl und alsdann kurzerhand mit behendem Satz über die niedrige Hecke am Wege ſprang, verſchwunden wie der Blitz, deſſen Schwefelſchein ſeiner Geſtalt das Weſen einer bannenden Erſcheinung gegeben hatte.

Drüben vor dem Gartenſaal riefen in dieſem Augenblick die Eichendorffſchen Jäger mit ſchmetternden Hörnern zum Tanz. Seraphine ſah Joſeph vor die Tür des hell erleuchteten Saales treten und ſich ſuchend umſchauen. Sie mußte nach ihrem Herzen greifen, ſo wehe tat es ihr in der Bruſt.

Nur mit Widerſtreben war ſie ihrer älteren Schweſter Karoline nach dem geſtrigen Abend hierher gefolgt. Wohin ſollte ſie ſich nun wenden, wenn Joſeph ſie zum Tanze aufforderte, als wäre nichts geſchehen. Aber indem ſie dies bedachte, ging ſie ſchon auf ihn zu, langſam zuerſt, doch dann immer eiliger und eiliger.

Als ſie an der Buchsbaumhecke vorüberlief, wo die Komödianten ſich gelagert hatten, blieb ſie einen Augenblick ſtehen, von dem Anblick gebannt, der ſich ihr, von Windlichtern umhuſcht, daſelbſt bot. Herren und Damen in edler Tracht, von Gold und Edelſteinen blitzend, ſtolzierten dort umher. Aus dem Senior der Truppe war ein weißbärtiger König geworden, der ein breites Schwert vor ſich hin hielt und dunkle Zauberworte darüberhin zu murmeln ſchien.

„Demoiſelle!“ rief es hinter der Hecke, und ein dunkelhaariger fremder Prinz mit ſilberbordürtem Wams winkte ihr zu. Aber da lief ſie ſchon, als könne ſie nie mehr fort, wenn ſie auch nur noch eine Minute verweile. Ihr weißes Kleid, das hoch über den Hüften gegürtet war, wehte. Die Jäger bliesen zum zweitenmal. Die Gäſte ſammelten ſich ſchon im Saale, und plötzlich hielt eine Hand ihre Rechte umfaßt, eine Hand, die ſie ſelbſt im Dunkeln kannte und vor der ſie zurückbebte, obwohl ſie ſie hätte an ihr Herz ziehen mögen.

„Ich hab' dich geſucht, Seraphine!“ ſagte eine leiſe vor Erregung rauhe Stimme. „Ich war bei euch, am Fluß, ich hab' dich überall geſucht, Seraphine, bei allen unſeren Lieblingsplätzen war ich. Es iſt unſer letzter Abend — ſei gut!“

„Ja“, hauchte das Mädchen, indes das Spinett unter den Händen des Dorfſchulmeiſters erklang und die Paare, allen voran Bruder Wilhelm mit ihrer derben fröhlichen Schweſter Karoline, ſich gegeneinander verbeugend, in die erſten Pas des Menuetts fanden.

Joſeph reichte Seraphine den Arm. Dann trat er einen Schritt vor und verbeugte ſich ebenfalls, die Hand am Herzen, wie es das höfiſche Menuett verlangte.

Seraphine tat desgleichen. Totenblaß, die Augen fragend zu ihm aufgeſchlagen, ſank ſie in die kniſternden Bauſche ihres Kleides zurück. Nur mühſam richtete ſie ſich wieder empor, und mechaniſch, wie die Glasfigur an einer Spieluhr, drehte ſie ſich alsdann im Kreiſe, die zitternden Finger in den ſeinen hoch erhoben und zum Gruß verſchränkt.

„Ja!“ hauchte ſie noch einmal und wußte gar nicht, was ſie ſagte. Und: „Ich werde immer an dich denken, Seraphine!“ hörte ſie die Stimme Joſephs im Vorübergleiten an ihrem Ohr. Schwebend, wie es der Tanz befahl, glitt ſie neben ihm vor und zurück, obſchon ſie ins Bodenloſe zu ſinken vermeinte.

„Es war die Heimat, weißt du, die Kindheit, was unſere Herzen einander ſo ſehr vertraut machte“, hörte ſie ihn wieder ſagen. „Ich war leichtfertig ... Verzeih!“

Sie zitterte. Aber wieder mußte ſie vor ihm in die Knie ſinken, die Muſik verlangte es, und ſo nahm ſie wie eine Demütigung ſeine letzten ſchüchternen Worte mit.

„Ich will es gutmachen!“ flüſterte er wieder wie in großer Qual. Aber ſie begriff ihn nicht mehr, ſie ließ ſeine Hand los und ſchüttelte die dunklen Locken. Ihre weißen Zähne blitzten, ein wildes Lächeln ſpielte um ihren großen roten Mund, und das Kettlein funkelte.

Wilhelm und ihre Schweſter Karoline ſchloſſen nun mit ihnen über Kreuz den Reigen, einmal hin, einmal her. Seraphine lachte. Sie lachte ſo ſehr, daß der Kreis in Verwirrung geriet und die Tänzer und Tänzerinnen befremdet zu ihr herüberblickten. Aber es ſchien ihr gleichgültig zu ſein. Herausfordernd wiegte ſie ſich in den Hüften und blickte dabei Joſeph an, der ſie bittend anſah.

Dann war der Tanz vorüber, und ſie fühlte ſeine Hand ſie hinaus in die Kühle des Abends führen. Doch die Hand, die ſie hätte an ihr Herz ziehen mögen, bebte nun, wie es zuvor die ihre getan. Und wieder lachte ſie, indes ihr die Tränen auf den Wangen brannten. „Wein!“ flüſterte ſie, „ich bin durſtig, gib mir Wein!“

Joſeph zögerte. Er ſah den Vater und die Mutter mit Wilhelm auf ſich zukommen. Der Freiherr fragte ihn, was er meine, ob nun die Komödianten beginnen ſollten, bevor das Feſt weiterginge.

Joſeph antwortete, vielmehr er hörte ſich wie aus weiter Ferne antworten, tonlos und mit gepreßter Stimme. Der Freiherr in Frack und Orden ſtreifte ihn mit einem Blick. Dann ſtrich er dem Sohne übers Haar, einmal nur, ganz kurz. Aber Joſeph ſpürte die Bewegung wie das Wetterleuchten, das immer funkelnder hinter den Wipfeln des Gartens auf und nieder lohte. Als er ſich umwandte, war Seraphine nicht mehr an ſeiner Seite. Aber er ſah ſie bald darauf neben einem ſeiner ehemaligen Konviktkameraden ſtehen, einem guten, ungeſchlachten Jungen, mit dem ſie ſcherzte, als ſei nichts, gar nichts geſchehen. Er ſah ſie das Glas mit rotem Wein heben, das ſie von ihm gefordert hatte. Die Lippen am goldgrünen Rande des Kriſtalls öffneten ſich und tranken durſtig, indes ihre Augen wie in einem tiefen Glück ſich ſchloſſen. So etwas wie Scham wollte einen Augenblick lang in ihm aufglühen, Scham, die wie Eiferſucht zu brennen vermag, wenn das heilig Geliebte ſich ſelbſt zu zerſtören beginnt und niemand mehr helfen kann, daß es ſich bewahre. Wahrhaftig, er hatte alles getan, was ſeinem treuen Herzen möglich war. So ſehr er ſich bereitfand, ein Ritter gegen Tod und Teufel zu ſein — dort aus der Ecke des Saales, wo das weiße Kleid ſich bauſchte, klang im Lachen Seraphines ein Stück Jugend in Scherben, und ſeine Seele erſchauerte, die ſo feſt und gläubig bleiben wollte. Nein, das war das Herz nicht mehr, das bebte und im Tode den Fluß um ſich haben wollte, tröſtend und heimatlich. Dieſer Blick ſchwelte wie draußen des Wetterleuchtens unruhiger Brand, wie ein Irrlicht, das über trügeriſchem Boden tanzt. Und wahrhaftig — Seraphine tanzte ſchon. Mit dem jungen linkiſchen Grafen tanzte ſie den „Koſakiſchen“, ſelbſt-

vergeſſen und nur noch ſich ſelbſt hingegeben, verzehrt von der eigenen Glut!

Joſeph wich zurück. Ein Fröſteln befiel ihn. Draußen vor dem Saal hatten die Jäger zum Spiel geblaſen, und die Komödianten hatten ſich bereits wie vor einer Kuliſſe vor der grünen Hecke aufgeſtellt. Aber als ob es ein viel wunderbareres und unheimlicheres Stück im Saale zu beſtaunen gäbe, drängten ſich auf einmal die Gäſte und das geſchminkte Volk einträchtig in der weit geöffneten Tür zuſammen, um das Mädchen Seraphine tanzen zu ſehen.

Der Schulmeiſter ſpielte, als griffen die Taſten mit überirdiſcher Gewalt nach ihm, als könnten ſich ſeine Finger auch unter des Freiherrn Zorn nicht mehr von ihnen löſen. Längſt hatte es der junge Edelmann aufgegeben, Partner dieſes Tanzes zu ſein. Schnaufend ſtand er in einer Ecke und lächelte verlegen zu den anderen, die nicht wußten, was ſie ſagen ſollten.

Der Freiherr winkte.

Aber die Verwalterstochter achtete ſeiner nicht.

Noch einmal winkte der Freiherr von Eichendorff, und jetzt ſeinem Sohne, die Komödie zu enden. Aber Joſeph legte, ſeiner ſelbſt kaum mehr mächtig, nur den Finger an den Mund und rührte ſich nicht. Er blickte nur auf die Tänzerin, die nicht mehr Seraphine war und vielleicht als Schön-Magelone zum Zucken der Blitze aus der Dämmerung emporſchwebte. Denn in unzähligen Verwandlungen ſucht ſich das Leben, und noch in der Bewegung einer kindlich nackten Schulter erkennt ſich der Schmerz, der in ſich ſelbſt verſiegt, weil der Rauſch alles zerglüht, was elend und traurig macht.

Dünn und klirrend flatterten die Töne aus dem Spinett mit den Lichterſchatten an den Wänden um die Wette. Sie hüpften und wirbelten mit Schön-Magelone, die alles war und nichts, ein Irrlicht, das eine Seele haben will.

Und plötzlich, ehe es die Zuſchauenden noch verhindern konnten, ſtand ein Mann im Saal in ſchwarzem ſilberbordürtem Wams. Er trug ein Federbarett, das er zum Gruße hob, und indes die Muſik weiterging, verſtand er es auf wunderliche Weiſe, das Mädchen aus ſeiner Traumverſunkenheit zu löſen und in den noch tieferen Zauber ſeines Spiels zu bannen, das nun begann.

Noch einmal hob er das Barett. Dann löſchte er, als ſei es ganz in der Ordnung, die Lichter der Wandleuchten bis auf zwei dünn und ſpitz flackernde Kerzen aus. Vom Grollen des aufziehenden Gewitters

überſtampft, das immer wieder ſein noch fernes Blitzglühen in den Saal ſandte, begann er eine Szene aus dem Stegreif und ſpielte dem Mädchen behutſam wie goldene Bälle die erſten Worte zu.

Eine Ballade war es, ein altes Volkslied, jedem Anweſenden vertraut, dem er zum Spiele die Worte entlieh, die von nichts zu ſingen wußten als von Herzensnot und Heimweh und die ſodann in einer Zwieſprache enden.

So eindringlich verſtand er ſich auf ſeine Kunſt aus dem Stegreif, daß ſie dem Mädchen wie Wirklichkeit erſchien. Und wohl nur darum konnte es geſchehen, daß, als es die erſten Worte des Liedes vernahm, es ſich auch ſogleich in dem Spiele zurechtfand. Es nahm das Kettlein auf und hielt es an den roten Mund, als fürchte es ſich ſehr. Es hörte in den Worten des Mannes ein Waſſer rauſchen, das kühlt bis an das Herz. Der Fremde machte eine Bewegung, und mit ein paar Schritten ging ſie zu dem tiefen Waſſer. Jeder ſah es, daß Seraphine inmitten des Saales vor einem tiefen Waſſer kniete und ihre Augen in ihm ſpiegelte, die, wie es in dem Liede hieß, mit dem armen Herzen nicht ſterben wollten, weil das Leben ſo ſchön ſei.

„Und wollt ihr nicht ſterben, ihr Augen mein ...", klagte die Stimme durch den Saal, „ſo ſucht mir doch den Herzliebſten mein ..." Und Seraphine hob die nachtblauen Augen empor, und ihr Blick irrte durch den Saal, daß Joſeph das dunkle Brennen ihrer Augen in den ſeinen zu ſpüren vermeinte.

Doch der wirre Blick glitt über den Erſchütterten fort zu dem dunkel Gelockten im Silberwams, und ein ratlos ſtaunendes Lächeln öffnete ihren roten Mund. Mit dem erſten Wetterſchlag, der draußen vor dem Schloſſe einen kurzen Regen niederpraſſeln ließ, daß die Kerzen züngelnd aufſtoben, ſchien ihrer Sehnſucht Erfüllung geworden zu ſein, denn bannend ſtand der Fremde vor ihr, und ſie ſagte ihm leiſe, daß ſie nun nimmermehr in das kühle Waſſer gehen müſſe.

„Die Augen ſterben mir nicht mehr", flüſterte ſie, „ſie ſehen in deines Herzens Grund ..." Und der Fremde im Barett antwortete mit den letzten Zeilen des Liedes, und ſo wunderbar verſtand er ſie mit allem Glück und allem Schmerz der Welt zu beladen, als ſei alles wahrhaftig geſchehen und er tatſächlich im Wetterleuchten der Sehnſucht herbeigefahren. „Dein Mund an meinem Mund", flüſterte er, indem er das Mädchen zart in ſeine Arme ſchloß, worauf ihm alle, Wilhelm und Joſeph, die Schweſter Karoline, ja ſelbſt der Freiherr Platz machten, als

er ſodann mit adligem Anſtand das Mädchen in die Nacht hinausgeleitete.

Die Zuſchauer verharrten zunächſt in tiefer Befangenheit. Zu ſehr ſchien ihnen Spiel und Wahrheit gemiſcht. Dann räuſperte ſich einer der Gutsbeſitzer, und ein anderer machte ſich mit einem Scherze Luft, indeſſen ihre Frauen und Töchter verlegen, als hätten ſie ſich für Seraphine zu Tode zu ſchämen, an ihren Röcken und Rüſchen herumzupften. So ließ man bald nach den Wagen rufen und ging mit betonter Aufgeräumtheit über den Vorfall hinweg, den man doch wahrſcheinlich nur dieſen verdammten Komödianten und dem Kerl im Barett im beſonderen zu verdanken hatte. Als man ſich aber, ſchon beim Abſchiednehmen, nach den Schauſpielern umſah, merkte man erſt, daß ſie ſich eilends davongemacht zu haben ſchienen.

Die Hörner der Jäger bliefen zum Valet. Die Wagen rollten über die Anfahrt und in das goldene Blitzzucken über den Wäldern hinein. Niemand mehr gab auf den Mann im ſpaniſchen Mantel acht, der, wie ein Schatten ſchwarz, an der Buchsbaumhecke ſaß und zu dem Licht hinter den Fenſtern hinaufſtarrte, wo den beiden Schweſtern aus Slawikau ein Nachtquartier zugewieſen war. Die Freifrau hatte Seraphine, die ihrer Sinne nicht mächtig zu ſein ſchien, und ihre Schweſter hinaufgeleitet, und Joſeph hatte den beiden Mädchen abgewandten Geſichts noch einmal die Hand gegeben. Nun flackerte die Kerze hinter den Fenſtern, wie das Herz des Mädchens unruhig zittern mochte, das zwiſchen Traum und Wirklichkeit für ein Leben ſich zu entſcheiden hatte.

Die Kerze loſch aus. Aber noch immer ſchaute der Mann im ſchwarzen Mantel hinauf. Bis zum Morgen ſaß er ſo.

Er ſah den Mond dem Wetterlicht hinter den Wolken nachjagen, bis es vor ſeiner milden Helligkeit verzuckte und verſchied. Dann ſah er den Mond verlöſchen in der erſten grauen Helligkeit, die mit einem verſtohlenen Kuckucksruf begann und mit tauſendſtimmigen lockenden Vogelliedern zum Lob der Morgenröte endete. Er wartete. Er wartete wie der andere, der einſam am Fenſter ſeines Knabenzimmers ſaß, während Bruder Wilhelm feſt und traumlos in die Stunde des Abſchieds hinein ſchlief. Die Weinranke ſpielte wieder im Morgenwind und ſuchte des Träumers Stirn. Aber die Stirn gab ſich den Schatten nicht mehr. Sie hatte in dieſer Nacht zu Ende gedacht, was in dieſer Welt an Leid zu denken iſt. Sie hatte ſich dann der ſie ſtützenden Hand entzogen, und der Träumende hatte begonnen, ſeiner ſchweifenden Seele

zu lauſchen, die ſelbſt ohne Anfang und Ende alles umfängt, Tod und Leben, Himmel und Erde, auch wenn ſie ihr Geheimnis nur zu ahnen vermag. So war auch ihm, dem Einſamen, der Morgen gekommen, und der flüchtige Schritt, der jetzt den Kies der Anfahrt klingen ließ, ſchreckte ihn nicht mehr auf, wenn es ihm auch dünkte, als ob ſich ſeine Kindheit ſelbſt auf leiſen Sohlen davonmachte.

„Komm!“ ſagte der Mann unten an der Buchsbaumhecke zu dem Mädchen, das dem Lauſchenden oben am Fenſter nun für immer Schön-Magelone ſein würde. „Komm!“

Joſeph von Eichendorff ſah noch, wie der Fremde ſorglich den ſchwarzen Mantel um Seraphine ſchlug, worauf ſie beide ſo, wie geſtern abend in dem alten Liede, davonzogen.

Niemand hat ſie mehr wiedergeſehen. Aber die Hörner der Jäger hörte das Mädchen Seraphine noch einmal fern hinunter aus dem Walde hervorſchallen, als ſie mit den Fahrenden auf dem morgendlichen Oderfluſſe im ſchwarzen Segelkahn davontrieb, hinaus in die Welt. Hell bliesen die Hörner ihren ſchmetternden Abſchied den beiden Studenten nach, von denen der eine in ſeiner Kutſchenecke blaß, aber getroſt, der andere fröhlich und guter Dinge dem Abenteuer Welt entgegenſah.

Nun iſt es um meine Jugend geſchehn —
König von Elfland, ich hab' dich geſehn!

Johannisabend im Vollmondſchein,
Neunerlei Kräuter ſucht' ich am Rain,
Da hörte den rauſchenden Bach ich ſagen:
„Heut hab' ich Elfkönigs Braut getragen."
Sprach der Wind: „Auf milchweißem Roß
Reitet er heut in ihr Mondſcheinſchloß!"

Und um Mitternacht, da rauſchte das Laub,
Da flog auf den Wegen ſilberner Staub,
Da ſprangen die Roſen auf am Dorn,
Da neigte ſich tief das junge Korn,
Da kam es auf ſchneeweißen Rößlein geritten,
Da kam es auf ſilbernem Mondſtrahl geſchritten,
Aus den Erlen am Bach und von den Höhn
Klang ihrer ſilbernen Hörner Getön.

Ihr ſilberner Hornruf, der ſang und klang,
Mein armes Herz vor Sehnſucht zerſprang,
Meine zitternden Knie, kaum trugen ſie mich —
König von Elfland, da ſah ich dich!

Deine Krone gleißte demantenklar,
Im Nachtwind wehte dein blondes Haar,
Deinen Scheitel kränzten die blaſſen Roſen,
Ich ſah deine Augen, die ſeelenloſen.
Fern, fern über dem Buchenwald
Iſt der letzte Hornruf verhallt. — —

Nun gehe ich wie im Traum einher,
Die goldene Sonne, ich mag ſie nicht mehr.
Sonne und Tag mir nimmer frommt,
Ich warte, bis ſtill der Abend kommt,
Und wenn der Mond in die Kammer ſcheint,
Deiner Augen denk' ich, die nie geweint.

König von Elfland, nun biſt du weit,
Nun haſt du die blonde Braut gefreit.
Wohl iſt ſie ſchön wie das helle Licht, —
Ihre Seele iſt doch unſterblich nicht!

König von Elfland, ach kämſt du geritten,
Auf meinen Knien wollt ich dich bitten:
Meinen jungen Leib, ich will ihn dir geben,
Mein rotes Blut und mein warmes Leben,
Mein Mädchenlachen, mein Menſchenleid,
Meiner Seele ewige Seligkeit!

König von Elfland, bei deiner Braut
Hörſt du im Sturm meiner Stimme Laut,
Mit bitteren Tränen rufe ich dich:

König von Elfland, hörſt du mich?

## Lied der Welle

Hansulrich Röhl

Meine Mutter iſt das Meer:
Trägt mich, ſchäumendes Geſchmeide,
Sich und euch zur Augenweide —
Weiß nicht um Wohin, Woher.

Und mein Vater iſt der Wind:
Führt mich fort zu fernen Zielen;
Nur als flücht'ge Weggeſpielen
Wolken mir verſchwiſtert ſind.

Meine Heimat iſt die Welt:
Muß zu tauſend Küſten ſtreben
Und der Erde mich ergeben,
Der ich als Vaſall beſtellt.

Aufwärts muß die Flamme ſteigen, ehe ſie im Staub verglimmt,
Wie wir uns der Tiefe beugen, wenn wir ſelbſt nicht Flamme ſind!

Helmut O. Wegener

## Als ich jung war

Ina Seidel

Als ich jung war, tanzt' ich vor dem Monde
Ganz allein in meinem ſchmalen Zimmer,
Doch am Tag verhüllte ich mit Schweigen
Meines monderfüllten Herzens Schimmer,
Als ich jung war —

Auf den Bergen ſang ich, in den Wäldern —
Fremder, großer Vogel ohne Schwingen —
Vor den Menſchen, wo kein Echo hallte,
Vor den Menſchen konnte ich nicht ſingen,
Als ich jung war —

Und ich hatte Träume, die mir ſchenkten,
Was ich heimlich ſtumm und herb entbehrte,
Und am Tage ſuchte ich den einen,
Der im Traume immer wiederkehrte —
Als ich jung war ...

## Deine Roſen an der Bruſt

Chriſtian Morgenſtern

Deine Roſen an der Bruſt,
Sitz' ich unter fremden Menſchen,
Laß ſie reden, laß ſie lärmen,
Jung Geheimnis tief im Herzen.

Wenn ich einſtimm' in ihr Lachen,
Iſt's das Lachen meiner Liebe;
Wenn ich ernſt dem Nachbar lauſche,
Lauſch' ich ſelig ſtill nach innen.

Einen ganzen langen Abend
Muß ich fern dir, Liebſter, weilen,
Küſſend heimlich, ohne Ende,
Deine Roſen an der Bruſt.

## Laßt brennen

Brunhild Lüttmann

Laßt brennen das Feuer in dunkelſter Nacht,
Laßt lodern die glühenden Flammen!
Gott hat uns zu Hütern der Heimat gemacht,
Hat in uns das Feuer der Liebe entfacht
Zur Heimat, zu Schweſter und Bruder.

Nun weißt du, Bruder, du biſt nicht allein,
Wir alle, wir gehen zuſammen.
Der Weg iſt weit und die Mühe nicht klein,
Wir aber ſind hart wie aus Erz und aus Stein,
Wir wiſſen vom Sieg unſres Kampfes.

Drum laſſet das Feuer verglimmen nicht,
Das Gott uns im Herzen entzündet.
Wir fürchten die Höll' und den Teufel nicht,
Denn vor uns ſchreitet mit ſtummem Geſicht
Der Fahnenträger, der tote.

## Den Fahnenträgern (November 1939)

Brunhild Lüttmann

Die Treue zur Heimat war unſere Pflicht.
Wir wußten, wer dieſe Treue bricht
Aus feiger Angſt um ſein kleines Leben,
Dem wird die Heimat nie Heimſtatt mehr geben.

Die Treueſten gingen durch Blut und Not,
In ihrer Mitten da ſchritt der Tod. —
Sie ſtarben hart, doch war keiner dabei,
Der nicht wußte, die Heimat wird wieder frei.

Sie wurde frei, und wir alle ſtehen
An euern Gräbern! Die Fahnen wehen
Im großen Reich, und unſer Geſang
Weiß euch Fahnenträgern ewigen Dank! —

# Friedrich Ludwig Jahn

Heute, da ſehen wir mit Freude nicht mehr den bier- und trinkfeſten, ſondern den wetterfeſten jungen Mann, den harten jungen Mann. Denn nicht nur darauf kommt es an, wieviel Glas Bier er zu trinken vermag, ſondern darauf, wieviel Schläge er aushalten, nicht darauf, wie viele Nächte er durchzubummeln vermag, ſondern wie viele Kilometer er marſchieren kann. Wir ſehen heute nicht mehr im damaligen Bierſpießer das Ideal des deutſchen Volkes, ſondern in Männern und Mädchen, die kerngeſund ſind, die ſtraff ſind.

Adolf Hitler

# Der alte Landmann an ſeinen Sohn

Ludw. Heinr. Chriſtoph Hölty

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirſt du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannſt du ſonder Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Antlitz ſehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand ſo leicht;
Dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Böſewicht wird alles ſchwer,
Er tue, was er tu',
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er iſt auf Lug und Trug erpicht
Und wünſcht ſich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauſt ihm Entſetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann ſuchen Enkel deine Gruft
Und weinen Tränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Tränen auf.

## Juli

Josef Weinheber

Kornblume blau, Mohn flammig rot:
Im Mittag rauscht das heilige Brot.
Die Linde schneit, die Wachtel schlägt,
Der Bauer bang das Wetter wägt.
Die erste Birn bricht Margaret,
Drauf überall die Ernt' angeht.
Im Schatten steht der Schnitterkrug,
Die Magd geht mit dem Ochsenzug.
Der starke Leib, die schwere Fracht:
Im fernen Land ein Donner kracht.
Mög uns der Himmel gnädig sein —
Sankt Jakob, Dank! Das Korn fährt ein.

## Lieb' um Leid

Georg Schmückle

Nun hab' ich all mein Lieben
Gegeben für dich her,
Für mich ist nur geblieben
Ein Herz, von Leid so schwer.

Ja, Lieb' um Leid zu geben,
Das ist der alte Harm —
Das ist ein bitter Leben,
Daß Gott erbarm'!

## Mittagszauber

Emanuel Geibel

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten breit;
Von oben sieht, getaucht in Sonnenschein
Und leuchtend Blau, der alte Dom herein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen im Gras;
Die Märchen liest sie, die als Kind ich las;
Ihr Antlitz glüht, es zieht durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —
Nur dann und wann vom Turm ein Glockenschlag!
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall!

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar;
Gleichwie im Traum verschmilzt, was ist und war:
Die Seele löst sich und verliert sich weit
Ins Märchenreich der eignen Kinderzeit.

# Die treue Magd

Gertrud Fussenegger

Dorothea hieß die alte Magd im Forsthaus zu Sankt Gebhart. Ihr Herr, der als Sonderling galt, zeigte sich nie außerhalb seines weitläufigen Besitzes und überließ ihr alles, was ihn hätte unter die Leute bringen können. Sie holte die Post in dem kleinen Dorf, zu dessen Bezirk das Forsthaus gehörte, sie kaufte den Tabak und das Bier beim Krämer, dann und wann auch den Stoff für eine Lodenjoppe und ein rauhes Jägerhemd, sie zahlte die Steuer und entschuldigte ihren seltsamen Patron beim Pfarrer, der es jenem für übelnahm, daß er sich nie in der Kirche sehen ließ. So übte Dorothea Herrenrechte und war doch selbst nur eine einfältig bescheidene Frau, von der schweren Arbeit, die sie seit Jahr und Tag getan, ein wenig vornübergebeugt, das braungebrannte und hagere Gesicht von Falten und Runzeln gezeichnet. Ihre hellen Augen aber blickten munter, und ihre Stimme, die männlichen Klanges war, polterte und lachte gern, wenn die Stunde gelegen kam.

Seit einiger Zeit indessen bemerkten die Dörfler, daß Dorothea ihre gute Laune verloren hatte, daß sie mißmutig und in der Art übermüdeter Menschen über jede kleine Last seufzte, daß ihr alle Geschäfte, die sie früher mit herzhafter Anteilnahme besorgt, von Grund verleidet waren. Auf die Frage, ob ihr etwas an der Gesundheit fehle, antwortete die Magd nein, gesund und stark sei sie wie je, aber ihr Herr habe angefangen, unleidliche Gewohnheiten anzunehmen; nicht genug, daß er sich vor aller Welt verschließe und keine menschliche Seele in seiner Nähe dulde, nun ziehe er auch noch das wilde Vieh ins Haus, halte sich einen Marder und einen Fuchs und zähme sich eine Wildkatze, vom Rehbock zu schweigen, der seit langem schon den Garten verheere. Von dem wilden Getier stinke das ganze Haus, der Unrat liege in Küche und Keller umher, und letzthin habe sich der Fuchs über ihren, Dorotheas, Sonntagsstaat gemacht und ihn zuschanden gerissen, die Katze habe sie angesprungen und ihr mit den Krallen den Nacken zerfleischt. Wenn dem so sei, sagten die Dörfler, solle Dorothea den Dienst kündigen und ihr Bündel schnüren.

Dorothea schüttelte den Kopf und meinte, nein, das könne sie nicht tun. Das ginge ihr doch wider das Gewissen. Aber sie kam nun öfter in das Dorf und äußerte sich immer mißvergnügter, worauf sie den immer dringenderen Ratschlag erhielt, den verrückten Dienstherrn zu verlassen. Schließlich dachte sie, einmal dürfe sie wohl damit drohen, faßte sich ein Herz und bedeutete am Lostag ihrem Patron, daß sie aus dem Hause gehen werde. Dieser glaubte erst, nicht recht verstanden zu haben,

dann aber hieb er die Faust auf den Tisch und schrie: „Verfluchtes Weib, undankbare Vettel, verlassen willst du mich und bist in meinen Diensten alt und grau geworden." — „Alt?" erwiderte Dorothea, welcher der Trotz funkelnd in die Augen stieg, sie wisse nichts davon, daß sie alt geworden sei, und grau werde er wohl bald selbst, der gnädige Herr, und immer noch nicht klüger, Gott sei es geklagt. Damit schlug sie die Tür zu und ließ sich für den Tag nicht mehr blicken.

Am nächsten Morgen fand sie den Sonderling kleinlaut und nachgiebig gestimmt. Seine Tiere, sagte er, wolle er sich nicht verleiden lassen, aber in anderen Stücken möchte er ihr gern etwas zuliebe tun.

Nein, entgegnete Dorothea mit erheucheltem Starrsinn, sie habe ihren Entschluß gefaßt.

Ach, meinte der Herr, dann stünde es schlecht um ihn.

Die Magd warf ihm einen triumphierenden Blick zu. Er könne sie nicht halten, sagte sie, sie sei nicht seine angetraute Frau.

Dieses Wort, worauf er erst keine Erwiderung wußte, ließ in dem Hagestolz eine neue Hoffnung keimen. Nachdem er einen Kampf mit sich selbst bestanden, machte er seiner alten Magd einen ordentlichen Antrag.

Die schaute ihn an, zweifelnd, ob er etwa den Rest seines Verstandes verloren habe. Doch nachdem sie eine Nacht darüber geschlafen, schien ihr die Aussicht lockend, hier als Herrin zu schalten, wo sie solange als Dienstbote gerackert hatte; und das Raubzeug, nahm sie sich vor, würde sie dem Mann in den Flitterwochen wohl abgewöhnen. Allein es kam anders, als die beiden vorausgesehen.

An einem schönen Sonntagmorgen machten sie sich auf den Weg, um beim Pfarrer das Aufgebot zu bestellen. Ihr Gang zum Dorf war weit, und da die Sonne warm herniederschien, fühlten sie Durst, als sie ankamen. Der Bräutigam, der sich ein grünes Reislein an den Rock gesteckt hatte, zeigte sich aufgelegt, zuzukehren, und bald saß das seltsame, aber nicht so ungleiche Paar im Wirtsgarten „Zum goldenen Ochsen" vor einer Flasche Wein.

Die Kellnerin riß die Augen auf, als ihr ein Holzknecht zuflüsterte, das sei der Sonderling, der sich vor niemand blicken lasse und selbst gewiß schon seit Jahr und Tag niemand gesehen habe als seine Magd, ein Kräuterweib oder ein paar Beeren suchende Kinder in seinem Walde. Nun, meinte sie, den müsse man sich gut ansehen, wer weiß, wann man ihn wieder zu Gesicht bekäme. Die junge Dirn, ein rotwangiges und munteres Geschöpf mit blondem Ringelhaar, das sich ihr

bis in den Nacken krauſte, ſetzte ſich zu den Gäſten und begann ein Geſpräch mit Dorothea. Immer wieder lugte ſie nach dem Manne, Schalk lachte in ihren Grübchen, und als ſie bemerkte, daß auch er kein Auge von ihr ließ, ward ſie vollends übermütig, girrte und lachte, daß ihr junger Buſen unter dem roten Mieder hüpfte.

Da die Hochzeiter endlich aufbrachen, war der Mann gänzlich verſtummt. Beim Pfarrer tat er den Mund kaum auf, doch als dieſer in einer allgemeinen Ermahnung die Heiligkeit der Ehe pries und meinte, ſie ſei eine gewichtige Sache, die wohl überlegt ſein wollte, brach er mit einem Male in ungewohnte Beredſamkeit aus und ſagte, ja, dieſer Meinung ſei er auch, und er habe es ſich eben überlegt, er wolle die Dorothea nicht, die ſich als Braut ausgebe und in Wahrheit nur eine alte Krautſcheuche ſei; was ein gehöriges Weibsſtück vorſtelle, habe er jetzt geſehen, eine Junge müſſe er haben, ſonſt wolle er lieber als Einſpänniger zur Grube fahren.

Damit riß er das Zweiglein aus dem Knopfloch und ließ die verdutzte Magd und den noch verdutzteren Pfarrer allein. Stracks kehrte er in das Gaſthaus zurück, wo die Schenkmaid, die den Zuſammenhang erriet, ihn mit Necken und Schäkern empfing. Er ſaß den ganzen Tag bei ihr unter dem ſchattigen Nußbaum, trank einen Schoppen um den anderen, ohne ſich doch zu betrinken, erzählte von ſeiner Jugend und den guten Jahren ſeines Lebens, ſagte, es hätten ihn nur die ſchlechten Menſchen in die Einſamkeit getrieben, ſonſt ſei er ein vernünftiger Menſch, ehrbar und häuslich und — nicht unvermögend, kurz, der gute Mann ging zum Angriff auf das Herz der jungen Schönen über und — blieb nicht ohne Erfolg.

Als er nach Monatsfriſt nun mit ihr zum Pfarrer ging, um ſich aufbieten zu laſſen, ſagte er lachend, er danke dem Himmel, daß er ihm dieſes holde Paradiesblümlein gezeigt habe, ehe er an den alten ſtachligen Wacholderſtock geraten ſei.

Aber was geſchah unterdeſſen mit der verſchmähten Dorothea? Zeigte ſie ſich gekränkt und empört? Verfolgte ſie die glückliche Siegerin über das wankelmütige Herz des Alten mit Eiferſucht, Läſterreden und Racheplänen? Nichts von alledem. Wie ſie vorausſah, war die junge Frau der Arbeit im Forſthaus nicht allein gewachſen, und ſie ſelbſt nötiger am Platze denn je. Denn das Anweſen ſollte wohnlicher eingerichtet, Schäden ausgebeſſert und die Speiſekammer um manchen Leckerbiſſen bereichert werden. An dieſe Vorhaben machte ſich Dorothea mit rüſtiger Schaffenskraft und verſäumte nicht, in aller Stille ein Bündnis mit der

neuen Herrin zu ſchließen, denn — eines ſtand für ſie feſt — das widerwärtige Raubzeug müßte verſchwinden; was ihr nicht gelungen war, ſollte dem ſchmeichelnden Reiz der Jüngeren gelingen, und ſie irrte ſich hierin nicht.

So verſtrichen einige Monate. Die Frau, die ſich anfangs oft im Dorf gezeigt hatte, blieb aus: und wieder beſorgte die Magd alle notwendigen Geſchäfte beim Krämer, beim Bürgermeiſter, beim Pfarrer und Boten. Und als — faſt war ein Jahr über ihrem eigenen verunglückten Brautgang verfloſſen — ſie beim Schreiner einkehrte, eine Wiege zu beſtellen, lachte wie noch nie mit allen Runzeln das Geſicht der treuen Magd.

## Lied der Liebenden

Achim von Arnim

Das Kornfeld, in dem wir ein Neſt bau'n,
Iſt mir und dir ein Haus;
Wir wollen es nicht zu feſt bau'n,
Denn ſchon im nächſten Frühgrau'n
Treibt uns der Bauer hinaus.

Wir werden von nun an zu zweit ſein
Und ſind in der Nacht ganz allein.
Die Halme werden mein Kleid ſein,
Und du wirſt für mich bereit ſein,
Wir ſchlafen zuſammen ein.

Der Himmel ſo warm und ſo fernklar,
Die Ähren wachſen darein.
Nun ſind wir Erde und Sternſchar
Und wogende Felder. Was fern war,
Sinkt über uns herein.

Wer je gelebt in Liebesarmen, der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt er ſterben fern, allein, er fühlte noch die ſel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde, und noch im Tode iſt ſie ſein.

Theodor Storm

# Brief an Andres, von wegen einer gewiſſen Vermutung

Matthias Claudius

Es iſt mir angenehm, aus Joſt ſeinem Frachtenzettel zu vermerken, daß Du willens biſt, Dich wieder zu verheiraten. Glück zu! lieber Andres.

Das Heiraten kommt mir vor wie 'n Zuckerboltje oder -bohne; ſchmeckt anfangs ſüßlicht, und die Leute meinen denn: es werde ewig ſo fortgehen. Aber das bißchen Zucker iſt bald abgeleckt, ſieht Er, und denn kommt inwendig bei den meiſten 'n Stück Assa foetida oder Rhabarber und denn laſſen ſie's Maul hängen. Bei Dir nun ſoll's nicht ſo ſein! Du ſollſt, wenn Du mit dem Zucker fertig biſt, eine wohlſchmeckende, kräftige Wurzel finden, die Dir Dein Lebelang wohltut! Wie ich Dich kenne, und Deine Wirtſchaft mit der ſeligen Gertrud angeſehen habe, bin ich auch überzeugt, es werde ſo gehen, Du müßteſt denn gar an einen Höllenbeſen geraten ſein, und der gibt es nicht viele. Die Weiber ſind geſchmeidige, gute Geſchöpfe, und wenn Du von einer hörſt, die ihrem Manne krumme Sprünge macht, kannſt Du allemal zehn gegen eins wetten, daß er ſich gegen ſie nicht betrage, wie's einem chriſtlichen Ehemann wohl zuſteht.

Schreib's mir ja vorher, wenn die Hochzeit iſt; denn wir wollen ſelbſt kommen, und ich will Dir auch einen Hochzeitsbrief ſchreiben und Dir darin eins auf meiner Harfe ſingen und ſpielen. Heißt ſo viel, ich will Dir aus alter Liebe 'n Carmen machen, denn das begreifſt Du wohl, daß man in einem Briefe nicht ſingen noch auf der Harfe ſpielen kann, und pflegt man dergleichen poetiſche Redensarten zu nennen, die in Proſa immer am unrechten Orte ſtehen.

Leb wohl, lieber Andres, und grüße Deine Braut von meinetwegen und ſchick' mir ihren Schattenriß, wenn's auch nur mit einer Kohle gemacht iſt, ich will's Dir zu Lieb aufhängen, und Du kannſt Dich dadurch inſinuieren; denn ſie haben's gerne, daß man ihren Schatten nehme. Noch einmal leb wohl, Herr Bräutigam, Gott gebe Dir eine gute Frau und ſchreibe bald oder ich verharre uſw.

Wie manche Ehe mag nach überſtandenem Sturme glücklicher und ſegensreicher geworden ſein als ſie vorher war. Friedr. Schleiermacher

## Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen

Aus „Des Knaben Wunderhorn"

Ich hört' ein Sichlein rauſchen,
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlor'n.

Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
Ich acht' nicht, wie es geh',
Ich tät' mein Lieb vertauſchen
In Veilchen und in Klee.

Du haſt ein Mägdlein worben
In Veilchen und im Klee,
So ſteh' ich hier alleine,
Tut meinem Herzen weh.

Ich hör' ein Hirſchlein rauſchen,
Wohl rauſchen durch den Wald,
Ich hör' mein Lieb ſich klagen,
Die Lieb' verrauſcht ſobald.

Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen,
Ich weiß nicht, wie mir wird,
Die Bächlein immer rauſchen,
Und keines ſich verirrt.

## O kühler Wald

Clemens Brentano

O kühler Wald
Wo rauſcheſt du,
In dem mein Liebchen geht;
O Widerhall
Wo lauſcheſt du,
Der gern mein Lied verſteht?

O Widerhall,
O ſängſt du ihr
Die ſüßen Träume vor,
Die Lieder all,
O bring ſie ihr,
Die ich ſo früh verlor.

Im Herzen tief,
Da rauſcht der Wald,
In dem mein Liebchen geht;
In Schmerzen ſchlief
Der Widerhall,
Die Lieder ſind verweht.

Im Walde bin
Ich ſo allein,
O Liebchen, wandre hier;
Verſchallet auch
Manch Lied ſo rein,
Ich ſinge andre dir.

## Die Jahre

Simon Dach

Die Jahre wiſſen keinen Halt,
Sie achten keiner Zügel,
Der Menſch wird unverſehens alt,
Als hätt' er ſchnelle Flügel.
Was ſchon der Tod hinweggebracht,
Kann nimmer wiederkommen,
Wird dann in jener langen Nacht
Dein Traurigſein dir frommen?

## Dorf im Sommerabend

Hansulrich Röhl

Nun lind und weich ein heller Tag zerrann,
Iſt uns ein ſanfter Ausklang noch beſchieden;
Ins Dorf zurück zum Feierabendfrieden
Kam längſt vom Feld der letzte müde Mann.

Die lauten Kinder ſind verſpielt, verſtummt
Und ſchlafen ſchon und haben bunte Träume —
Ein ſpäter Wind ſtreicht zart um blaſſe Bäume
Und fächelt Kühle. Irgendwo noch brummt

Wie klagend eine Kuh auf fernen Weiden —
Dazu geſellt ſich, unvermutet nah,
Der milde Baß der Ziehharmonika
Und ſingt ein kleines Lied von Lieb' und Leiden ...

## Der eingeklemmte Schneider

Erich Brautlacht

Gegenüber dem großen Hof des Bauern Hen Steen ſtand wie ein mächtiger Wegweiſer die Mühle mitten im Land. Ihre großen Flügel wieſen nach vielen Seiten. Meiſter Schure, dem Schneider, war es, als wollten ſie anzeigen, daß alle Wege zu Gott führen, dem niemand ausweichen kann, ob er auch möchte. Und wie die Flügel Winde und Wolken zerſchnitten, ſo zerſchnitten ſie zugleich die Zeit, die durch ſie hindurchzog wie durch das Schickſal der Menſchen.

Die Mühle ſtand unmittelbar an der holländiſchen Grenze in der Nähe des Rheindammes, der die Flut vom Dorf fernhalten mußte. Einem Leuchtturm gleich ſtand ſie bei Hochwaſſer da. Sie unterſchied ſich von allen Mühlen des niederrheiniſchen Landes und ihren holländiſchen Nachbarinnen durch einen ſchmalen Steg, der unterhalb der Mühlenhaube angebracht war. Auf dieſem Steg, der von innen erreichbar war, ſtand eine kleine Bank mit Armlehnen, die der Müller ſeinen Thron nannte, auf dem er Platz nahm, wenn er nach dem Wind Ausſchau halten mußte und zugleich ſeine Herrſchaft genießen, aber mit ſeinen Untertanen nicht näher verkehren wollte. Wie ein Leuchtturmwächter kam er ſich hier vor, wo er die Sprache der himmelanſteigenden Pappeln und die der reifenden Felder verſtand. Aus dem Zug der Wolken las er den Wind, der morgen über das Land gehen würde.

Ein hartes Warten war es manchmal, wenn die Stille über den Weiden brütete.

Auf dieſem Hochſitz ſaß alſo der Müller, ein Wächter des ganzen niederrheiniſchen Landes, als Schure wohlgemut mit vorzüglichen Abſichten anrückte. Über dem Rhein lag wie eine leichte Leinwand eine dünne Nebelſchicht. Vergnügt ſpielte der Wind mit einem Segelſchoner, den er kreuz und quer von einem Ufer zum anderen trieb, immer bis kurz vor die Kribben, die wie lange Finger weit in den Strom hineinragten.

Gemütlich bummelte der Schneider durch die mit Tau getränkten Weiden. Früher gab es keinen arbeitſameren Mann als ihn, aber ſeit der letzten Gemeinderatsſitzung wurde ihm die Arbeit ſauer. Hatte er überhaupt noch nötig zu arbeiten? Darum ſetzte er ſich hin und wieder auf ein Gatter und ſah den Kühen zu, die ſich langſam erhoben und ihre fruchtbare Morgenarbeit begannen. Die Pauſen rechtfertigte er mit Bets Knöpfſchuhen, die ihn drückten. Schließlich zog er ſie aus, band ſie auf ſeinen Packen und ſtakte mit dünnen Beinen durch das taufeuchte Gras. Manchmal lachte er vergnügt vor ſich hin, wenn es ihn an den Zehen kitzelte. Als er Durſt fühlte, fielen ſeine Augen gerade auf das pralle Euter einer Kuh.

Schleunigſt ging er auf das Tier zu und kraulte es zwiſchen den Hörnern. Vorſichtig fuhr er dann mit der Hand den Rücken entlang und lag bald mitten unter ſeinem runden Bauch.

Wie ein Fiſch, der an einer Angel ſitzt, ſperrte er den Mund weit auf und zielte kunſtgerecht die Milch bis hinten in den Hals.

So lag er auf dem Rücken im tauigen Gras, fühlte, wie ihm die warme Milch in den Magen lief und ließ ſich die Fußſohlen von den Grashalmen kitzeln. Die Kuh ſtand ganz ſtill, tat ihr doch wohl, was Schure mit ihr begann.

Mit Verwunderung ſah Arndt de Greef von der Höhe ſeiner Mühle, was Schure trieb. Die ganze Kuh ſäuft er leer, der Trunkenbold, dachte er. Darum legte er die Hände ineinander und trompetete wie ein Stier hinein, ſo laut, daß die Kuh unruhig wurde und dem Schneider auf den Fuß trat, der erſchreckt aufſchrie und ein Stück weiterrollte.

Arndt hielt ſich den Bauch vor Lachen, ſtieg aber gleich von ſeinem Hochſitz, um den Schneider willkommen zu heißen, als wäre der ſein Gaſt, und Schure ſonnte ſich in der Fülle ſeiner Macht. Belleken, ſeine Tochter, ſtand auf dem Hof vor der Pumpe und wuſch. Um die welligen, hellen Haare hatte ſie ein Tuch geſchlungen. Sie ſah den Vater nicht, bis der ſeine Hände auf ihre Schultern legte.

„Riek, da bin ich", ſagte er. Vor Freude ſchlang ſie ihm ihre naſſen Arme um den Hals, daß er quietſchte. Des Mädchens Augen leuchteten. Unter dem geblümten Kopftuch krochen einzelne Haarlocken hervor. Ihre Hand war kühl und feſt, als ſie auf dem Nacken des Vaters lag, der ſich über ſeine ſchöne Tochter freute.

Frau Hernsken aber, die Müllerin, die rund wie ein Mehlſack war, dem ein Witzbold unten zwei kleine Beine angeſetzt hat, legte beide Hände auf ihren dicken Leib, als ſie den Meiſter gewahrte. In Eile rückte ſie mit Belleken den Küchentiſch an das Fenſter, daß Schure gut ſehen konnte, ſtellte die Eiſen auf den Herd und lobte den Meiſter, weil er ſo pünktlich gekommen war. Der kramte bedächtig ſeinen Packen aus. Dann ſaß er mit untergeſchlagenen Beinen auf dem großen Tiſch. Bald kam Daniel Kränkers, der Schweineſchlachter, trieb ein fettes Schwein aus dem Stall, band es mit den Hinterbeinen feſt und ſchlug ihm den ſchweren Hammer gegen den Dickkopf, ohne ihm den Sinn ſolcher Behandlung vorher klarzumachen.

Wieder ſaß der Müller wie ein Herrſcher auf ſeinem Hochſitz und leitete mit ſeinen Blicken die Arbeit auf dem Hof. Manchmal ließ er ein knurrendes Gebrumm und manchmal einen lauten Pfiff ertönen, und der Knecht, der dieſe Art des Regierens kannte, wagte ſeine Augen kaum zum Himmel zu erheben, um feſtzuſtellen, ob das ſommerliche Wetter bleiben würde.

Wie ein Gott über Regen und Sonnenſchein ſaß der regierende Müller oben auf dem Thron ſeiner Mühle. Auch die Flügel, die unaufhörlich für ihn ihre Arbeit taten, waren ſeine Untertanen. Ganz übermütig und guter Laune war er heute, und, wie immer, wenn ihn irgend etwas gefreut hatte, zum Wetten aufgelegt. Konnte er den Beſuch des Schneiders anders deuten, als daß Schure ſich gegen den Prozeß entſchieden hatte? Als er ihn wie einen Jagdhund auf friſcher Fährte um das Schwein herumpirſchen ſah, ſtieg er von ſeinem Sitz. Der Schneider, wußte er, war ſtets hungrig. Als den zurzeit mächtigſten Mann der Gemeinde wollte er ihn bei guter Laune halten und an ſich binden, ihm auch ein Geſchenk zukommen laſſen, ohne die Abſicht deutlich zu offenbaren und in den Verdacht der Beſtechung zu geraten. „Schneider", ſagte er und kniff ihn in den Arm, daß er aufſchrie, „der Metzger behauptete ſoeben, du hätteſt noch nie in deinem Leben gefaſtet." Schure wies auf ſeinen dünnen Bauch: „Er hätte lieber ſagen ſollen, ich wäre noch nie in meinem Leben ſatt geworden."

„Meiſter Schure", entgegnete der Müller, „das ſtimmt nicht. Auf meinem Hof biſt du noch immer ſatt geworden. Aber einen ganzen Tag lang gehungert haſt du noch nie, und ich wette, das kannſt du auch nicht."

„Können kann ich alles", meinte Schure, und er hielt dem pfiffigen Müller die Hand hin, daß der darin einſchlage: „Was gilt die Wette?"

„Eine ganze Ziege, Schure, die du gewinnen kannſt. Gewinne ich aber, habe ich einen Wunſch bei dir zugute." Dabei lachte Arndt über ſein breites Geſicht. Mit Vergnügen nahm Schure die Wette an, die für morgen gelten ſollte, wenn gewurſtet wurde. Das Waſſer lief ihm im Mund zuſammen, und er beſah ſich eingehend immer wieder die Ziege, die er gewinnen wollte. Er zog an ihrem ſpierigen Bart und dem Euter, bis wahrhaftig die warme Milch herausſpritzte. Eine Ziege hatte Bet ſchon im Stall, aber für eine zweite würde auch noch genug Futter vorhanden ſein.

„Die Wette iſt gewonnen, Müller", ſagte er und meinte, für ſolch prächtigen Gewinn hätte er ſogar zwei Tage zu hungern vermocht.

Am anderen Tage alſo war der Schneider vom frühen Morgen ab nüchtern. Er blieb ein wenig länger als gewöhnlich im Bett, aber dann ſaß er doch an ſeinem Arbeitstiſch und zog die Nadel durch den Stoff, als wäre dieſer Tag wie jeder andere. Nur hin und wieder warf er einen Blick auf das muntere Treiben im Hof und die anliegende Waſchküche, wo in Töpfen gerührt und Fleiſchmaſchinen gedreht wurden. Oder er fing eine Fliege, ſie dem Laubfroſch an ſeiner Seite in das Glas zu werfen.

Zuverſichtlich hoffte er, den Tag und die halbe Nacht bis zur Geiſterſtunde zu überſtehen und ſeiner Bet am anderen Morgen das vierbeinige Vieh vergnüglich zutreiben zu können.

Der Geruch der friſchen Blut- und Leberwurſt, der Mette und des Schwartenmagens ſtieg ihm in die Naſe. Aber noch war ihm das angenehm, und er meinte, der Geruch könnte den Geſchmack beinahe erſetzen.

Als er nicht zum Frühſtück kam, obſchon Frau Hernsken, die von der Wette nichts wußte, ihn gerufen hatte, mußte er eine Magenverſtimmung vorſchützen. Den Tee, den die Müllerin ihm vorſetzte, ſchüttete er durch das Fenſter in den Hof.

Arndt aber brachte ihm einen großen Wurſtkranz und ſetzte den vor ihn auf den Tiſch, und da das den Schneider erboſte und er ſich die Naſe zuhalten mußte, wenn er der Verſuchung nicht erliegen wollte, ſo ſtellte er den Teller Hoppe hin, dem Spitz, der ſich ſchnaufend darüber hermachte und doch nicht damit fertig wurde.

Noch nie war ein Tag ſo langſam zu Ende gegangen. Furchtbare Qualen ſtand der Schneider aus. Frau Hernsken ſah, wie krank er war, denn ſein Geſicht war gelb wie bei einem Leberkranken.

Und er verfiel auf fromme Gedanken. Bis gegen Mittag war die Qual noch erträglich. Aber dann ſtiegen allerlei Trugbilder vor des Schneiders hungriger Seele auf.

Wenn er nun wirklich krank würde, was hatte er dann von der Wette? Hegte der Müller keinerlei Hintergedanken bei ſeinem Verſprechen? Was gab er ſchließlich auf, wenn er ſich für beſiegt erklärte? Hatte er ſich bisher nicht immer an dem gefreut, was er beſaß, anſtatt ſich mit Gedanken an das abzugeben, was er gewinnen konnte?

Nachdenklich ſchloß er die Augen und unternahm in der Erinnerung ſeinen abendlichen Rundgang im Hemd durch ſein kleines Haus, den Stall und zurück, und ihm war, als trete er an das Bett der Frau, und Hoppe ſchaute darunter hervor und ſähe zu, wie Bet ſich unruhig hin und her warf.

Würde Gott ihn nicht ſtrafen, wenn er auf allzu leichte Weiſe zu verdienen ſich bemühte, was er auch durch ehrliche Arbeit und die Sparſamkeit ſeiner Bet erwerben konnte?

Am Nachmittag vermochte er kaum noch zu arbeiten. Wenn dieſer Geruch, den er ſo liebte, nicht ſo eindringlich die Gegend erfüllt hätte, der Geruch von Wurſt und gebratenem Fleiſch!

Es war wahrhaftig eine furchtbare Geſchichte. Immer wieder entdeckte Schure, daß er Säume falſch genäht hatte, und einmal ſchnitt er ſogar mitten in den Stoff hinein, aus dem er dem Müller einen Anzug ſchneidern ſollte.

Da legte er ſich lang auf den Tiſch, ſchloß die Augen und genoß träumend ein leckeres Mahl. Deſto grauſamer war das Erwachen aus ſolch lüſterner Welt.

Er ließ das Arbeiten ſein und wanderte mit einer Streichholzſchachtel durch die Mühle, um Fliegen für den Froſch zu fangen. Einen dicken Brummer holte er von der Naſe des verdutzten Müllers.

Auf dem Hof kamen ihm dann die Mägde mit friſchem Wurſtbrei entgegen. Telmond, des Müllers Geſelle, ſaß auf deſſen Geheiß in einer ſchattigen Ecke hinter der Mühle und kaute an einem rieſigen Stück Wurſt, das ihm zur Probe verabreicht und das ſo groß war, daß er dem Hoppe ſogar noch ein Stück mitgeben konnte. Aber der war auch ſchon ſatt.

Da ging Schure traurig in ſeine Schlafkammer. Mit trockener Zunge ſaß er da und hielt ſich abwechſelnd einmal die Ohren und einmal die Naſe zu. Am liebſten hätte er die Sonne ausgeſchimpft. Als er ſich Ohren und Naſe zuſammen zuhalten wollte, ſtellte Hoppe ſich, entſetzt über die Trauer ſeines Herrn, laut bellend vor ihn hin, daß den Schneider das heulende Elend packte. Da ſtand er auf und wanderte um die Mühle, die, unbekümmert um alles Geſchehen ringsum, ihren Bauch behaglich dem Wind entgegenſtreckte.

Endlich war die Zeit des Abendeſſens.

Schure ging um den Kolk herum, in den die untergehende Sonne blutige Flammen warf. Das Trinken war ihm auch verboten, denn er hatte gewettet, ganz nüchtern bleiben zu wollen, und der Durſt griff ihn nun ſchlimmer an als der Hunger. Wenn er ſich vor dem Waſſer auf den Bauch legen und davon ſchlürfen dürfte! Er legte ſich auch wirklich hin und ſtarrte ſein bleiches Spiegelbild mit aufgeriſſenen Augen an.

Das Tellerklappern der Schmauſenden und der Klang der Gläſer drangen zu ihm herüber. Als er gerade überlegte, ob er nicht einen Schluck wagen ſollte, trat der Müller plötzlich an das runde Fenſter der Vorratskammer und winkte einladend mit einer großen Wurſt zu ihm herüber. Er beabſichtigte gar nicht, es mit der Wette ſo genau zu nehmen. Schure aber meinte, der Müller wolle ihn in Verſuchung führen und wandte ſich ab.

Vor lauter Trübſal, Hunger und Durſt ſchlief er ſchließlich ein und träumte, er ſäße, mit Meſſer und Gabel bewaffnet, vor dem Rieſenmond, und der Herrgott hätte ihm befohlen, das leuchtende Geſtirn aufzueſſen, weil er zur Abwechſelung einen anderen Stern an ſeine Stelle ſetzen wollte.

Als er erwachte, ſtand der Mond groß und leuchtend am Himmel und ſchien geradeswegs in die Vorratskammer des Müllers hinein, in der die Würſte aufgehängt waren. Der Blick des ausgehungerten Schneiders fiel auf das runde Fenſter, das wie ein Barbierſchild in die Nacht hineinleuchtete. Seine Augen wurden ganz groß. Er mußte lange geſchlafen haben, denn er hörte die Uhr vom nahen Kirchturm die Mitternacht ankündigen.

Nun war er frei! Die Ziege war ſein!

Mit geſchwollener Bruſt ging er zur Pumpe, drehte den Kran auf und genoß von dem köſtlichen Naß. Wo war der Müller, dem er ſich melden konnte?

Dann ſtand er breitſpurig, zunächſt ohne jede Abſicht, vor dem kleinen Fenſter, hinter dem die Würſte hingen. Es war nicht verſchloſſen. Eine Weile überlegte er. Ein Wurſtzipfel ſtach ihm in die Augen, der, dem Anſchein nach verſehentlich, auf dem Fenſterbrett liegengeblieben war.

Schure ſchlang ihn hinunter. Aber er reichte bei weitem nicht, ſeinen Hunger zu ſtillen.

Darum ſchaute er in das Fenſter hinein, ob nicht noch etwas liegengeblieben wäre. Zunächſt konnte er aber nichts ſehen und zwängte ſich in den Fenſterrahmen.

Zwar war der Schneider ein magerer Mann. Trotzdem war es ſchwer, ſich durch die kleine Öffnung zu winden. So drehte er ſich rundum wie eine Schlange, aber als der Leib einigermaßen in der Rundung ſaß, ging es plötzlich nicht weiter. An langen Stangen hing die Wurſt vor ihm. Der Schneider griff, in dem Fenſterrahmen eingezwängt, mit gierigen, zitternden Händen zu. Bei der Wurſt, die er zuerſt faßte, fand er keinen Anfang und kein Ende, und er biß einfach kräftig mitten hinein. Wie gut das tat!

Raſch wollte er ſich ſtärken und dann mit einem langen Ende Wurſt den Rückzug antreten. Er ſtopfte und ſtopfte in ſich hinein. Das Fett lief ihm die mageren Backen hinunter, und er ſtöhnte vor Behagen, als er den größten Hunger geſtillt hatte und langſamer zu eſſen begann. Aber genug bekam er nicht.

In ſeiner Begeiſterung bemerkte er nicht, daß ſein Bauch anſchwoll. Nach einiger Zeit mußte er Pauſen einlegen, und er fragte ſich, wieviel er noch bewältigen könne. Aber einmal wurde er dennoch ſatt. Darüber war er traurig und wollte den Rückzug antreten.

Aber nun ſaß er feſt. Sein Bäuchlein war zu rund geworden, und er preßte darauf herum wie auf einem Gummiball. „Was es nicht gibt, kiek", ſagte er, und blies die Luft aus, bis er zu erſticken drohte.

Es war nichts zu machen, er kam nicht vor und zurück. Schließlich hatte er ſogar einen Arm mit feſtgeklemmt. Wie einer Fliege auf dem Fliegenfänger erging es ihm, die bei ihren Befreiungsverſuchen immer tiefer in den Leim gerät. Unerträglich wurde ſein Durſt. Einen Brummer, der ſeine Naſe für einen Ausflugsort zu halten ſchien, konnte er nicht abwehren, geſchweige denn ihn für den Laubfroſch fangen.

Hätte er doch nie in ſeinem Leben ein Schwein geſehen, hätte er doch nie mit dem Müller gewettet!

Eine Träne floß ihm die Backe hinab in den Mund. Davon wurde ſein Durſt nicht geſtillt.

Wie oft hatte er in ſeinem Leben gewünſcht, einmal ganz rundherum und wunſchlos ſatt zu werden. Nun war der Wunſch erfüllt, aber anders, als er es ſich gedacht hatte.

„Herr, erbarme dich meiner", ſagte er jammervoll und tief demütig, ein wirklich reuiger Sünder. Er gelobte, eine Woche, einen Monat, das ganze Jahr hindurch kein Fleiſch mehr zu eſſen, wenn er unbeſchädigt aus der Falle komme. Rufen wollte er nicht, denn der Müller durfte ihn ſo nicht entdecken.

Aber der Herr erbarmte ſich des Sünders nicht. Er war und blieb gefangen.

Arndt lag derweilen neben Frau Hernsken im Bett. Befriedigt hatte er ſeine Hände über dem dicken Bauch gefaltet und ſchlief mit ruhigem Atem und lächelnder Miene.

Vom Schneider träumte er und ſeinem Einzug in das Schlaraffenland. Der war auch wirklich im Schlaraffenland, aber er ſah ein, daß kein Menſch das Schlaraffenland lange erträgt.

Unhörbar kreiſten die ewigen Sterne am Firmament. In dieſer Nacht vergaß Schure ſeine Gedanken an den großen Gott. Langſam wie Raupen krochen die Sekunden über ſeinen zitternden Rücken. Der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirn, und er überdachte alles Elend der Welt und ſeine eigenen Sünden. Reue und Leid erweckte er und nahm ſich vor, niemals mehr Böſes zu tun, zuzulaſſen oder auch nur zu denken.

Ein Dämon mit brennenden Augen war dieſe Nacht, deſſen Blicke tief in den Leib hinein glühten. Alle Freuden hatte das unheimliche Tier verſchlungen. So zahlreich wie die Sterne am Himmel waren die Leiden über Schure gekommen. Vor ihm das Dunkel war mit Fett durchtränkt, und hinter ihm war die Nacht. Uhu und Käuzchen hörte er draußen ſchreien, und als zwei Katzen die Nacht erzittern ließen, fuhr Schure, der übermüdet wie in einer Schlinge zwiſchen Wachen und Schlafen hing, hoch und ſtieß ſich furchtbar den Kopf an einem Balken.

Voll Wehmut und Neid dachte er an ſeine Frau, an ſeine Kinder, überhaupt an alle Menſchen, die ſich ahnungslos in die warmen Federn ſchmiegten. Auch er ſelbſt, mußte er zugeben, hatte leichtſinnig in den Tag hineingelebt. Wäre er nicht auch verpflichtet geweſen, ſeine Stimme für den Prozeß abzugeben, zugunſten der Armen der Gemeinde?

Und er nahm ſich vor, ſollte er noch einmal geſund neben Bet im weichen Pfühl liegen, vor dem Einſchlafen aller Betrübten und Notleidenden zu gedenken und aller, die eingeklemmt waren. Und ſeine Stimme wollte er gegen den Müller abgeben.

Entſetzlich war, daß er nicht einmal ſehen konnte, was hinter ihm geſchah, und als eine der Katzen auf ſeinen Rücken ſprang, biß er ſich vor Angſt in die Zunge.

Bis zum Ende der Welt kreiſt beſtändig der Zeiger der Zeit über dem Zifferblatt der Ewigkeit, und das Pendel des Ablaufs ſchwingt gleichmäßig im Glück und im Unglück.

Schure dämmerte wieder ein und träumte von glücklichen Zeiten. Stille Geiſter legten draußen einen bläulichen Schleier um die weichen Glieder der Nacht. Ein Hauch friſchen Erwachens ging durch die Natur, und Meiſen und Amſeln pluſterten ihr Gefieder. Sie fanden beglückt ihre Stimme wieder, die ſie, zaghaft zuerſt, mit leiſen Tönen erprobten. In der Wurſtkammer blieb es dunkel, denn Schure verſperrte ſich ſelbſt alles Licht. Der beginnende Morgen erfreute ihn nicht.

Ein leichter Schlaf war die Brücke zwiſchen den Ufern des Schmerzes. Ein Hahn krähte den Gefangenen zornig an, daß er erwachte, und das ganze Hühnervolk wackelte vergnügt von einem Bein auf das andere. Schure war grün und gelb im Geſicht. Die fette Wurſt beſchleunigte ſeine Verdauung.

Als ſein Leib furchtbar zu ſchmerzen begann, erfüllte er plötzlich mit großem Wehegeſchrei die Luft. Da fuhr der Müller aus dem Schlaf und wußte zuerſt nicht, was der Lärm bedeuten konnte. Erſt als er den Geſellen über den Hof laufen hörte, zog er ſchleunigſt Hoſe und Pantoffel an und ging nach draußen. Den dicken Bauch hielt er ſich vor Lachen, als er vor dem Schneider ſtand, der ſich jämmerlich krümmte. Er ergiff die beiden zappelnden Beine und ſpannte ſich hinein wie in eine Wagengabel, um dann zu ziehen. Es war eine Tortur für den Schneider. Der ſchrie, daß Frau Hernsken, die hinzukam, erſchreckt zurückwich, denn dem Pechvogel war, um das Unglück vollzumachen, die Hoſe hinten geplatzt, ſo daß ſein Schwerpunkt ſich blank die ungewohnte Umgebung beſah. Schure hoffte, Belleken würde ihm zu Hilfe kommen, ſeine Scham hatte er ganz überwunden. Aber zu des Schneiders Unglück ſchien Belleken die einzige auf der Mühle zu ſein, die von ſeiner Gefangenſchaft nichts ahnte und ruhig weiterſchlief.

„Jetzt müßteſt du dir eigentlich die Hoſe zunähen", ſagte der Müller, „aber leider kannſt du das nicht." Und er gab Telmond, dem Geſellen, ein Bein, daß er ihm helfe.

In dem Schneider krachten alle Knochen. Er ſchloß die Augen, dachte an den Tod und an das Jüngſte Gericht. Auch dem Müller brach der Schweiß aus. „Telmond", ſagte er, „hole das Brecheiſen, wir müſſen

den Fenſterrahmen herausbrechen." Er zog dem wehrloſen Schneider kurzerhand die Hoſe aus, als könnte er ihn dadurch dünner machen, und ließ ihn lachend in der Unterhoſe zappeln.

Inzwiſchen hatte Frau Hernsken die Kammertür aufgeſchloſſen und dem Halbverdurſteten ein Glas Waſſer gereicht. Seinen Kopf bettete ſie auf einen Stuhl.

„Schure", ſagte Arndt, in dem nun eine alte Neigung zur Rechthaberei aufſtand, „die Wette haſt du verloren, du freſſendes Ungeheuer." In aller Güte redete der Müller ihm zu. Er kam in die Kammer und hielt, ihm Erleichterung zu verſchaffen, ſogar ſeinen Kopf feſt.

Aber ſo ſehr der Schneider auch litt, die Ziege wollte er für ſeine Familie doch retten.

Die Sorge zitterte in ſeiner Stimme mit, als er, mit großen Augen den Müller anſtarrend, berichtete, um welche Zeit er der Verſuchung erlegen wäre. Nicht elender hätte ihm zumute ſein können, wenn er an irgendeinem Morgen hoch oben auf dem Kirchturmhahn feſtgebunden erwacht wäre. Die Kehle, von der vielen Wurſt gereizt, brannte ihm fürchterlich. Er ſchwor, niemals mehr Schweinernes zu berühren.

„Telmond", ſagte Arndt zu dem Geſellen, als Schure hartnäckig blieb, „wir wollen an die Arbeit gehen." Er verbot Frau Hernsken, dem Schneider zu helfen oder Belleken zu wecken, und als er dann auf ſeinen Hochſitz ſtieg, ſah es aus, als wollte er Gericht über den Schneider halten. Nachdenklich ſchaute er auf das fette Land zu ſeinen Füßen und auf den mächtigen Rhein, der ſeine leuchtenden Fluten nach Holland ſchob.

Der Schneider aber wuchs, als er hörte, daß der Müller ſich abgewandt hatte, über ſich ſelbſt hinaus. Den Schmerz empfand er nicht mehr wie vorher, denn nun war er nicht durch einen ſinnloſen Zufall gefangen, ſondern war ein Gefangener der Ungerechtigkeit. Er gedachte der Armen, die auf ſeine Entſcheidung warteten, und hatte noch nie ſo wie jetzt Erbarmen mit allen Leidenden gehabt. Ich muß ihnen helfen, dachte er, auf die Seite der Armen gehöre ich, und er beſchloß, ſich unter allen Umſtänden gegen den Müller und für den Prozeß zu entſcheiden, auch wenn er hier zugrunde gehen müſſe.

Währenddes ſah Arndt aber in der Höhe zu ſpät ein, daß der Schneider ihn geſchlagen hatte, denn länger ſitzen laſſen durfte er ihn nicht, ohne ſich der Freiheitsberaubung ſchuldig zu machen. Alſo ſtieg er nach unten, und da er den mächtigen Schneider doch für ſich gewinnen wollte, erklärte er dem Erſtaunten, er wolle ihn aus der Falle löſen, es wäre nur ein Scherz geweſen, daß er das nicht gleich getan.

Als Schure ſchwieg, weil er in ſeiner Not den Müller nicht richtig verſtanden hatte, biß der ſich auf die Lippen, und da er den Schneider nicht mit Gewalt auf die Seite ſeiner Feinde treiben wollte, fügte er hinzu, natürlich hätte Schure die Wette gewonnen, und die Ziege könne er nach Hauſe bringen.

Meiſter Schure traute ſeinen Ohren nicht. Seine Lebensgeiſter erwachten, und ſchon roch er wieder die Wurſt, die vor ihm hing.

Da brach der Müller mit Telmonds Hilfe den ganzen Fenſterrahmen heraus und ſetzte den Schneider auf einen Stuhl. Völlig ermattet war der, als er ein Glas köſtlicher Milch ſchlürfte, das Frau Hernsken, voller Zorn auf ihren Mann, ihm mitleidig reichte.

Erſt gegen Mittag konnte er vorſichtig wieder umherſtolzieren und ſich im Stall die Ziege beſehen, die er nun doch nach Hauſe treiben durfte.

## Der Brunnen

Artur M. Luckdorff

Träume rauſchend im Fall der Tage,
Hält er die ſtille lebendige Wacht, —
Wie eine urweltalte Sage
Webt er ſein Lied in den Mantel der Nacht.

Köſtliche Waſſer drängen und ſteigen
Hell aus dem Schoße der Erde empor,
Durſtige Wanderer, die ſich neigen,
Lauſchen beglückt mit verwandeltem Ohr.

Wenden ſich froh, wie vom Weine geſegnet,
Schwer naht gewaltigen Zuges das Vieh,
Das ihnen müde im Mittag begegnet
Und nach dem alten Brunnen ſchrie!

Immerdar raunt ſeine klare Legende,
Rinnen die Waſſer im Strome der Zeit,
Daß ſich der Wanderer lauſchend wende
Heimwärts zum Meere der Ewigkeit.

Brunnen des Lebens in allen Landen,
Wer ihrer Botſchaft ſich dürſtend geneigt,
Hat ſeiner Erde Weisheit verſtanden,
Die ſich den Stolzen und Satten verſchweigt. —

# Helmuth von Moltke

Der ewige Friede iſt ein Traum, und nicht einmal ein ſchöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten ſich die edelſten Tugenden des Menſchen, Mut und Entſagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einſetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus verſumpfen.

Helmuth von Moltke

# Die beiden Freunde

Helmuth von Moltke

1

Es war im Jahre 1762 an einem heiteren Sommerabende, deſſen Ruhe ſo oft im ſchneidenden Gegenſatz mit den Stürmen der Zeit ſteht, als zwei junge Krieger in lebhaftem Geſpräch längs den ſchönen Ufern der Elbe hinſchritten. Die Sonne vollendete ihre unumwölkte Bahn, und ihre letzten Strahlen vergoldeten eine Landſchaft, welche, unlängſt der Schauplatz von Krieg und Schlachten, jetzt ein Bild ſtillen Friedens war. Tauſende der Ehrgeizigen, welche dort gekämpft, waren nicht mehr; ihre Pläne, ihre kühnen Entwürfe und ihre Leiden barg das grüne Grabtuch, welches ein neuer Frühling über ſie ausgebreitet. Dieſelben Berge, welche von dem Donner der Geſchütze erbebt, wiederholten nun das Geläute friedlicher Herden, zertretene Saaten keimten fröhlich wieder empor, und derſelbe Strom, den einſt ſoviel Blut gerötet, trug jetzt den Widerſchein einer lachenden Gegend.

So verwiſcht die freundliche Natur mit wohlwollender Hand die Spuren, welche Haß und Feindſchaft der Menſchen ihr vergebens aufzudrücken ſtreben. Die Stürme ziehen über ſie hin und ſind vergeſſen. Nur das Gemüt des Menſchen gleicht dem vom Strome geknickten und zu Boden geworfenen Rohre, das ſich nicht wieder zu erheben vermag.

Die blaue, eng anſchließende Tracht der beiden Wanderer, ihre ſilbernen Schärpen und jene militäriſche Haltung, welche ein altes Erbteil des preußiſchen Heeres zu ſein ſcheint, zeigten, daß ſie unter König Friedrichs Fahnen fochten, obgleich ihr jugendliches Alter vermuten ließ, daß ſie nur die letzten Feldzüge dieſes langen Kampfes mitgemacht hätten, den erſt die gänzliche Erſchöpfung endigen ſollte.

Der eine der beiden jungen Männer war von großem, kernhaftem Wuchs. Eine Adlernaſe und ſchwarze Locken gaben ſeinem regelmäßig ſchönen Geſicht einen kräftigen Ausdruck. In ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich die fröhliche, auf Selbſtvertrauen gebaute Sorgloſigkeit aus, mit welcher die Natur offene Gemüter beſchenkt, deren Mangel an Tiefe ſie durch Geradheit und mutige Laune erſetzt.

Sein Gefährte war ein ſehr ſchlanker Jüngling, das Bild eines Nordländers. Blonde Locker umgaben ein ziemlich blaſſes, aber höchſt ausdrucksvolles Geſicht, welches, ohne Anſprüche auf Schönheit machen

zu können, von überaus ernſten und edlen Zügen belebt war. Seine Haltung war elegant, und er ſchien ſo ſehr zu Hauſe in der militäriſchen Tracht, als ob er an dem Degen emporgewachſen wäre, welcher an ſeiner Hüfte hing.

Beide Jünglinge bildeten einen intereſſanten Gegenſatz in ihrem Äußeren. Die Mienen des erſteren gaben, wie ein Spiegel, treu und augenblicklich alle Eindrücke zurück, welche ſie von außen empfingen, während die Züge des letzteren nur durch das bewegt wurden, was in ihm ſelbſt vorging. Jener glich dem Spiegel eines Sees, welcher das Bild ſeiner Umgebung iſt, aber von jedem Lüftchen gekräuſelt, von jedem Sturm erregt wird; dieſer war wie ein tiefer Strom, der mit glatter Oberfläche unaufhaltſam hinzieht und nur da, wo Felſen auf ſeinem Grunde ſich ihm entgegenſetzen, ſie ſchäumend überwältigt.

Aber die Verſchiedenheit der Charaktere, welche ſich ſchon beim erſten Anblick der Perſonen ausſpricht, hindert keineswegs eine innige Freundſchaft, man möchte ſagen, ſie begründet ſie vielmehr. Ernſte, verſchloſſene Gemüter geben ſich der rückſichtslos fröhlichen Offenheit anderer gern hin, und dieſe ahnen wiederum nichts Böſes in dem Schweigen jener. Je weniger ſie geneigt ſind, ſich anzuſchließen, je feſter halten ſie die Verbindungen, welche ſie einmal als geprüft anerkennen. Einer erſetzt, was dem anderen fehlt und gibt da nach, wo er die Überlegenheit dieſes fühlt, ja, gemeiniglich überſchätzt. Als die beiden Freunde (denn das waren ſie) eine hervorſpringende Höhe erreicht, von wo man den Strom weit aufwärts überblickte, hielten ſie inne.

„Siehe dort, Ernſt", hub der muntere Gefährte mit großer Lebhaftigkeit an, „dort hinter jenem Berge, wo das Kreuz auf der kleinen Kapelle blitzt, da liegt Schloß Eichenbach. Ich erkannte den Punkt ſchon vom Gebirge aus und erwartete gewiß nicht, daß wir noch heute hier ſtehen und ihn anſehen würden und den unerreichbaren Mond, bloß weil das bißchen Waſſer dazwiſchenliegt."

„Und weil das bißchen Waſſer", fügte der andere hinzu, „vom Serbelloniſchen Korps beſetzt iſt."

„Beim Himmel!" rief der erſte, „hätte Prinz Heinrich das Mädchen geſehen, welches in jenem Schloſſe wohnt, der Fluß wäre ſchon überſchritten und das Serbelloniſche Korps geſchlagen."

„Du vergißt, Guſtav", ſagte ſein Freund, „daß der Prinz noch einige andere Rückſichten zu nehmen hat, und daß ein hübſches Mädchen wohl Operationsobjekt für einen Mann, nicht füglich für ein Heer ſein kann."

„Höre, Ernſt", fing nach einem kurzen Stillſchweigen der lebhafte Gefährte an, „du weißt, daß ich vorläufig zu der hohen Ehre eines Kommandanten jenes verwünſchten Städtchens verdammt bin, um es gegen etwaige Patrouillen zu ſichern. Obgleich ich nun glaube, daß die Patrouillen Beſſeres zu tun haben werden, als ein Neſt wegzunehmen, in welchem der heilige Nepomuk auf dem Markt unſtreitig das hübſcheſte Geſicht iſt, und wo man kaum einen Trunk ſauren Landweins bekommt, einen Platz, der ohnehin mit Mauern verſehen iſt, als ob er das Serail des Großherrn oder die Schätze eines franzöſiſchen Lagers enthielte; dennoch darf ich meinen Poſten jetzt nicht verlaſſen. Ernſt! Laß mich ernſthaft mit dir ſprechen. Nein, lache nicht; auch ich kann ebenſo verwünſcht feierlich ſein wie du, wenn es nämlich der Mühe wert iſt. Aus eben dem Grunde, weshalb ich jetzt nicht fort kann, aus eben dem Grunde kann ich dir Urlaub erteilen. Eichenbach liegt ſeitwärts der öſterreichiſchen Linie und iſt noch unbeſetzt. Auf, Ernſt, nach dem Schloß, in zwei Stunden biſt du da und hältſt für mich um Idas Hand an!"

„Um — Guſtav, biſt du toll geworden? Um die Hand der Gräfin Ida, der jungen Gräfin Eichenbach?"

„Nun ja!" fuhr jener fort, „meinteſt du, ich würde um die Alte anhalten? Vernünftig bin ich geworden, und daß ich wirklich heiraten will, müßte dir das ſattſam beweiſen. Siehe, als ich, vier Wochen ſpäter als du dort warſt, in Eichenbach ſtand, da erblickte ich ſie zuerſt, und bei all dem Leichtſinn, welchen du mir ſo freigebig zuzuerkennen beliebſt, ich habe ſie nicht vergeſſen!"

„Alſo wirklich?" ſagte Ernſt mit feierlicher Stimme, „alſo trotz der Wechſel eines Feldzuges, und doch warſt du nur kurze Zeit in Eichenbach."

„Drei glückliche Wochen ſchwanden in dieſem Zauberſchloſſe. Ich ſah ſie täglich, hörte ſie ſingen, und, beim Himmel, Ernſt, als die Trommeln zum Abmarſch wirbelten, da weinte ich wie ein Schuljunge! Mir fiel es ein, ſo gut wie der König ſagt: ‚Schleſien iſt mein!' und beſetzt es und verteidigt ſich gegen ganz Europa, ſo gut kann ich ſagen: Ida iſt mein, ich habe das Schloß beſetzt, und der Teufel ſoll mich nicht herausbringen! Kurz, ich war zu allen Tollheiten fähig, und ſiehe, Brüderchen, ich machte einen klügeren Streich, als du in vier Wochen ausheckteſt, während du in Eichenbach warſt! Ich verlobte mich!"

„Nein, das iſt nicht möglich, das iſt unmöglich, Guſtav!" rief Ernſt ſehr bewegt. „Ida iſt fröhlich, ernſt, lebhaft und leichten Sinnes; aber ..."

„Höre, Ernſt", fuhr der andere fort, „du weißt, ich ſchwanke nicht lange zwiſchen zwei Entſcheidungen. Eine ergreife ich, und mag es auch die falſche ſein, ſo ergreife ich ſie mit ganzer Macht. Zwar war ich ein armer Teufel, bis mein ſeliger Onkel, dem der Himmel den vernünftigen Gedanken ſegne, mich kürzlich mit ſeinen zeitlichen Gütern bedachte. Damals konnte ich das nicht wiſſen und hätte daher wohl eigentlich nicht ans Heiraten denken ſollen. Aber gerade weil ich arm war, konnte ich hoffen, reich zu werden, was dem, der reich iſt, nie begegnen kann. Ida ſelbſt nun, obſchon ſie ſo, wie du ſie ſchilderſt, mir eigentlich nicht erſchienen iſt, Ida wußte ſelbſt gar nicht, wie ihr geſchah. Höre zu; denn bis jetzt biſt du mir allemal mit anderen Dingen in die Quere gekommen, ſooft ich über dieſen Gegenſtand mit dir ſprechen wollte, der mir doch wahrhaftig immer auf der Seele lag.

Bei der gewöhnlichen Ordnung der Dinge legt die Konvenienz dem Menſchen tauſend Feſſeln an, die er in den ſturmvollen Zeiten eines Krieges abſtreift. Wer dem Tode ſtündlich ins Auge blickt, dem iſt das Leben der Verſtellung nicht wert. Der Soldat hat nicht Urſache, ſich anders zu zeigen, als er iſt; er fühlt ſeinen Wert und ſeine Kraft und trägt nichts Erborgtes zur Schau. Aber gerade das iſt es, was ein Mädchen gewinnt. Kämpft doch jede von ihnen einen Kampf gegen unſer ganzes Geſchlecht, gegen die fürchterlichen Waffen der Lügen, der Verſtellung und Schmeichelei, einen Kampf, in welchem ihre Leidenſchaften, ihre Herzensgüte zu Feinden, ihr Gefühl zum Verräter und ihre Schönheit zur Gefahr werden! Und doch kämpft ſie um nichts Geringeres als um das Glück ihres ganzen Lebens. Wie ſollte da ein Mädchen nicht Wahrheit lieben? Ohne ſie fühlt man, daß man ſich bei dem raſchen Zuſammentreffen innig vereinen oder ewig trennen muß. Ernſt iſt das Gefühl, welches die Seele des Mannes durchdringt und ihn bereitmacht, ſein Leben für den Gegenſtand ſeiner Liebe zu opfern; dies Gefühl ſpricht ſich auch ohne Worte in jeder Handlung, in jedem Blick aus und iſt der beſte Freiwerber. So kam es, daß Ida für mich bald ebenſoviel fühlte als ich für ſie, obgleich ſie es nicht ahnte. Die Liebe eines Mädchens will erworben ſein; aber einmal erlangt, iſt ſie eine Lawine, die unaufhaltſam forteilt und durch ſich ſelbſt wächſt, während die unſere ſo oft der Flamme gleicht, die ohne Nahrung erliſcht.

Nichts iſt rührender, als der Kampf eines edlen Mädchens gegen das aufkeimende, ſich raſch unterjochende Gefühl. Es war eine kleine Geſellſchaft auf Eichenbach, als die Marſchorder auf den nächſten Morgen ankam. Als der Oberſt die Neuigkeit bei der Abendtafel erzählte, da

begegneten ſich unſere Blicke unwillkürlich, aber große Tränen ſtanden in Idas ſeelenvollem Auge, und obgleich ihr Mund lächelte, als ſie uns eine glückliche Reiſe wünſchte, ſo zitterte doch ihre Stimme. Ernſt, da dachte ich nicht mehr an die Abreiſe, ſondern an das Glück, geliebt zu ſein; gewiß, mein Blick mußte ihr das ſagen, denn ſie wendete ſich ab und errötete vor Scham und Zorn über ihr eigenes Gefühl.

In ſolchen Fällen ſind die Mütter und Tanten die natürlichen Alliierten der Töchter und Nichten. Die alte Gräfin, welcher der ganze Handel keineswegs entgangen war, rückte ſogleich gegen mich ins Feld und verhinderte eine Erklärung, welche mir auf der Zunge ſchwebte, indem ſie mit unendlich vielem Intereſſe mein Gutachten über einen Faſan einforderte, von welchem ich wirklich, glaub' ich, den für die Geſellſchaft beſtimmten Teller in der Zerſtreuung vor mich genommen hatte.

Lieber Gott, wie konnte ich auch an ſo etwas denken! Nie iſt mir ein Faſan ſo ungelegen gekommen; ſelbſt Ida lachte über meine Verlegenheit.

Die Geſellſchaft ging auseinander, und ein Zartgefühl, das ich ehren mußte, obgleich ich im erſten Augenblick darüber mißgeſtimmt war, ließ Ida jedes fernere Zwiegeſpräch vermeiden. Vergebens ſuchte ich die alte Gräfin in eine Unterhaltung zu verwickeln, als ihre Gäſte fort waren, vergebens fragte ich nach den ſchrecklich geputzten Damen, die, eine Muſterkarte der Torheiten aus fünf Jahrhunderten, um uns hergingen. Die ſonſt über dieſen Punkt ſo geſchwätzige alte Gräfin wußte durch ihre Antworten jedesmal das Geſpräch ſo abzuſchneiden, als ob die Materie bis auf den letzten Buchſtaben erſchöpft wäre. Als ich ſah, daß alles umſonſt war, machte ich die Einleitung zu einer Art von vorläufigem Abſchiede. Aber die Gräfin unterbrach mich mit der Verſicherung, daß der Kaffee gewiß fertig ſein würde, wie früh wir auch aufbrächen. Die Dame hatte mich während unſeres Aufenthaltes immer mit großer Güte behandelt, weshalb mich ihre jetzige Kälte empörte. Selbſt Ida ſchien um meinetwillen zu leiden und glaubte, ſoviel Härte vergüten zu müſſen. Mit einer Stimme, die ich nie vergeſſe und die zwiſchen lebhaftem Gefühl und mädchenhafter Schüchternheit wankte, bot ſie mir Lebewohl mit den Worten: ‚Reiſen Sie glücklich, Graf Warten, denken Sie mit Güte an uns, und Gott beſchütze Sie!' Darauf wendete ſie ſich zu ihrer Begleiterin, welche ſchnell mit ihr abging, um ihre Bewegung und, ich glaube, ihre Tränen zu verbergen. Aber ich — lache nicht, Ernſt! —, ich hätte aufs Knie ſinken mögen; denn es war mir, als ob ein Engel des Lichts mich geſegnet hätte."

Ernſt hatte mit einer Spannung zugehört, welche zeigte, wieviel Teil er an der Erzählung ſeines Freundes nahm. Er lächelte; aber ſein Lächeln erzählte die Geſchichte inneren Kampfes und des Entſagens ſchöner Hoffnungen.

„Unruhig und unter tauſend Entwürfen", fuhr Guſtav fort, „brachte ich die Nacht zu. Frühmorgens um fünf Uhr wirbelten die Trommeln im alten Schloßhofe, Pferde wieherten, Waffen klirrten, kurz, alles wurde wach; nur die beiden Damen ſchienen feſt zu ſchlafen. Zwar kam es mir vor, als ob die Gardine an ihrem Fenſter ſich ein wenig bewege, aber vergebens blickte ich nach ihr ſelbſt empor. Da ſchwenkten die Züge ab, und mit gepreßtem Herzen folgte ich nach. Als ich über die Zugbrücke den Berg hinabritt, war mir, als ob die Welt hinter mir läge, und wie wir unten im Dorfe angekommen waren, drehte ich, faſt ohne zu wiſſen, mein Pferd links herum und ritt durch die kleine Schlucht, welche nach dem Pförtchen in der Mauer des Parks führt. Ich wollte ſie noch einmal ſehen, das war alles, wovon ich mir Rechenſchaft geben konnte. Ein unbeſtimmtes Gefühl leitete mich. Ich band mein Pferd an und trat in den Garten.

Du kennſt", erzählte Guſtav weiter, „das ſchöne Plätzchen auf dem vorſpringenden Felſen über der Elbe, von wo man die Dresdener Straße überſieht, wenn ſie eine Viertelſtunde unterhalb den Wald verläßt, welcher Eichenbach umgibt. O Ernſt, ſie war da! Am Ende der hohen Lindenallee ſtand ſie im Golde der Morgenſonne wie ein Weſen des Elementes, welches ſie umfloß — Ernſt, ſo ein Anblick iſt mehr als alle Schwüre der Liebe! Sie war alſo doch auf geweſen, und jetzt war ſie da, um mich zu ſehen, obſchon in einer Entfernung, gegen die kein Grandiſon etwas, ja ihr eigenes Zartgefühl nichts einwenden konnte. Leiſe ſchlich ich heran, ganz nahe. Lange ſtand ſie unbeweglich, nur Seufzer hoben ihren Buſen, während der meinige vor Freude pochte. Endlich machte ſie eine Bewegung mit der Hand wie zum Lebewohl. Da hielt ich mich nicht länger. Ich ſprang hervor und drückte ſie in meine Arme. ‚Nein', ſchrie ich, ‚wir trennen uns nicht auf ewig! Die Ehre ruft mich jetzt von hier; aber ich will ſterben oder dich erkämpfen! Ida, nur einen Troſt gib mir mit in das Getümmel der Schlachten, und eine Welt will ich bezwingen: die Hoffnung, daß du mich liebſt.' Ihr Auge war verweint, ſie ſchwieg vor Schrecken; aber ich drückte tauſend Küſſe auf ihre Lippen, ehe ſie es hindern konnte. Da hörten wir Leute. Ich ſchwang mich auf die Mauer. ‚Ida!' rief ich, ‚wir ſind verlobt; du ſollſt von mir

hören!‘ Ich winkte ihr ein Lebewohl zu, ſprang hinab, und in zehn Minuten war ich zurück bei den Truppen.“

„Und Ida, und die Gräfin Eichenbach“, fiel Ernſt ein, „was antwortete ſie dir?“

„Nichts!“ entgegnete Guſtav; „ſie ſagte nichts, weil ich alles ſah.“

„Nun, Gott erhalte dir deine gute Meinung von dir ſelbſt! In der ganzen Erzählung haſt du allein gehandelt, ganz allein geſprochen, und doch biſt du deiner Sache ganz gewiß. Möchteſt du nur nicht auch ganz allein geſehen haben.“

„Beim Himmel“, entgegnete Guſtav, „was verlangſt du mehr von Beweiſen? Aber freilich, Leute deines Schlages, Leute, die nie tolle Streiche, aber auch nie kluge machen, Leute, deren Gläſer ſtets noch voll ſind, wenn wieder eingeſchenkt wird, deren Freude wie das Auffliegen einer Pulvertonne iſt, die nur deſto dunklere Nacht zurückläßt, ſolche Leute glauben ſtets einem Worte mehr als einem Blick. Mag es ſein, daß ihr euch nie täuſcht; aber ihr kennt auch nicht die Wonne, die Seligkeit, ſich vertrauensvoll hinzugeben. Nein, zum Teufel! Du ſollſt mich nicht irremachen. Geſteh es nur zu, du biſt ſelbſt ein bißchen verliebt und eiferſüchtig; aber ſie liebt dich nicht, denn ſonſt konnte ſie ſo nicht gegen mich ſein. Darum vermiedeſt du ſtets, mit mir über deinen Aufenthalt in Eichenbach zu ſprechen. Geh, Brüderchen, da biſt du einmal zu ſpät gekommen. — Gottlob denn, Ernſt“, fuhr der junge Mann mit feierlicher Stimme fort, „es wäre ſchrecklich geweſen, zwiſchen Freundſchaft und Liebe zu wählen, wo ein Gefühl das andere vernichten müßte wie bei zweien Schiffbrüchigen, die nach einem Brett haſchen. Jedes wäre um den Preis des anderen zu teuer erkauft. Nein, beides, oder die erſte Kugel in dem nächſten Gefecht!“

## 2

Das Geſpräch der beiden Freunde wurde hier durch einen Umſtand unterbrochen, welcher plötzlich ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Die Unterhaltung hatte ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr gefeſſelt, daß ſie nicht bemerkten, wie ſie ſich ziemlich weit von dem Städtchen entfernt hatten. Es war dunkel geworden, und indem ſie, tief in ihre Mäntel gehüllt, laut und eifrig redend fortſchritten, trat ihnen aus einem Buſch ein baumſtarker Mann entgegen, vollſtändig bewaffnet mit einem breiten, krummen Säbel, Piſtolen und Karabiner, übrigens in der wohlbekannten Tracht eines öſterreichiſchen Huſaren.

Die erſte Bewegung der beiden überraſchten Männer war, die Hand an den Degen zu legen, um dieſe unerwartete Erſcheinung ebenſo ſchnell verſchwinden zu machen, als ſie gekommen. Allein beide gewahrten jetzt in einer Entfernung von höchſtens fünfzig Schritten einen Haufen von etwa zweihundert Mann derſelben Waffe, welche auf einer Wieſe abgeſeſſen waren. Nirgends entdeckte man ein Wachtfeuer, nicht einmal das Glimmen einer Pfeife, keinen Ruf, kein Kommando; allein man bemerkte die geſpannte Erwartung, welche die Begleiterin gefahrvoller und zweifelhafter Unternehmungen iſt. Selbſt der Poſten ſchritt ſchweigend auf ſie zu.

Ernſt gab ſeinem Freunde, welcher einen Augenblick geſtutzt, einen verſtohlenen Wink, vorwärts zu gehen. Mit dem richtigen Scharfblick, welchen ruhige Gemüter oft in der Gefahr entwickeln, bemerkte er, daß der öſterreichiſche Soldat in zwei Männern, welche ſo laut redend gerade auf ihn zukamen, kaum einen Feind argwohnen konnte. Ihre grauen Mäntel, welche die preußiſche Uniform gänzlich bedeckten, waren vom Wetter faſt ſo weiß wie die der öſterreicher gebleicht. Auch forderte die feindliche Schildwacht die Loſung in einem Tone, der mehr von der Erfüllung des ihr gelehrten Dienſtverhaltens als von Argwohn zeugte. Jede Zögerung aber mußte Verdacht erregen und verderblich werden. „Schon gut!“ ſprach Ernſt mit einer Stimme, die ebenſo vollkommen ruhig als feſt und gebietend war, und indem er dem Poſten winkte, zurückzugehen, ſetzte er hinzu: „Alles in Ordnung?“

„Alles!“ entgegnete die Schildwacht, „eben jetzt ſind die beiden Geſchütze übergeſetzt, ſie kommen den Weg längs des Ufers hinauf. Aber der Herr General ſind von der Rekognoſzierung nicht zurück.“

„Ich weiß es!“ entgegnete Ernſt kalt.

„Sollte es nicht bald Zeit ſein, anzugreifen?“ fragte ein alter graubärtiger Wachtmeiſter, welcher mit ein paar Huſaren jetzt ebenfalls aus dem Gebüſch hervorgetreten war. „Um acht Uhr geht der Mond auf, und ſchon iſt es ſieben vorbei.“

„Freilich!“ antwortete Ernſt, „der General wartet nur auf die Geſchütze; ich werde ihm anzeigen, daß ſie da ſind; mittlerweile haltet euch bereit zum Aufſitzen.“

So ſprechend, kehrte er den feindlichen Soldaten den Rücken und ging feſten Schrittes, obſchon mit klopfendem Herzen, zwiſchen ihnen durch, gefolgt von Guſtav, der kaum noch an ſich halten konnte. Unwillkürlich verlängerte dieſer ſeine Schritte ſo ſehr, daß Ernſt ihm leiſe bemerkbar machen mußte, wie ihre Freiheit und ihr Leben von der

vollkommenſten äußeren Ruhe abhänge, ſolange ſie beobachtet wären. Auch waren beide kaum ſo weit, daß die Subordination den Soldaten ein lautes Geſpräch erlaubte, als ſie ganz deutlich fragen hörten, wer denn eigentlich die beiden Offiziere wären, die man doch beim Überſetzen des Korps gar nicht geſehen habe?

„Vincent!“ fragte die Stimme des Korporals, „habt Ihr ſie nicht nach der Loſung gefragt?“

„Zum Teufel!“ antwortete die Schildwache betreten, „er befahl mir, ſtill zu ſein, und winkte, keinen Lärm zu machen!“

„Da möcht' ich nicht in deiner Haut ſtecken, Freund, wenn der General kommt!“

„Hm!“ brummte der Huſar. „Fragt man lange, ſo heißt es: Eſel, kennt Er Seine Offiziere nicht? Fragt man nicht, ſo iſt gar der Teufel los!“

Die unerſchütterliche Ruhe des jungen Mannes hatte imponiert, ſolange er da war, und der mächtig eingewurzelte militäriſche Reſpekt war ſein Alliierter geweſen. Aber ſein Dialekt, obwohl er ſehr verſchieden im kaiſerlichen Heere gehört wurde, ſein ſtummer Begleiter und die Richtung des Weges, welchen er einſchlug, hatten Verdacht erregt. Die beiden preußiſchen Offiziere konnten erwarten, daß ſie bald verfolgt werden würden, und die Wendung des Geſprächs, welches ſie vernahmen, trug nicht dazu bei, ſie zu beruhigen. Sobald ſie daher nicht mehr beobachtet werden konnten, verſtärkten ſie ihre Schritte und verließen die Straße, um ſeitwärts längs des Fluſſes nach dem Städtchen zu entkommen.

Noch waren ſie nicht dreihundert Schritte weit gegangen, als aufs neue ein gedämpftes „Wer da?“ ihnen entgegenſchallte.

„Jetzt!“ rief Guſtav, indem er die Hand an den Degen legte.

„Noch nicht!“ entgegnete Ernſt leiſe.

Es war ein Reitknecht mit zwei Pferden, der ihnen entgegentrat und die beiden Männer, welche gerade von ſeiner eigenen Feldwache kamen, fragte, ob der General ſchon zurück ſei und ob er noch länger mit den Pferden hier warten ſolle?

„Euer Herr“, rief Ernſt, „läßt Euch ſagen, Ihr möchtet die Pferde nur da an den Strom hinabführen, er kommt eben des Weges.“

Der Reitknecht gehorchte. Aber in dieſem Augenblick riefen Stimmen in großer Nähe: „Halt ſie feſt, Franz, es ſind Spione!“

Die beiden bedrängten Jünglinge hatten ſich hinter dem Rücken des Reitknechts durch Zeichen verſtändigt. Mit Gewandtheit ſprangen ſie

von hinten in die Sättel der Pferde, und den nichts ahnenden Österreicher über den Haufen reitend, ſetzten die Roſſe in großen Bogen ſchnaubend über ihren Wärter fort.

„Dorthin!“ rief Ernſt, auf die Straße deutend, „und nun ums Leben geritten.“ Aber die letzten Worte verhallten in dem Donner der Karabinerſchüſſe, welchen die verfolgende Patrouille aufs Geratewohl durch die finſtere Nacht den Flüchtlingen nachſchickte. Die Kugeln ſchwirrten nahe genug um ihre Köpfe, um ſie zur Eile zu mahnen. Keiner von ihnen ſprach ein Wort. Ihre ganze Aufmerkſamkeit war auf die Führung der mutigen Roſſe gerichtet, welche im ſtärkſten Galopp den ſteilen, ſteinigen Pfad hinabſetzten. Jeder fühlte, daß ſein Leben von einem Fehltritt abhänge. Endlich kamen ſie unten am Abhang des Berges an und hörten nun deutlich das Toben des Befehlshabers, wahrſcheinlich des Eigentümers der Pferde. Aber der raſche Hufſchlag der Roſſe führte die Flüchtigen bald vor das Tor des Städtchens, deſſen Beſatzung, durch die Schüſſe alarmiert, bereits unter den Waffen war und ihre Befehlshaber mit Freude und Neugier empfing.

„Wetter, das war ein Ritt, Brüderchen!“ rief Graf Warten, vergnügt, aus einem Zuſtand erlöſt zu ſein, der für ſeinen Charakter ſo äußerſt peinlich geweſen war. Jetzt befand er ſich wieder in ſeinem Element. Mit Umſicht und Beſtimmtheit gab er die Befehle zur Abwendung eines Überfalls, der, einmal verraten, aufgegeben oder nun augenblicklich ausgeführt werden mußte. Alle Gedanken, die ihn auf ſeinem Spaziergang ſo ſehr beſchäftigt hatten, waren verſchwunden; er dachte jetzt nur an die Sicherheit der ihm anvertrauten Leute und an die Ehre der Waffen. Denn bei den Frauen iſt die Liebe die vorherrſchende Leidenſchaft und ſchließt die übrigen aus; ſie iſt das Ziel ihres Lebens, ihr Leben ſelbſt. Aber beim Manne weicht ſie ſo manchen anderen Affekten, und beim Rufe der Ehre erblaßt ſie, wie die Sterne beim Auftauchen der Sonne; allein ſie dauert fort, tritt wieder hervor, ſobald jene weicht.

Graf Warten und ſein Freund, der Baron Holm, waren mit vierhundert Mann nach dem Städtchen Loben detachiert. Dieſes war, wie die meiſten Ortſchaften jener Gegend, von einer Mauer umgeben, die aber an mehreren Stellen eingeſtürzt, und von einem Graben, der vorzeiten Waſſer enthalten, jetzt aber trocken lag. An die Verteidigung des Ortes mit ſo geringen Kräften war daher nicht zu denken; es wurde beſchloſſen, denſelben preiszugeben, dagegen das Schloß Loben zu halten,

welches die Stadt beherrſchte und zu einer tüchtigen Verteidigung einigermaßen geeignet war.

Zwar waren ſeine Erdwerke verfallen und die Gräben in Gärten umgewandelt; die Zugbrücke hatte man durch einen Erddamm erſetzt, und die weiſen Maßregeln, welche ſeine früheſten Beſitzer zu ihrer Sicherheit getroffen, waren den Bequemlichkeiten ſpäterer Zeiten gewichen. Überhaupt trug das Gebäude den Charakter jener verderblichen Halbheit, welche die Gefahr herausfordert, ohne ihr begegnen zu können, wie ein Mann, der die Waffen zum Schmuck trägt, ohne ihren Gebrauch zu verſtehen.

Allein die Feſtigkeit, welche die noch beſtehenden Gebäude der Vorzeit charakteriſiert, vielleicht eben darum, weil die ſchwachen im Lauf ſo vieler Jahre zerfallen ſind, dieſe hatten ſpätere Veränderungen nicht geraubt.

Das Wohngebäude war gegen die Stadt gewendet und hatte in ſeinem unteren Stockwerk keine Fenſter, ſondern nur ein großes, eiſenbeſchlagenes Tor und Schießlöcher in den vorſpringenden Türmen. Unter dieſen zeichnete ſich einer beſonders aus, der, von viereckiger

Form, weiter hervortrat als die übrigen, und in deſſen drittem Stock große, ſpäter angebrachte Fenſter das Corps de logis bezeichneten. Gegen das Feld zu erhob ſich eine etwa dreißig Fuß hohe Mauer von unerſchütterlicher Feſtigkeit, welche den Schloßhof einfaßte.

So war das Gebäude, in welchem Graf Warten ſich anſchickte, ſeinen Feind zu erwarten. Alle Anſtalten, ihn zu empfangen, wurden ſogleich getroffen. Sämtliche Türen ließ man verſetzen und mit Wache verſehen und die am niedrigſten gelegenen Fenſter blenden; große Waſſerbehälter wurden in die oberen Stockwerke gebracht und gefüllt, die Schießſcharten mit guten Schützen beſetzt und endlich die ganze Beſatzung, mit Ausnahme der Poſten, in einer weiten Halle verſammelt, welche faſt den ganzen unteren Teil des Hauptgebäudes einnahm und wohinein der angeführte Haupteingang unmittelbar führte. Eine Patrouille beſetzte das Tor der Stadt, um von der Annäherung des Feindes Kunde zu geben.

Die Eigentümerin des Schloſſes war eine ältliche Dame, Witwe des Grafen Browne, welcher ſein Leben für die Sache ſeiner Monarchin geopfert hatte. Warten kündigte ihr an, daß er entſchloſſen ſei, ſich in ihrer Wohnung zu verteidigen, und verhehlte ihr nicht die Gefahr, welche für ſie und die Ihrigen erwachſen würde, falls der Angriff hartnäckig ſein ſollte. Er riet ihr daher, ſich beizeiten nach einem ſicheren Aufenthalt umzuſehen und erbot ſich, ſie dahin geleiten zu laſſen. Allein die alte Dame erwiderte, daß ſie, eine Untertanin der Kaiſerin-Königin, von öſterreichiſchen Truppen nur Befreiung zu erwarten hätte, daß ſie für ihre Fürſtin alle Leiden zu tragen entſchloſſen ſei und daß ſie vielmehr dem preußiſchen Befehlshaber rate, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, ihr Schloß gegen einen anderen Aufenthalt zu vertauſchen; ſie ſelbſt werde ſich auf ihr Zimmer begeben, um vom Himmel den Sieg der öſterreichiſchen Waffen zu erflehen.

Der Befehlshaber der preußiſchen Garniſon erwiderte ihr höflich, daß ſeine Pflicht erfordere, dennoch einen Verſuch zu wagen, den öſterreichiſchen Waffen zu widerſtehen, und daß er ſich ſchmeichle, die Gräfin werde ihre Freiheit nicht ſowohl dieſen zu danken haben, als daß ſie von ſeiner Seite beſchränkt ſein würde.

3

Noch war man im Schloſſe mit den Anordnungen zur Verteidigung beſchäftigt, als ſchon am Tore Schüſſe fielen. Die Patrouille zog ſich zurück, um durch eine kleine Pforte in das Schloß zu kommen. Gleich

darauf hörte man das Stadttor sprengen, und ein Trupp von etwa dreißig Pferden jagte durch die engen Straßen der Stadt gerade auf das Schloß zu, um mit der vertriebenen Torwache womöglich zugleich einzudringen. Diese Unvorsichtigkeit wurde aber bestraft, indem die verwogenen Reiter von der Hauptseite des Gebäudes durch ein mörderisches Feuer empfangen wurden, dem sie nichts entgegensetzen konnten. Sie zogen daher so eilig ab, wie sie gekommen, und es herrschte einige Zeitlang eine tiefe Stille.

Dieser Zustand des ungewissen Erwartens war äußerst peinlich. Es ließen sich keine Gegenanstalten treffen gegen Maßregeln, welche man nicht kannte. Im ganzen Schlosse herrschte daher jenes ernste Schweigen, das denjenigen drückt, welcher einer Gefahr entgegengeht, deren Umfang er nicht kennt, sehr verschieden von der fröhlichen Tätigkeit, die selbst den gewagtesten Angriff begleitet. Allein es war in dieser Stille nichts Mutloses. Die Besatzung bestand aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl erprobter Soldaten, die ihrem mächtigen Feinde in vielen Schlachten die Stirn geboten. Außerdem beurteilt der gemeine Mann die Stärke seiner Stellung fast immer nach der Miene seiner Offiziere, welche hier zwar beide jung, aber, das Vertrauen ihrer Untergebenen schon besitzend, ihnen die Entschlossenheit mitteilten, welche sie selbst beseelte.

Unter diesen Verhältnissen waren besonders auf Holm alle Blicke gerichtet, dessen kalte, gemessene und umsichtige Befehle mit einer Pünktlichkeit ausgerichtet wurden, welche auf der Überzeugung beruhte, daß das Wohl aller von ihrer strengen Befolgung abhänge. Nachdem alle Posten ausgestellt, hatten sich Warten und Holm auf die Zinnen des Gebäudes begeben, um den Angriff zu beobachten.

Noch hüllte tiefe Finsternis alle Zubereitungen des Feindes in erwartungsvolle Dunkelheit; indessen konnte man aus dem Rasseln von Fuhrwerk abnehmen, daß der Gegner wirklich Geschütz mit sich führe und daß ihm daher der Besitz des garstigen Städtchens weit mehr am Herzen liege, als Warten auf seinem Spaziergange sich eingebildet hatte.

Still und in vornübergelehnter Stellung standen beide Freunde, als ob sie der Nacht einen Teil des furchtbaren Geheimnisses ablauschen wollten, da erklangen in ziemlicher Nähe die lebhaften Töne einer Trompete, und die Reiter bewegten sich langsam gegen den Haupteingang. An dem Rande des Grabens machten sie Halt! Die Trompete erklang abermals, und eine Stimme, die in jedem Winkel des Schlosses

vernehmbar ſein mußte, verlangte den Befehlshaber des Platzes zu ſprechen.

Warten begab ſich, begleitet von Holm und einigen ſeiner Leute, welche Fackeln trugen, auf einen weiten Altan, der in dem viereckigen Turm über den großen Fenſtern angebracht war, und fragte nach dem Anliegen des Botſchafters. Der ungewiſſe rötliche Schein der Fackeln erhellte das wilde, ausdrucksvolle Geſicht des Abgeſandten, das ſeine vielen Narben nur zum Teil unter einem großen, grauen Barte verbarg. Er war von athletiſchem Wuchſe, wohl beritten und völlig bewaffnet. Beſonders zeichnete ſich ſeine tiefe Baßſtimme aus, und der Ton, in welchem er redete, glich dem eines greiſen Warners, der junge Verirrte von einem verderblichen Vorhaben abmahnt, obgleich er voraus weiß, daß ſein Rat verworfen wird.

Nachdem er einen angemeſſenen Gruß vorausgeſchickt, ließ der Geſandte ſich alſo vernehmen: „Seine Exzellenz, der kaiſerlich-königliche General Graf Eichenbach, Chef des Eichenbachſchen Huſarenregiments, fordern den zeitigen Kommandanten gegenwärtigen Schloſſes auf, ſelbiges wie auch das Städtchen binnen Friſt von zehn Minuten zu räumen, in welchem Falle der Garniſon freier Abzug ihrer Perſonen nebſt ihren Waffen nicht minder ihres Gepäcks gewährt werden ſoll, widrigenfalls aber das gedachte Schloß nach Ablauf der erwähnten Friſt mit Sturm genommen und die Beſatzung kriegsgefangen ſein oder nach Maßgabe des Widerſtandes und dadurch verurſachten Aufſchubs und Verluſtes an Mannſchaften über die Klinge ſpringen wird. Seine Exzellenz erwarten den Beſchluß des preußiſchen Befehlshabers ſofort!"

„Da es Seiner Exzellenz bekannt iſt", lautete die Antwort, „daß das Schloß von einer preußiſchen Garniſon beſetzt iſt, ſo müßte eine ſiebenjährige Kriegserfahrung dieſelben belehrt haben, daß der eben geſchehene Antrag unnütz und daß die Aufforderung zur Übergabe des Platzes, ohne von überzeugenden Gründen der Notwendigkeit eines ſolchen Schrittes begleitet zu ſein, eine beleidigende Prahlerei iſt."

„Keineswegs!" entgegnete der Sprecher ruhig, „indem Seine Exzellenz die erforderlichen Gründe ebenfalls mitgebracht. Es iſt bekannt, daß die Garniſon unbedeutend und der Platz gegen Artillerie nicht haltbar iſt; daß Seine Exzellenz aber mit Geſchützen verſehen, davon möge ſich ein von der Beſatzung abgeſendeter Offizier überzeugen."

„Selbſt dann", erwiderte Warten, „wenn die Überlegenheit begründet iſt, mit welcher Seine Exzellenz zu drohen belieben, bin ich bereit, mich in meinem Schloſſe zu verteidigen, und ich erwarte, dasſelbe erſt er-

ſtürmt zu ſehen, ehe ich mir Bedingungen vorſchreiben laſſe. Sagen Sie Ihrem General", fügte er hinzu, „daß Seine Exzellenz ſowohl von der Stärke des Platzes als auch von der Geſinnung der Garniſon falſch unterrichtet ſei, daß dieſe aus Preußen beſteht und daß ich vielmehr Seine Exzellenz auffordere, unverzüglich den Ort zu räumen, indem ich jeden Augenblick Verſtärkung erwarte und dann das öſterreichiſche Korps nach dem Maßſtabe behandeln werde, welchen Seine Exzellenz mir ſoeben an die Hand gegeben haben."

„Es würde unnütz ſein", antwortete der Parlamentär, „Seine Exzellenz mit dieſen Drohungen zu unterhalten. Es genügt zu wiſſen, daß die Garniſon die ihr angetragene ehrenvolle Kapitulation verwirft. Ich füge daher, gemäß der mir gewordenen Inſtruktion, nur noch hinzu, daß Seine Exzellenz jede Unbill, welche innerhalb dieſer Mauern von ſeiten der jetzigen Beſatzung verübt werden könnte, inſonderheit jede Kränkung der darin rechtmäßig wohnenden Perſonen, durch eine exemplariſche Rache ſtrafen werde."

So ſprechend, drehte der greiſe Redner ſein Pferd um und ritt langſamen Schrittes und gefolgt von ſeinem Trompeter zurück, bis ihn die Dunkelheit verſchlang.

Während dieſer Unterhandlung war es den Anführern der im Schloſſe verſammelten Partei nicht entgangen, daß die Zurüſtungen zum Angriff ihren Fortgang hatten. Beſonders verriet ein dumpfes Geraſſel das Auffahren der Geſchütze. Indes, daß überhaupt parlamentiert worden war, verriet, daß der Feind bei der Wegnahme des Platzes bedeutende Schwierigkeiten erwarte. Anderſeits würde der preußiſche Befehlshaber mit einem zu hoffenden Entſatz nicht gedroht haben, wenn er wirklich weniger auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen geweſen wäre, indem die nächſten Detachements ſelbſt nur ſchwach und ziemlich entfernt waren.

Jetzt ſtand der Angriff jeden Augenblick zu erwarten, und wirklich waren die beiden Offiziere kaum in die Halle zurückgekehrt, als ſich von der Seite des Schloſſes, welches der Stadt zugekehrt war, ein furchtbares Getöſe erhob. Es waren zwei zwiſchen Häuſern eng eingeſchloſſene Kanonen, welche gerade vor dem Haupteingange aufgefahren waren. Das Erdwerk, welches früher dieſen gedeckt hatte, war gänzlich verfallen und in den Graben hinabgeſtürzt, und ſo trafen denn die Kugeln gerade auf das große, eiſenbeſchlagene Tor. Allein die Ladung war ſo ſtark oder die Entfernung ſo gering, daß die Kugeln ſogleich durch die dicken Bohlen durchſchlugen und nur runde Löcher

hinterließen, während eine einzige matte Kugel sogleich das Tor aus den Angeln gedrückt haben würde. Sie fuhren dann in die Pfeiler der Halle, wo sie steckenblieben, nicht ohne den Aufenthalt durch Umherstreuen von losgeschossenen Steinen sehr unsicher zu machen. Überdies war es möglich oder wahrscheinlich, daß eine Kugel die Riegel oder das Schloß des Tores traf und dann augenblicklich dem Feind eine Bresche in das Gebäude öffnete.

Warten sammelte seine Mannschaft in dem entlegensten Teile der Halle, um für diesen Fall einen wütenden Ausfall zu machen, während Holm sich mit zwanzig guten Schützen an die Fenster des zweiten Stockwerks begab. Der Blitz der Geschütze erhellte die ganze Stadt und verriet deutlich ihre Stellung, welche in einem schmalen Gäßchen dem Tore gegenüber gewählt war. Dorthin richtete jetzt die Besatzung der ganzen nach der Stadt gekehrten Front ein mörderisches Feuer, welches bei der großen Nähe die Artilleristen zwang, sich zurückzuziehen, wodurch sie die Möglichkeit verloren, unmittelbar gegen den Eingang zu feuern.

Noch hallte der Donner der Geschütze, als sich plötzlich der Schreckensruf verbreitete, das Schloß stehe in Flammen. Ein blutrotes Licht drang durch alle Fenster vom Hofe her und erleuchtete jeden Winkel des Gebäudes. Ernst und der alte Feldwebel Thomas begaben sich auf das Dach des Turmes, um die Größe der Gefahr zu entdecken. Sie bemerkten bald, daß das Feuer von einem hölzernen Schuppen herrühre, der im Graben erbaut war und dessen Niederbrennen daher keinen wesentlichen Schaden verursachen konnte, da dem Feinde dadurch kein Eingang geöffnet wurde und die Flammen nicht leicht das Hauptgebäude entzünden konnten. Jedoch mußten ihre Fortschritte beobachtet werden.

Thomas, ein alter, ergrauter Krieger, welcher im ganzen Regiment viel galt, hatte sich mittlerweile nach der anderen Seite gewendet, um nach den feindlichen Geschützen zu sehen, als ihm plötzlich ein Schrei des Entsetzens entfuhr, der bei einem Manne wie Feldwebel Thomas ein großes Unglück verkündigen mußte. Wie versteinert blieb er einen Augenblick stehen, unfähig, die Fragen seines Offiziers zu beantworten, den stieren Blick unter sich geheftet. Sehr bald aber ging er aus diesem Zustande der Erstarrung zur höchsten Tätigkeit über.

Holm hatte indes ebenfalls die Ursache des Entsetzens seines alten Unteroffiziers entdeckt. Während der Brand auf der einen Seite und mehr noch das feindliche Geschütz auf der anderen die Aufmerksamkeit der Verteidiger gefesselt, hatten etwa fünfzig Mann ganz still den

Graben überſchritten, welcher die dreißig Fuß hohe Mauer nach der Feldſeite hin umgab. Dort fanden ſie einen alten Strebepfeiler, welcher in ſpäteren Zeiten von außen an einer ſchadhaften Stelle war angebaut worden, um ihr eine größere Haltbarkeit zu geben, deſſen verwitterte Backſteine aber einem gewandten Kletterer als Stufen dienen konnten. Der Strebepfeiler befand ſich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten von dem Punkte, wo die Mauer ſich an das Hauptgebäude anſchloß, und die Stürmenden mußten, nachdem ſie den Pfeiler erſtiegen, noch dieſe Strecke auf dem Kamm der Mauer, welcher nicht ganz zwei Fuß breit war, zurücklegen, um auf eine Art von Plattform zu kommen, auf welcher ſie ſich ſammeln und durch vier niedrige Fenſter in den Korridor des Gebäudes ſelbſt kommen konnten, wo ſie denn allerdings eine furchtbare Diverſion verurſachen mußten. Nur die genaueſte Ortskenntnis hatte dieſen Plan angeben können, der mit ebenſoviel Stille als Verwegenheit und Gewandtheit ins Werk gerichtet worden war.

Das Erſtaunen des braven Thomas ließ ſich daher erklären, als er bei der Beleuchtung des Mondes, der nunmehr aufgegangen war, den Strebepfeiler mit Bewaffneten bedeckt ſah, welche nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, wie ein Haufen Ameiſen an einem alten Baumſtamm emſig emporkletterten. Auf der Mauer ſelbſt befanden ſich bereits fünf bis ſechs Mann, welche trotz der Unebenheiten von zerbröckelten Steinen auf der Schärfe der Mauer ruhig der Plattform zuſchritten, und an ihrer Spitze erkannte er den ehrlichen Sprecher und Abgeſandten Sr. Exzellenz, welcher, rückwärtsgekehrt, durch Zeichen und Winke ſeine Gefährten ermunterte, ihm auf ſeiner halsbrechenden Bahn zu folgen.

Thomas hatte einen richtigen militäriſchen Blick. Er erkannte ſogleich, daß kein Augenblick zu verlieren ſei und daß, wenn die Spitze dieſes ſeltſamen Zuges erſt die Plattform erreicht haben würde, es äußerſt ſchwer ſein müßte, ihn ferner aufzuhalten. Zugleich aber entging es ihm nicht, daß ein entſchloſſener Mann die ganze Geſellſchaft aufhalten könne, ſolange ſie auf der ſchmalen Mauer ſtand, und zu dieſer Aufgabe fühlte er ſich nicht zu ſchwach.

„Holen Sie Unterſtützung, Herr Leutnant!“ ſchrie Thomas, „und ich will dieſen kletternden Beſtien den Weg von der Mauer hinab viel ſchneller finden laſſen, als ſie heraufkamen!“

Beide flogen die Wendeltreppe hinunter, jeder zu ſeinem Geſchäfte. Glücklich fand Thomas die Fenſter im zweiten Stock, welche auf die

Plattform führten. Er ſtieß einen Flügel auf und ſah ſeinen Freund, den Redner, nur noch etwa dreißig Schritte von der Plattform entfernt, wie er eifrig über die vielen Steintrümmer und kleines Geſträuch fortſchritt.

„Halt, guter Freund!“ donnerte ihm Thomas entgegen, welcher nun ſelbſt auf der Mauer vorging, von der jeder verlorene Fußbreit ein Schritt zum Verderben der Beſatzung war. Der öſterreichiſche Führer war über dieſen Gruß nicht mehr erfreut als ein Seiltänzer ſein mag, der mitten auf ſeiner luftigen Bahn vom Rathauſe zum Turm der Stadt einem Kunſtgenoſſen begegnet, der den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen hat. Sein Gegner war mit Säbel, zwei Piſtolen und außerdem einer Büchſe bewaffnet, während er und ſeine Geſellen auf einem Marſche, wo ſie beide Hände zu Hilfe nehmen mußten, nur Säbel und Piſtolen führten. Nichtsdeſtoweniger ſtockte er keinen Augenblick im Fortſchreiten, vielmehr beſchleunigte er es ſoviel wie möglich, ohne jedoch ſeine Piſtole abzufeuern, indem dieſe Waffe nur durch ihren Lärm der Garniſon das Unternehmen verraten haben würde, ohne daß er hoffen durfte, den ungelegenen Feind niederzuſtrecken. Thomas kniete nun hin, legte die Büchſe an, ſpannte den Hahn und rief mit entſchloſſener Stimme ein nochmaliges Halt!

„Hurra! Vorwärts, Kameraden!“ ſchrie der öſterreicher, „befreit die edle Gräfin; es lebe die Kaiſerin!“

Da knallte die Büchſe, und der alte Veteran ſtürzte lautlos in den Schloßgraben.

Thomas hatte gehofft, in dem ihm zunächſt Folgenden einen weniger entſchloſſenen Führer des Zuges zu finden. Allein dieſer ſchien vielmehr von Rache und Wut entbrannt. Ebenſo verwegen wie ſein Vorgänger geweſen war, aber nicht ſo ruhig, feuerte er ſeine beiden langen Piſtolen raſch nacheinander auf den Preußen ab, ohne ihn jedoch bei der großen Entfernung und dem zweifelhaften Lichte des Mondes zu treffen.

Sein Leben war jetzt Thomas verfallen. Allein dieſer mit ſeinem Scharfblick erkannte, daß ſein Vorteil unter den obwaltenden Umſtänden erheiſche, den Führer und durch ihn alle hinter ihm herſchreitenden Feinde in ein Gefecht auf blanke Waffen zu verwickeln, um ſo das Vorrücken des ganzen Zuges zu hemmen. Die Nachfolgenden konnten durchaus nichts zur Unterſtützung des Vorderſten tun, weil die Mauer zu ſchmal war, als daß zwei nebeneinander hätten fechten können und der nunmehrige Führer durch ſeinen eigenen Leib den Preußen gegen die Schüſſe der letzteren deckte.

In einer Entfernung von nur noch zehn Schritten von der Plattform rannten die Kämpfer aneinander. Der Österreicher, mit der Wut der Verzweiflung, überschüttete seinen stämmigen Gegner mit einem Regen von Hieben seiner kurzen, aber gewichtigen Türkenklinge. Der kluge Thomas ging nun verteidigungsweise zu Werke. Er schonte das Leben seines Gegners, als ob es sein eigenes gewesen wäre; aber er wich keinen Fußbreit. Bei weitem indes seinem Gegner an Geschick in diesem Kampfe nachstehend, hätte er endlich erliegen müssen. Es hatten jedoch über dreißig Mann die Mauer erstiegen. Alle waren durch den Zweikampf, der sich an der Spitze entsponnen, in ihrem Fortschreiten dicht vor dem Ziele gehemmt. Schon blutete der brave Thomas aus vielen Wunden; aber noch behauptete er seinen Posten, und sein wütender Gegner begriff in der Hitze des Gefechts nicht, daß er nur Platz zu machen brauchte, damit ein glücklicher Schuß seines Hintermannes die Sache entscheide. Die Lage der Stürmenden war kritisch und wurde von Sekunde zu Sekunde mißlicher.

Da blitzten fünfzig Gewehre zugleich im Schloßhofe, viele der Braven fielen getroffen in den Graben oder in den Hof, andere stürzten sich die hohe Mauer hinab, um dem gewissen Untergange zu entgehen, oder suchten den mißlichen Pfad wieder zu gewinnen, der sie hinauf geführt. Nur ein Österreicher blieb auf der Mauer.

Es war der junge Führer des Trupps. Zu nahe an seinem Gegner als daß dessen Kameraden einen Schuß hätten wagen dürfen, der nur zu leicht ihren braven Verteidiger niederstrecken konnte, schien er entschlossen, das Unglück seiner Kameraden angesichts beider Parteien zu rächen, welche jetzt bloße Zuschauer abgaben, ohne zur Rettung irgendeines der Kämpfer etwas beitragen zu können.

Hieb auf Hieb führte sein kräftiger Arm gegen die kurze Klinge seines ermattenden Gegners, der kaum noch vermochte, einen Teil ihres Gewichtes aufzuhalten. Aber jetzt war der Augenblick gekommen, wo Thomas sich seines Feindes entledigen durfte. Mit der linken Hand faßte er die Pistole, welche er in seinem Gürtel führte, und feuerte sie seinem Gegner ins Gesicht. Indes war diesem die Bewegung des Feindes nicht entgangen. Mit einem fürchterlichen Hieb zersplitterte er die Klinge des Preußen und schlug seine Pistole auf die Seite; der Schuß hatte ihm das Herz gesengt, aber die Kugel fuhr in die Luft. Jetzt schien des armen Thomas letztes Stündlein gekommen, er hatte keinen zweiten Schuß mehr. Ein allgemeiner Ruf der Trauer entfuhr den Belagerten, die aus allen Fenstern des Schlosses dem verzweifelten

Kampf beim hellen Schein des Mondes und beim rötlichen Leuchten des Feuers zusahen. Er wurde durch ein Jubelgeschrei von außen beantwortet. Da riefen viele Stimmen im Hofe: „Stürzt Euch hinab, Thomas, hier hinab, wir fangen Euch auf!" Thomas hatte keinen Augenblick länger Widerstand zu leisten vermocht, er folgte dem Rufe seiner Gefährten, die sich gerade unter ihm an der Mauer zusammengedrängt hatten, und fiel besinnungslos in ihre Arme.

„Jetzt schießt den verwegenen Hund von der Mauer!" schrien die wütenden Soldaten, und zwanzig Kugeln pfiffen dem Sieger des Zweikampfes um den Kopf. Dieser junge Offizier schien entschlossen, selbst der Unmöglichkeit nicht zu weichen; und als ob er das Schloß allein stürmen wollte, stürzte er vorwärts und erreichte die Plattform, indem er seinen Leuten zurief, diesem Beispiel zu folgen und einen zweiten Versuch zu wagen. Allein auf der Plattform streckten sich ihm aus allen Scheiben Gewehrmündungen entgegen und würden ihn zerrissen haben, hätte nicht Holm, rasch vorspringend, mit seinem eigenen Körper den jungen Helden gedeckt, der noch jetzt sich gegen die ihn umringenden Feinde wehren wollte, als ihn seine Kräfte durch die übermäßige Anstrengung verließen. Er wurde gefangen und entwaffnet.

Während der drohende Überfall auf dieser Seite abgeschlagen wurde, war der Feind von der Stadt her nicht müßig geblieben, und als Holm sich noch mit dem Gefangenen beschäftigte, wurde er von Warten aufgefordert, zur Unterstützung nach dem viereckigen Turme zu eilen.

In der Zeit, da die von so vielen Seiten geängstigte Besatzung an verschiedenen Orten beschäftigt war, hatte der Feind in einem Gebäude, das dem Schlosse gegenüberlag, Anstalten zum Sturme getroffen.

Auf ein gegebenes Zeichen schritt ein Trupp von etwa dreißig Mann aus dem Hause hervor. Sie trugen eine ungeheure Leiter über ihren Köpfen, und indem sie den Graben durchzogen, nahmen sie ihre Richtung auf den Turm mit den großen Fenstern unter dem Altan, von welchem Warten den Gang des Gefechts beobachtete. Alle Schützen dieser Front des Gebäudes richteten ihr Feuer auf die kühne Schar, welche auch wirklich mehrere Leute verlor, dennoch unter dem Schutz ihrer Leiter langsam fortschritt. Der Turm, welcher, wie erwähnt, bedeutend aus der Masse der Gebäude hervortrat, um diese zu flankieren, war eben deshalb selbst weniger von den Seiten bestrichen, und so kamen die Angreifenden mit jedem Schritte mehr aus dem Bereiche der seitwärts angebrachten Schießscharten, während die Lage der Be-

ſatzung mit jedem Schritte mißlicher wurde. Einmal unter dem Altan angekommen, waren die Stürmenden gegen alle Schüſſe geſichert.

Dieſes ſtille, langſame Vorrücken der verderblichen Schar, welche, ohne einen Schuß zu erwidern, aber auch ohne einen Augenblick zu verlieren, immer näher kam unter Führung eines alten Offiziers mit vielen Orden und in glänzender Uniform, hatte in der Tat etwas Furchtbares. In einer Art von Verzweiflung, daß nichts das verderbliche Fortſchreiten dieſes Angriffs hemmen konnte, ergriff Warten eine der ungeheuren ſteinernen Urnen, die auf der Baluſtrade des Altans ſtanden. Mit rieſenmäßiger Kraft riß er ſie los und ſchleuderte ſie auf die Stürmenden, welche ſchon ganz nahe waren. Sie ſtürzte mit furchtbarem Fall vor die Füße des Führers, der ſchweigend über ſie hinſchritt. Jetzt war die verwegene Schar unter den Fenſtern angekommen und ſchob ihre Leiter an der Mauer in die Höhe. Eine zweite Abteilung ſchickte ſich an, zu folgen. Der Augenblick der Entſcheidung war da. Warten ließ ſeinen Freund zur Unterſtützung entbieten und eilte nach dem bedrohten Punkt.

Es kam darauf an, in kurzer Zeit in dem weitläufigen Gebäude das Zimmer zu finden, an deſſen Fenſter die Sturmleiter angelegt war Verfehlte er es, ſo brach das Verderben über ihn herein, wie das Waſſer durch ein geringes Leck bald das ganze Schiff verſenkt.

Aber Warten hatte ſich die Richtung des Angriffs wohl gemerkt Schnell ſammelte er alles, was ſich an Poſten in der Nähe befand, und eilte nach einem Zimmer, welches er für das richtige hielt. Die Tür war verriegelt und trotzte ſeinen Kolbenſchlägen; da eilte Holm den langen Korridor mit ſeinen Leuten zur Unterſtützung herbei. Angeln und Riegel wichen der vereinten Kraft ſo vieler. Es war Zeit. Der Feind war bereits damit zuſtande gekommen, ſeine Leiter aufzurichten, und eben ſchwang ſich der Führer des Unternehmens, der kein anderer war als der General Eichenbach, über die Fenſterbrüſtung und ſprang mitten ins Zimmer. Hier ergriff er zwei weibliche Geſtalten, welche, tief verſchleiert, faſt bewußtlos vor Schreck zu Boden geſunken waren. Die eine, in welcher die Eigentümerin des Schloſſes nicht zu verkennen war, ermutigte ſich jedoch bald und folgte dem Eingedrungenen mit ihrer jungen Gefährtin. Jener ſuchte das Fenſter wiederzugewinnen und feuerte unbedenklich ſeine Piſtolen gegen die Eindringenden ab. Bald aber wurde er von ſeinem Rückzuge abgeſchnitten und umringt; denn ehe noch ein Zweiter ins Zimmer ſteigen konnte, hatten Wartens Leute den Kopf der Leiter mit den Bajonetten von der Mauer gehoben,

und durch eine Richtung seitwärts stürzte sie und alle, die darauf waren, mit fürchterlichem Sturze nieder. Unfehlbar wäre der General jetzt ein Opfer der durch so vielen Widerstand gereizten Soldaten geworden (denn der alte Herr wollte nichts von Ergebung und Pardon wissen), hätte nicht jene die Furcht abgehalten, mit einem Schuß nicht nur den Feind, sondern auch seine weiblichen Schützlinge zu treffen.

Niemand war eifriger bemüht, Ruhe zu stiften, als Warten, der durch Bloßstellung seines eigenen Lebens schon mehrmals ein solches Unglück abgewendet hatte. Endlich gelang es ihm, zu Wort zu kommen.

Mit Ehrerbietung trat er vor den unglücklichen General, der mit der Würde seines Standes und seines Alters dastand. Er begriff, daß wenigstens in diesem Augenblicke nicht daran zu denken sein würde, den Veteranen zur Ergebung zu bewegen, und versuchte daher, das Leben des Greises und seiner Schützlinge, von denen vielleicht die Jüngere ihm besondere Ansprüche auf seinen Beistand zu haben schien, zu retten.

„Ew. Exzellenz", sagte Warten bescheiden, „sind vom Kriegsglück verraten. Nach so vielen Proben von Tapferkeit rede ich nicht von Ergebung, sondern bringe einen Waffenstillstand, auf gegenseitige Übereinkunft gegründet, in Vorschlag. Ew. Exzellenz werden einräumen, daß, selbst wenn ich auch nur mit meinen Leuten das Zimmer verlasse, dieselben, nachdem die Leiter fort ist, stets im Stande der Belagerung sein werden. Ich bringe daher folgende Präliminarartikel in Vorschlag: Ew. Exzellenz haben freien Abzug nach einem selbst zu wählenden Zimmer mit den Waffen in der Hand. Dieselben bleiben im Besitz ihres sämtlichen Gepäcks und Eigentums. Der gewählte Aufenthalt ist auf vierundzwanzig Stunden mit Lebensmitteln zu versehen, binnen welcher Frist von beiden Seiten die Feindseligkeiten eingestellt werden. Dagegen werden seitens der Preußen alle Zugänge blockiert und jeder Ausfall der Garnison zurückgewiesen werden. Die Konvention", fügte er mit einer Verbeugung hinzu, „tritt in Kraft von dem Augenblick der Genehmigung Ew. Exzellenz."

Der alte Herr war nicht so verblendet über seine Lage, daß er nicht das Edelmütige gefühlt hätte, welches in dieser feinen Art, eine Ergebung zu umgehen, lag.

„Und diese Damen?" fragte er, indem er auf die Frauen deutete, die mit flehenden Gebärden ihm zuwinkten, den Vorschlag anzunehmen. „Werden sie zur Garnison oder zum Belagerungskorps gehören?"

„Es wird den Damen freistehen", erwiderte Warten, sich ritterlich verneigend, „ihren Aufenthalt zu wählen. Jedoch glaube ich, daß sie

es vorziehen werden, im ungestörten Besitz ihres Schlosses zu bleiben, in welchem nur die dringendste Notwendigkeit mich auf einen Augenblick zum Herrn gemacht. Allein ich fühle, daß die richtige Ordnung der Dinge wieder eintritt, und erwarte die Entscheidung derselben."

„Mein teurer Schwager", sprach die ältere von beiden, „der Feind hat uns bisher in der Tat mit der Achtung behandelt, die uns zukommt, und wir glauben, ohne Gefahr in unserem Schlosse unter den ketzerischen Rebellen, das heißt, wir glauben ..."

„Ich nehme den Waffenstillstand an", sagte der General, dem die Ausdrücke seiner Verwandten diesem Augenblick nicht sonderlich angepaßt schienen. „Ich werde mich nach der Steinhalle begeben." Somit schritt er vorwärts, und die Soldaten machten achtungsvoll dem braven alten Herrn zu beiden Seiten Platz.

## 4

Die Steinhalle war ein gewölbtes, mit Fliesen gedieltes Zimmer im dritten Stock eines der Türme. Sie hatte nur eine Tür, und vor dieser hörte man den Tritt zweier Schildwachen. Mit langen, bald schnellen, bald zögernden Schritten ging der gefangene General, die Arme auf den Rücken gefaltet, auf und nieder.

„Und ist es nicht genug", rief er endlich, vor einem altmodischen Stuhl stehenbleibend, als ob er eine Antwort von ihm erwarte, „und ist es nicht genug, erleben zu müssen, wie dieser rebellische Kurfürst und ketzerische König uns Trotz bietet?! Muß das Unglück der österreichischen Waffen wollen, daß auch noch die besten Offiziere der Kaiserin gefangen werden?! Sehr hart!" setzte er mit mehr Selbstgefühl hinzu, als wozu ihn sein letztes Unternehmen zu berechtigen schien. Da ihm indessen niemand widersprach, so schritt er etwas getröstet weiter.

„Werner auch! Werner!" fuhr er mit Achselzucken fort. „Wo bleibt denn mein verdammter Adjutant mit seiner Mauerersteigung, auf die er sich soviel einbildete, anstatt gerade draufloszugehen? Und Franz, der da schwur, in das Schloß einzudringen und seine Muhme aus den Klauen dieser Hunde zu befreien? Ja, vor seiner Heirat, als er seiner unbemittelten Verwandten noch mehr den Hof machte, als mir und ihr lieb war, da wußte der Junge immer Wege, um in das Schloß zu kommen. Aber so ist sein alter Vater der einzige, der so eingedrungen ist. Und macht wohl einer von allen einen Versuch, einen Sturm, um mich zu befreien? Nichts als Mutlosigkeit! Aber zwar", setzte er hinzu,

indem er ſich in einen Lehnſtuhl warf, „wer ſollte ſie auch anführen, ſeitdem das Haupt fehlt?“

Nachdem der alte Herr die Schuld des Mißlingens gehörig bekrittelt und nur ſein eigenes Ungeſtüm anzuklagen vergeſſen, fand er ſich um vieles erleichtert.

„Hm!“ brummte er, „ich glaube, die rebelliſchen Schurken werden einen kaiſerlichen General in dieſem ſchlechten Turme hungers ſterben laſſen.“ Aber ſchon öffnete ſich die Tür, und ein Bedienter in der Livree des Hauſes brachte eine Mahlzeit, wie ſie nach einem ſo heißen Tage nur wünſchenswert ſein konnte. Des Generals Mienen heiterten ſich zuſehends auf beim Anblick der Flaſchen und Schüſſeln.

„Hierher, Max!“ rief er, ſchon weit milder geſtimmt. „So! Erſt öffne die Flaſchen. Und nun, Max, wie ſteht es im Schloſſe? — Den Faſan, mein Sohn! Was machen meine Schwägerin und meine Nichte? Ich hoffe, man läßt es nicht an Aufmerkſamkeit gegen ſie fehlen, das heißt gegen die letztere nicht zuviel Aufmerkſamkeit!“

„Gnädigſter Herr!“ antwortete der alte Diener, der mit der Serviette und einem ſilbernen Teller unterm Arm in ehrerbietiger Ferne ſtand und nur von Zeit zu Zeit die Schüſſeln in den Bereich Sr. Exzellenz brachte, wenn ſie darauf hindeutete, „gnädigſter Herr, Ihro Gnaden, die Frau Gräfin und die Gräfin Tochter, ſind wohl und beklagen nur das Unglück der Gefangennehmung ...“

„Was?“ ſchrie der General, „wer ſagt dir, daß ich gefangen bin? Belagert bin ich, und binnen vierundzwanzig Stunden kann ich befreit werden, oder — und ohnehin, Max, ſieh, es waren viele gegen mich, aber ich behauptete meinen Platz und, wie du ſiehſt, meine Waffen; denn ich ſchlug es aus, mich zu ergeben, wie es einem Edelmann von meiner Geburt geziemt. Einer von den blaujäckigen Hunden hatte ſeinem Gewehr ſchon die verwünſchte Richtung auf meine Stirn gegeben, und es iſt wahr, der junge Mann handelte brav, als er ſich ins Mittel ſchlug; denn wahrhaftig, Max, einen Augenblick ſpäter und ...“

Hier richtete er ſeinen Blick auf alle die Genüſſe, auf welche er bei einer geringen Verzögerung ſeines Retters hätte Verzicht leiſten müſſen. „Ja! ja! Der junge Mann hat ſich wacker benommen, und das Schloß hat er ſchön verteidigt; doch das folgt von ſelbſt; denn ſonſt wär' ich nicht gefangen, das heißt gefangen nicht — aber gewiſſermaßen — ſieh, Max, ich will dir das erklären. Die Übereinkunft, oder vielmehr die Notwendigkeit — doch, du biſt zu einfältig, um das zu verſtehen!“

Der alte Herr ſah alle ſeine Behauptungen durch eine unterwürfige und bejahende Verbeugung ſeines Dieners anerkannt und war daher von ihrer Wahrheit durchdrungen.

Während er ſo ſeinen Gefühlen Worte gab, waren die Speiſen vor ihm mit beſonderer Schnelligkeit verſchwunden, und nach Maßgabe, wie ſich die Flaſchen leerten, legte ſich der Verdruß über ſeine Gefangennehmung. „Schade um den jungen Mann, daß er ein Rebell iſt gegen ſeine Kaiſerin, ſonſt könnte ich auf ſein Wohl trinken!“ brummte er.

Unter dem Vorwande, den eben geleerten Humpen wieder zu füllen, trat der Diener ſeinem Gebieter ungewöhnlich nahe. Dieſer wollte ihn ſchon mit ein paar derben Flüchen auf eine ehrerbietige Ferne verweiſen, als der alte Mann anfing, ihm mit leiſer, aber vernehmlicher Stimme etwas ins Ohr zu ſagen.

„Gnädigſter Herr“, ſprach leiſe der alte Diener, „es iſt ein Anſchlag im Werk auf Schloß Eichenbach — Gräfin Ida — der andere junge Offizier — ein geſatteltes Pferd hält unten am Turm ...“

„Nichts geflüſtert, Alter!“ rief eine tiefe Baßſtimme hinter ihnen.

Der bejahrte Diener zog ſich ſo erſchrocken zurück, als ob er ſchon das Bajonett des Grenadiers fühle, welcher hinter ihm ins Zimmer getreten, aber unbeweglich und mit ehrfurchtsvoll geſchultertem Gewehr an der Tür ſtehengeblieben war, während der General gegeſſen.

Dieſer ſah den erſchrockenen Warner mit unruhigen fragenden Blicken an. Der Alte, welcher der Wache den Rücken zugekehrt, zog behutſam einen Schlüſſel aus der Weſtentaſche und blickte ſehr ausdrucksvoll mit ſeinen kleinen grauen Augen über die Lehne des Seſſels weg, in welchem der Gefangene ſaß, als ob ſich dort ein Gegenſtand befände, der mit dieſem Schlüſſel in Beziehung ſtehe. Kaum enthielt ſich der General, ſich danach umzuſehen. Mit der nächſten Schüſſel wußte der Diener, obwohl zitternd vor Entdeckung, den Schlüſſel in des Generals Hände zu bringen. Dieſer verzog keine Miene; kaum aber war der Kammerdiener mit den Überreſten der Mahlzeit verſchwunden und die Wache ihm gefolgt, als er mit einem Sprunge aus dem Seſſel fuhr, um nach dem zu ſehen, was hinter ſeinem Stuhl vorhanden ſei.

Schwächere als des Generals unerſchütterliche Nerven würden einer kleinen Anwandlung von Grauen nicht entgangen ſein; denn bei dem zweifelhaften Halblicht einer Lampe, die in der Mitte des Gewölbes brannte, erblickte er hinter ſich einen geharniſchten Ritter, der aus einer großen weißen Perücke unter zwei buſchigen ſchwarzen Augenbrauen hervorblickte, daß es wirklich der brennenden Stadt Magdeburg

nicht bedurft hätte, welche der Maler in dem Hintergrunde des Gemäldes angebracht, um ſeinen Anblick furchtbar zu machen.

Der General hatte nun zwar einen Schlüſſel in der Hand; aber wie dieſer mit dem gräßlichen Gemälde in Verbindung ſtand, das war ein Rätſel, zu dem ihm der Schlüſſel fehlte. Se. Exzellenz waren nie ein Freund vom Erraten geweſen und, den Urſachen ſeiner Verlegenheit die gewohnte Richtung gebend, brummte er: „Was, Teufel, will denn der alte Mann mit ſeinem Schlüſſel! Ebenſogut konnte er mir einen Sattel ohne Pferd oder einen Humpen ohne Wein geben. Ein Schlüſſel und ein Gemälde, als ob ein Gemälde eine Tür ...“

Hier waren Se. Exzellenz der Graf auf dem rechten Wege, und indem er unwillkürlich der Richtung folgte, welche ſein Vorfahr mit dem Kommandoſtabe andeutete, ſo fand er wirklich mitten in dem Tore der unglücklichen Stadt Magdeburg ein Schlüſſelloch. Mit ſeltenem Scharfſinn applizierte er den Schlüſſel und öffnete nicht ſowohl das Tor, als vielmehr den Eingang zu einer kleinen Nottreppe, die in bedeutende Tiefe hinabzuführen ſchien.

„Ha!“ rief der Veteran aus, „hätt' ich doch nie gedacht, daß einer meiner ruhmwürdigen Ahnen ſo etwas hinter ſich verſtecken könnte! Wohlan, ihr unbärtigen Preußen, lernt einen alten Fuchs belagern, der nicht durch ſein Wort gebunden iſt und ein halbgeſungenes Lied verſteht!“

So ſprechend, vollführten Se. Exzellenz mit großer Umſicht einen ſtillen Abzug und verließen den blockierten Platz, nicht ohne Gepäck und Waffen mitzuführen. Vorſichtig die Lampe mitnehmend, ſtieg der alte Offizier zwei Stufen hinab und verſchwand dann, hinter ſich zuſchließend, ohne eine Spur von dem zu hinterlaſſen, was die Wachen die ganze Nacht hindurch zu hüten glaubten.

## 5

Schon war es tief in der Nacht, als das Dörfchen Horne von dem eiligen Hufſchlag eines Reiters widerhallte, der vor dem letzten Häuschen des in Schlaf begrabenen Ortes parierte und mit dem Griff ſeiner Piſtole gewaltig gegen die Fenſterladen donnerte. Das laute Schnauben des Roſſes und die weiße Dampfwolke, welche von ihm im Mondſchein in die Höhe ſtieg, zeugten von der Eile ſeines in einen großen Mantel eingehüllten Herrn.

Das von derben Flüchen begleitete Lärmen wurde eine ganze Weile crescendo fortgeſetzt, und Häuſer und Berge gaben das Echo davon,

ohne daß jedoch eine andere Antwort darauf erfolgt wäre als das heulende Gebell ſämtlicher Dorfhunde.

„Heraus, ihr Schurken!“ rief endlich der Reiter, „oder ich feuere meine Piſtole durch den Fenſterladen!“

„Ach, gnädiger Herr, verfügen Sie ſich doch etwas weiter oben in das Dorf“, erſchallte jetzt eine Stimme von innen; „unſer wackerer Pfarrer hat ein ſehr gutes Quartier ledig und einen unglaublich ſchönen Wein. Hier in dieſer elenden Hütte treffen Sie nichts, weniger als nichts; die gnädigen Herren Preußen ſind kürzlich hier geweſen und haben geruht, alles mitzunehmen; Gott ſegne ſie!“

„Was, Kerl!“ ſchrie der Reiter, „von welcher Partei ſeid Ihr denn?“

„Von Euer Gnaden Partei, ohne Zweifel!“ verſetzte die untertänige Stimme.

„Und von welcher bin ich denn?“

„Ei, von der guten Partei, von der ſiegreichen, die der Himmel und die heilige Anna ſegnen möge!“

„Heraus, du doppelgängiger Hund!“ rief der Soldat, „und dann rede, ob du der Kaiſerin oder des Königs Untertan biſt.“

„Gott, gnädigſter Herr!“ ſprach die Stimme, „wie können Euer Gnaden einen elenden Schulmeiſter, Gaſtwirt und Fährmann hieſigen Ortes in ſolch eine Verlegenheit ſetzen! Ich bin gewiſſermaßen allerdings und ohne Zweifel ein Untertan Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, dem der heilige Nepomuk den Sieg über ſeine verruchten Feinde ſchenken möge — das heißt, ſofern Euer Gnaden befehlen; denn da ich auf dem jenſeitigen Ufer zu Mittag eſſe, ja, ſogar ſchlafe, ſo iſt es gewiß, daß ich auch Untertan Ihro Kaiſerlichen Majeſtät bin, welche die Heilige Jungfrau in ihren beſonderen Schutz nehme. Indes, da ich meinem Beruf gemäß viel auf dem Waſſer zwiſchen beiden Reichen ſchwebe, ſo verurſacht mir dies oft Zweifel, und ich bin ſozuſagen keines Untertan, oder vielmehr aller, ganz beſonders aber Euer Gnaden. Aber ich werde ſogleich ſelbſt erſcheinen und aus Euer Gnaden Anblick gewiß gleich erfahren, weſſen Partei ich angehöre.“

„Bleib, Elender!“ verſetzte der Krieger, „und ſchicke jemand, der mich für ein Goldſtück nach Schloß Eichenbach überſetzt; aber in zwei Minuten!“

„Heiliger Martin!“ ſeufzte der Einwohner, „das muß ein Fremdling ſein; denn Preußen und Öſterreicher haben bis jetzt nur mit gewichtigen Hieben gezahlt, denen ſie gräßliche Flüche als Scheidemünze beifügten. Möge Gott ſie alle verdammen!“

Mit einigen Ruderſtangen verſehen, trat jetzt der würdige Schulmeiſter und Fährmann aus ſeiner Tür und richtete ſeine ſpähenden Augen auf den Angekommenen, der ſein Pferd ſchon in den Stall gezogen und ihm diejenige Hilfe erzeigt hatte, die ein guter Reiter nach einem ſcharfen Ritt ſeinem Gaul nicht verſagt. Er befahl dem Wirt, noch einiges Heu herbeizuholen und ging ſelbſt hinab zum Ufer, wo er ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, den Kahn ſelbſt vom Sand in die Flut zu ſchieben. Darauf, indem er ſich ganz in ſeinen Mantel hüllte, nahm er den vorderſten Sitz im Fahrzeuge ein und erwartete den Fährmann.

„Wie lange wird der Hund einen kaiſerlich-königlichen General hier ſitzenlaſſen!“ brummte die Stimme unſeres Befreiten, der die Winke ſeines alten Kammerdieners trefflich genutzt hatte; denn er war es, welcher ſo ſpät den Schlaf des redlichen Schulmeiſters geſtört, um früher auf Schloß Eichenbach zu ſein, als der Anſchlag ausgeführt werden konnte, von dem der Alte etwas gehört haben mußte.

Nach einigem Zögern erſchien der Fährmann, begleitet von einer zweiten Perſon, die den hinterſten Sitz des Kahnes einnahm. In wenig Augenblicken ſchoß der Nachen vom Ufer und tanzte auf den Fluten, welche durch großen Regen bedeutend angeſchwollen waren.

Erſt jetzt bemerkte der General, daß der Zuwachs der Geſellſchaft nicht aus einem Gehilfen zum Überfahren, ſondern aus einem zweiten Reiſenden beſtand, der alſo ebenfalls nach Schloß Eichenbach ging. Um indeſſen die Abfahrt nicht zu verzögern, ließ der General es ſchweigend geſchehen und nahm ſich nur im ſtillen vor, den eigenmächtig handelnden Fährmann nach ſeiner Ankunft nebſt dem verſprochenen Goldſtücke mit einem Supplement von tüchtigen Klingenhieben zu belohnen.

Es war eine jener Feſtnächte, welche die Natur durch die zauberiſche Illumination des Vollmondes feiert.

Noch barg ſich dies Geſtirn für unſere Reiſenden hinter zwei ſteilen Bergen des diesſeitigen Ufers, deren großartige Umriſſe auf dem hellen Grunde des Himmels ſcharf und unbeſchreiblich ſchön hervortraten. Silberne Nebel hüllten den Gipfel des höheren Berges ein und umlagerten die kleine Kapelle, die ihn krönte, als ob die Heiligen in ihren Tempel hinabgeſtiegen wären. Eine Fülle des klarſten Lichts ergoß ſich durch die Schlucht, welche beide Höhen trennte, auf das Dörfchen, das jetzt mit ſeinen weißen Mauern und ausgebleichten

Schindeldächern wie aus Silberstufen erbaut am Fuße der dunklen Berge dalag.

Das jenseitige Ufer erhob sich hell beschienen in einer Entfernung von etwa tausend Schritten, aber eingehüllt in den Schleier einer Mondnacht, aus welchem nur hier und da die Fenster einer Kapelle oder einsamen Baude hervorblitzten. Kein Lüftchen regte sich. Tiefe feierliche Ruhe war der Typus der ganzen Szene. Nur ein entferntes Läuten oder das Rauschen des Stromes, wenn er leuchtend über zertrümmerte Felsblöcke glitt, unterbrach das erhabene Schweigen des Abends.

Allein die Schönheiten der Natur sind nur für ein ruhiges Gemüt. Sie entzücken den Glücklichen und erheben den Betrübten zur wohltätigen Wehmut; aber das durch Leidenschaften aufgeregte Gemüt erblickt sie nicht, und der sturmbewegte Busen sucht vergebens eine Ruhe in ihnen, die ihm fremd ist.

Unsere beiden Reisenden schienen mitten in dieser schönen Landschaft ihre Blicke nur gegenseitig aufeinanderzuheften, als wollten sie die Dunkelheit zerreißen, welche das Ufer noch über sie ausbreitete, und als eben jetzt der Nachen aus dem Schlagschatten der Berge hervorglitt, da erblickten sich beide in einer spähenden, vornübergelehnten Stellung in den entgegengesetzten Enden des kleinen Fahrzeuges, welches der Schiffer mitteninne geschickt fortlenkte.

Der erste Mondstrahl schien glühend in ein Pulvermagazin zu fallen, und mitten in der tiefen Ruhe der Nacht und der Umgebung entbrannte auf dem engen Schauplatz der Kampf von Leidenschaften, der Millionen bewaffnet und dem Länder zu eng sind.

„Alle Teufel!" schrie eine Stimme des Erstaunens, die man aber unter hundert für die des Generals erkannt hätte. Diesem Ausbruch folgte eine rasche Bewegung des rechten Arms und das bedeutsame Knacken des Hahnes einer Pistole, welche gleich darauf im Mondschein leuchtete.

„Mein Herr!" rief der General jetzt, „Sie sind mein Gefangener!"

„Noch nicht, Herr General!" antwortete Holm; denn kein anderer war der Fremde, und auch seinerseits knackte ein Hahn; „die Vorteile sind gleich!"

„Nicht so ganz, wie Sie meinen", erwiderte der erste. „Jener Bursche ist Untertan der Kaiserin und wird recht gern zehn Goldstücke nehmen, um Sie zu ergreifen!"

„Er wird das nicht tun", entgegnete ruhig der junge Offizier, „da ihm beim ersten Schritt meine Kugel durch den Kopf fährt!"

Aber der redliche Schiffer, welcher ſich nur ungern und nicht ohne begründete Beſorgnis zwiſchen zwei Piſtolenmündungen erblickte, beſchloß, das Gleichgewicht der beiden Parteien nicht länger zu ſtören, und indem er auf das Gold wie auf das Blei Verzicht leiſtete, ſchoß er mit der Behendigkeit eines Aals in die Flut, aus der er erſt, eine weite Strecke entfernt, im Schatten der Berge wieder auftauchte, den Kampfplatz ſo den beiden Streitenden uneigennützig überlaſſend.

„Wohlan, mein Herr!“ ſchrie der General, zitternd vor Zorn bei dem Gedanken, abermals zu unterliegen, „die Vorteile mögen immerhin gleich ſein; zählen Sie bis drei, und unſer Streit ſoll ſich bald entſcheiden. Ich kenne Ihre Abſichten, daher zielen Sie wohl; denn bei Gott, ich werde Sie nicht fehlen! Keine Erwiderung, zählen Sie!“

Holm hätte gewünſcht, ſich zu erklären, allein der herriſche Ton des Gegners empörte ihn. Auszuweichen war ohnehin nicht in der ſeltſamen Lage, in welche das Verſchwinden des Fährmanns die beiden Feinde geſtürzt hatte, die wie Löwe und Panther in einem Käfig waren. Er erkannte das Ernſte des Augenblicks, aber auch die Unmöglichkeit, den erzürnten alten Herrn zu beſänftigen, und zählte daher mit feſter Stimme: „Eins, zwei ...“

Aber in dieſem Augenblick bekam der Nachen einen ſo gewaltigen Stoß, daß beide Inſaſſen von ihren Sitzen und faſt in die Flut ſtürzten. In demſelben Moment ſtrömte das Waſſer über Bord hinein und ſchäumte mit lautem Rauſchen an den Seiten des Kahns. Das Fahrzeug war in der augenſcheinlichſten Gefahr, zu verſinken.

Das von ſeinem Führer verlaſſene Fahrzeug hatte der Strom mit großer Schnelligkeit hinabgeführt, bis es auf einen der vielen Felstrümmer ſtieß, welche den mittleren Lauf der Elbe charakteriſieren und der von dem hohen Waſſer nur eben bedeckt war.

Ernſt war ein geſchickter Schwimmer und hatte an ſeinem heimatlichen Strande früh gelernt, einen Kahn durch aufgeregte Wogen zu lenken. Er ſprang auf den Felsblock, machte den Nachen durch eine Drehung zur Seite wieder flott, und indem er ſich geſchickt wieder hineinſchwang, rief er ſeinem Gefährten zu, Hand anzulegen und nach beſtem Vermögen zu rudern.

Der General, welcher nicht ſchwimmen konnte, ſah nicht ohne Schrecken die Gefahr, zu ertrinken, und obwohl er wenig Augenblicke vorher furchtlos vor der Mündung der Piſtole ſeines Gegners geſeſſen, unterwarf er ſich doch jetzt gelehrig den Befehlen des jüngeren Gefährten, eifrig ſeine Weiſungen befolgend, bald ſtärker, bald ſchwächer,

bald rechts, bald links rudernd, wie ungewöhnlich ihm dieſe Arbeit auch ſein mußte. So vereinten jetzt beide ihre Kräfte zur gegenſeitigen Erhaltung, die ſie eben erſt zur beiderſeitigen Zerſtörung verwendet; der Unterſchied des Ranges, des Standes und des Alters verſchwand, denn die größere Geſchicklichkeit hat in allen Verhältniſſen, zu allen Zeiten die wahre Herrſchaft begründet.

Der General konnte ſich nicht enthalten, die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher der junge Mann den Kahn lenkte, und bemerkte mit Wohlgefallen, wie er ihn durch Klippen und Strudel dem tiefen, ruhiger fließenden Strom zulenkte. Nach einiger Anſtrengung hatte das Fahrzeug ziemlich wieder den Ort erreicht, wo es ſein Herr ſo ſchleunig verlaſſen hatte. Plötzlich legte der junge Steuermann ſein Ruder nieder.

„Aber zum Henker!“ rief der öſterreicher, „wenn Sie nicht rudern, ſo werde ich in zehn Minuten Ihr Gefangener ſein; denn wenn der Kahn nicht etwa wieder in jene verwünſchten Steinhaufen läuft, ſo wird ihn der Strom bald genug in das Lager der Preußen führen, die ihre verdammten Poſten ohnehin ſo dicht an den Fluß geſtellt haben.“

„Sehr wahr“, ſagte Holm ruhig, „es ſteht Ihnen daher frei, zu rudern, wie es mir freiſteht, nicht zu rudern.“

Gegen dieſe Logik ließ ſich nicht viel einwenden. „Rudern!“ brummte der alte Herr, „ein kaiſerlicher General rudern!“

Indeſſen fühlte er, daß der junge Mann ihm eben das Leben gerettet, und daß die Erneuerung des Zweikampfes, zu dem er jetzt bei etwas abgekühltem Sinn auch keine Luſt mehr hatte, ihn nimmer nach Eichenbach führen würde.

„Junger Mann“, ſprach der General mit Würde, „Sie wollen nach Schloß Eichenbach. Wohlan, ergreifen Sie das Ruder; ich werde Sie einführen, und Sie werden auf meinem Schloß willkommen ſein.“

## 6

Schon damals, als der Parlamentär den Namen Eichenbach genannt, hatten Ernſt und Guſtav bedeutſame Blicke gewechſelt. Allein die Familie war groß, und es dienten viele Eichenbachs im öſterreichiſchen Heere, auch die Beſitzerin des ſo hartnäckig verteidigten Schloſſes führte dieſen Namen.

Holm war daher einigermaßen überraſcht, in Gegenwart des Vaters zu ſein, an deſſen Tochter er als Freiwerber unter ſo ſeltſamen Umſtänden ausgeſchickt war, und von demjenigen eingeführt zu werden,

gegen den er ſoeben erſt gefochten. Er ſchwieg, denn er bedurfte Zeit, ſeine Gedanken zu ordnen. Indeſſen hatte er nicht gehofft, daß ihm der Zutritt ſo leicht werden ſollte, und er war froh, ein Mittel zu finden, die Unterredung zu bewerkſtelligen, die ihm die ſchönſten Hoffnungen ſeines Lebens rauben ſollte.

Ernſt von Holm war im vorigen Jahre verwundet nach dem Schloſſe Eichenbach gebracht und dort freundlich aufgenommen und geheilt worden. Als er imſtande war, ſein Krankenlager zu verlaſſen, ſah er ſich wie ein Glied der Familie behandelt, ſo ſehr hatte er die Gunſt der Gräfin Eichenbach durch ſein beſcheidenes Weſen erworben. Ihr eigener Gemahl und ihr Sohn ſtanden im Felde, und die beſorgte Gattin und Mutter hoffte, daß der Himmel dieſen geliebten Gegenſtänden in der Gefahr die Hilfe vergelten werde, welche ſie einem feindlichen Offizier ſo edelmütig erwies.

Was die junge und ſchöne Tochter des reichen Hauſes betraf, ſo mußte der arme Ernſt ihre Pflege teuer durch Verluſt ſeines Herzens und ſeiner Freiheit bezahlen. Die Gräfin Ida war keineswegs gefühllos gegen die Schmerzen des verwundeten Jünglings, den ihre Mutter ſo auszeichnete. Die Geſchichte ſeiner Verwundung war ihm vorausgeeilt, und obſchon Ernſt ſelbſt nur aufgefordert und ganz anſpruchslos davon redete, ſo wußte ſie doch, daß er jenen glänzenden Mut entwickelt hatte, den die Frauen ſo ſehr lieben. Oft hatten ſich ihre Augen beim Anblick ſeiner Leiden mit Tränen gefüllt, Tränen, die den jungen Mann mehr erquickten als aller Balſam, die aber ſeinem Herzen nur tiefere Wunden ſchlugen. Und ſo kam es denn, daß, da ſein Arzt ihn für geneſen erklärte, er erſt fühlte, wie krank er ſei.

Aber Ernſt war weit von Überſchätzung ſeines eigenen Wertes entfernt. Er ſtammte aus einer alten und angeſehenen, aber gänzlich verarmten Familie und fühlte daher den Abſtand zwiſchen ſich und der begüterten Erbin. Zwar glaubte er in ihren Blicken Teilnahme, in ihren Äußerungen Güte für ihn wahrzunehmen, aber Liebe, glaubte er, fühle nur er. Oftmals wohl, wenn er ihre weiche Stimme mit dem Flügel begleitete, oder wenn ſie, ſich ſelbſt vergeſſend, mit Wärme über einen Lieblingsgegenſtand ſprach und ihre Gefühle ſo ganz übereintrafen, wie eine Saite die Töne der gleichgeſtimmten entlockt, dann war ihm, als müſſe ſie ſeine Leidenſchaft teilen. Aber das Zweifeln war in ſeinem Charakter begründet, und der heitere Frohſinn und die muntere Laune des jungen Mädchens ſchienen ihm unvereinbar mit ernſtlicher Neigung. Er wußte nicht, mit wieviel Tiefe des Gemüts ſolche Eigen-

ſchaften gepaart ſein können. Aber auch die Munterkeit der Gräfin Ida verſchwand, als Ernſt ſeine Abreiſe als bevorſtehend ankündigte; indes, da er ſchwieg, ſo verſchloß auch ſie ihre Gefühle in ihre Bruſt. Die Mutter, welche eine Erklärung in der ſo kriegeriſchen Zeit nicht wünſchen konnte, obſchon ſie Ernſt wirklich liebte, wußte geſchickt einen ſchmerzlichen Abſchied zu vermeiden, und der junge Mann reiſte traurig ab, nicht aber ohne eine leiſe Hoffnung im innerſten Grunde ſeines Herzens zu hegen, daß er der Gräfin Ida doch nicht ganz gleichgültig ſei und daß glückliche Verhältniſſe ſie wieder zuſammenführen könnten.

Mutig ſchritt er vorwärts auf der Bahn der Ehre. Ida war das Ziel, das ihm vorleuchtete, und er lebte in einem Paradieſe von Hoffnungen, welche ſeine Phantaſie ihm ſchuf.

Da kam ſein Freund, der Graf Guſtav von Warten, von einer Expedition nach Böhmen zurück; auch er war auf Schloß Eichenbach geweſen. Das Regiment hatte mehrere Wochen in der Gegend geſtanden, und der junge Graf hatte nichts Angelegentlicheres zu tun, als ſeinem Freunde zu erzählen, wie er die Gräfin von Eichenbach dort geſehen, daß er ſie anbete und daß ſie ſeine Gefühle erwidere.

Ernſt ſtürzte aus allen ſeinen Himmeln. Guſtav war ein ſchöner, heiterer Mann, und vor allem, er war dreiſt und unternehmend; ſo fand Ernſt es natürlich, daß er ihm vorgezogen werde.

Dennoch, wie ſehr er auch zweifelte, daß Ida ihn liebe, als er noch keinen Nebenbuhler hatte, ſo unmöglich ſchien es ihm jetzt, daß ſie ihn ſo ſchnell vergeſſen haben ſollte. Tauſend Erinnerungen traten ihm vor die Seele, er rief ſich alle ihre Geſpräche, ihre Äußerungen zurück und verwünſchte ſeine Unſchlüſſigkeit, die ihn hindert, eine Erklärung herbeizuführen.

Aber er verſchloß ſeinen Gram wie ſeine Hoffnungen im Innerſten ſeiner Bruſt und vermied es, mit dem Freunde über dieſen Gegenſtand zu reden, bis die geſtrige Unterhaltung in ihm den Entſchluß gereift, die Sache zu entſcheiden. Die Hoffnung, daß Ida ihn dennoch liebe, war, ihm ſelbſt vielleicht unbewußt, eine der Triebfedern. Hatte ſich aber Guſtav nicht getäuſcht, ſo war er entſchloſſen, es koſte, was es wolle, das Glück ſeines Freundes mit Aufopferung ſeines eigenen zu gründen, und Warten ſollte nie erfahren, daß er für ihn den ſchönſten Hoffnungen ſeines Lebens entſagt, er ſollte nie wiſſen, daß Ida auch ihm teuer geweſen und daß er das Opfer gebracht, welches Guſtav in ſeiner geſtrigen Unterredung für unmöglich gehalten. Sobald das feindliche Streifkorps, durch ſoviel Angriffe erſchöpft und ſeiner Führer beraubt, ſich

zurückgezogen, hatte ſich Ernſt zu Pferde geſetzt und war wenige Minuten ſpäter als der General in dem Dörfchen an der Elbe angekommen. Jener war, obwohl ſpäter ausgeritten, auf ihm wohlbekannten Richtwegen vorbeigeeilt. Das ſeltſame Zuſammentreffen auf dem Kahn hatte ihre nähere Bekanntſchaft begründet, und jetzt ſaßen beide eine Weile ſchweigend gegenüber. Keiner wußte ſo recht, was er von dem andern zu erwarten hätte, allein beide hatten Gelegenheit gehabt, ſich achten zu lernen.

Der Nachen umſchiffte eben eine waldige Höhe, die eine Art von Vorgebirge ausmachte, und gelangte in ein weites, hochangefülltes Baſſin, in welchem das hier ganz ruhige Waſſer einen prachtvollen Spiegel bildete, der das Bild des Schloſſes Eichenbach in der klaren Mondbeleuchtung deutlich wiedergab.

Der neue Teil des Schloſſes war ein großes Gebäude von vier Stockwerken in modernem, aber reinem Stil, hart am Waſſer erbaut. Hinter demſelben ſtieg der Felſen empor, der das ältere Gebäude trug, deſſen Giebel und runde Türme mit zahlloſen Spitzen und Zacken jenes überragten, das der Bequemlichkeit wie der Sicherheit wegen erbaut zu ſein ſchien. Hohe Mauern vereinten beide und umſchloſſen den geräumigen Hofplatz. Zu beiden Seiten des Schloſſes erhoben ſich waldige Berge, von denen der, welchen der Kahn eben umſchiffte, ſeinen Rieſenſchatten über die alte Burg warf, dieſe gleichſam in das Dunkel einer fernen Vorzeit hüllend, während der Mond das weiß getünchte, neue Gebäude in der hellſten Beleuchtung aus dem dunklen Föhrenwald hervortreten ließ. Der Nachen legte vor einer breiten Treppe von weißem Sandſtein an, die aus dem Waſſer auf einen geräumigen Perron führte. Auf das Klopfen des Generals an eine der Bogentüren, welche den Eingang zur Halle bildeten, erſchien bald ein alter, graubärtiger Schloßvogt, eine jener Seltenheiten der neueren Zeit, die man früher in allen alten Familien fand, wo der Diener mit der Herrſchaft aufwuchs, wie der Efeu an der Eiche emporſteigt, mit ihr lebte und mit ihr ſtarb.

„Heilige Mutter Gottes! Seid Ihr es, gnädiger Herr? Endlich! und doch geſund!“ rief der Alte, als er beim Scheine ſeiner Kienfackel den Grafen erkannte, unter deſſen Vater er aufgewachſen, den er als Knabe auf den Armen getragen, dem er als Jüngling auf ſeinen Reiſen und Zügen gefolgt und für den er als Mann (ſelbſt ein Greis) nur noch den Schutz des Himmels erbitten konnte, zu ſchwach, mehr für ihn zu tun. Mit zitternden Händen küßte er den Mantel ſeines Gebieters, der, ihm freundlich die Achſel klopfend, nach dem Ergehen der Seinigen fragte.

„Alles wohl, alles wohl, gnädiger Herr Graf!“ ſagte der Alte, die breiten Sandſteintreppen hinaufleuchtend, „und Gräfin Ida iſt ſeit einiger Zeit auch wieder munter geworden; mag wohl ſein, weil die Truppen jetzt wieder in dieſer Gegend ſtehen und wir alle hofften, Euer Exzellenz würden bald einmal wieder hier ſein. Und was macht denn Graf Leopold? Daß Wolf tot iſt, wird der junge Herr gewiß ſchon erfahren haben. — Armer Wolf! Keiner ging mehr mit ihm auf die Jagd, ſeitdem der junge Herr fort iſt, da wurde das Vieh bald elend und ſtarb.“

„Er mag es wohl noch nicht wiſſen!“ ſagte der General. „Aber nun, Alter, ſorge für meinen Gaſt!“ fügte er hinzu, auf Ernſt deutend, der ſich in ſeinen Mantel gehüllt, um von dem geſchwätzigen Diener jetzt nicht erkannt zu werden. Aber der Alte war viel zu ſehr mit ſeinem Herrn beſchäftigt geweſen, und während ſie den langen Korridor hinabſchritten, fuhr er in ſeinem Geplauder fort: „Nun, gnädigſter Herr, wird nicht bald Friede? Alles ſpricht davon. Was mich betrifft, ſo begreife ich nicht die Langmut unſerer Kaiſerin, die alle Heiligen ſegnen mögen, weshalb ſie dieſe verruchten ketzeriſchen Rebellen nicht vom Antlitz der Erde verwiſcht. Zwar es gibt auch brave Leute unter ihnen, und während Euer Exzellenz im Felde ſtanden, haben wir zweimal Einquartierung gehabt, und beidemal wackere Leute, ſchöne Leute: zwei junge Offiziere. Einer war ein gar luſtiger Herr und hatte einen großen Schelm im Nacken; der andere war verwundet und ernſthaft, aber für einen Preußen war er immer gut. Ja, ja! es war noch lange die Rede von ihm, nachdem er fort war, und beim heiligen Nepomuk, wenn er nicht Euer Gnaden Feind geweſen, ich hätte können durchs Feuer für ihn gehen! Aber gewiß kommen Euer Exzellenz jetzt von einem ſiegreichen Zug zurück; ich wundere mich nur, daß die Rebellen noch Widerſtand leiſten; denn wir wiſſen ja aus der Zeitung, daß ſie überall geſchlagen werden.“

„Hm!“ brummte Se. Exzellenz, „Tapferkeit iſt kein Mangel der Öſterreicher allein, und das Glück noch weniger, das Schickſal — die Waffen; ſieht Er, Ferdinand, doch, was verſteht Er davon! Jetzt, mein Herr“, ſagte er zu Ernſt, mit dem er in ein großes, etwas altväterliches Schlafgemach getreten, das aber mit gediegenem Luxus möbliert war, „jetzt, mein Herr, pflegen Sie der Ruhe. Ich heiße Sie willkommen auf meiner Väter Schloß, wo jeder brave Mann ſtets gern geſehen war. Von Ihrem Anliegen morgen!“

Mit dieſen Worten reichte er Holm mit edelmütigem Vertrauen die Hand und ging mit ſeinem alten Diener ab, nachdem dieſer zuvor einen

ſilbernen Leuchter auf den Tiſch geſtellt und Ernſt alle weitere Hilfeleiſtung ſich verbeten.

Mit Erſtaunen ſah ſich Holm auf Schloß Eichenbach; tauſend Gedanken durchkreuzten ſeinen Sinn. Aber er war jung, von vielen Strapazen ermüdet, und ein Bett, wie er es lange entbehrt, ſtand vor ihm. In wenig Minuten waren Kampf, Sorge, Hoffnung und Erwartung vergeſſen, und der Strom ſeines Lebens floß zehn Stunden lang ſo ruhig dahin, als ob nicht am folgenden Morgen ſein Schickſal entſchieden werden ſollte.

Welche Wohltat, der Schlaf! Er entrückt uns unſeren Sorgen und verſetzt uns aus den Stürmen der Wirklichkeit in ein Paradies der Ruhe, und wenn wir unſere Leiden wiederfinden, ſo hat er uns zum Kampf mit ihnen geſtärkt.

## 7

Schon mehrmals hatte der alte Ferdinand leiſe die Tür geöffnet; der fremde Herr ſchlief noch immer, als ob er das Verſäumte für einen ganzen Feldzug nachholen wollte. Leiſe war der behutſame Diener wieder abgetreten, aber als die Schloßuhr bereits zehn geſchlagen, fing er ganz gelinde an, ſich zu räuſpern; dann nahm er mit etwas mehr Geräuſch eine Priſe; aber der junge Mann ſchlief mit der größten Beharrlichkeit fort. Ferdinand erdreiſtete ſich nunmehr, ihn ganz leiſe zu berühren, ging dann aber zu einem gemäßigten Rütteln über, welches er nach und nach zu einem Fortiſſimo ſteigerte. Da erwachte der junge Offizier, drehte ſich raſch gegen die Urſache dieſer Bewegung um und zeigte dem erſtaunten Alten das wohlbekannte Geſicht der ernſthaften Einquartierung.

„Wie!“ rief dieſer erſtaunt, „Baron Holm hier? Hat Sie der heilige Calvarius endlich zur gerechten Sache bekehrt? Aber weiß denn ſchon ...“

„Bleibt, guter Ferdinand, ich werde ſogleich ſelbſt der Familie aufwarten!“

Während der Alte den Kaffee einſchenkte und achtungsvoll Ernſt beim Ankleiden half, beſtrebte dieſer ſich, ſeinen Entſchluß von geſtern zu feſtigen; aber er konnte nichts Zuſammenhängendes denken; von allen Dingen ſtand ihm eins vor der Seele: er ſollte Ida ſehen!

Nicht ohne etwas von der Eitelkeit, welche ein beſonderes Erbteil junger Offiziere zu ſein ſcheint, wählte er unter den Kleidern des abweſenden jungen Grafen, die man ihm gebracht, weil ſeine von der

geſtrigen Waſſerfahrt noch ganz durchnäßt waren, einen einfachen, aber geſchmackvollen Zivilanzug.

Der General hatte die Seinigen beim Frühſtück durch ſeine unerwartete Erſcheinung überraſcht und war mit aller Freude des Wiederſehens nach einer Trennung von mehr als einem Jahre empfangen worden — einem Jahre des Krieges, welches ſoviel Gefahren für ihn und noch mehr Sorgen um ihn für ſeine Familie gebracht. Er hatte dieſer angekündigt, daß er einen Gaſt mitgebracht, welchem er gewiſſe Verpflichtungen ſchuldig ſei; aber bei ſoviel Stoff von Mitteilung war der Sache weiter keine Erwähnung getan. Der General hatte eine ſchwere Aufgabe zu löſen; er ſollte geſtehen, daß er gefangen geweſen, und das war keine geringe Demütigung ſeines Stolzes; denn daß er wirklich Gefangener und noch dazu der eines ſubalternen preußiſchen Offiziers geweſen, konnte er leider ſich ſelbſt nicht wohl ableugnen. Vorzugsweiſe machte es ihm Kummer, wie er die Nachricht ſeinem Sohne beibringen ſollte, gegen den er ſich über dieſen Punkt ſtets ſehr ſtreng ausgeſprochen hatte. Auch kam hinzu, daß der junge Gaſt als Augenzeuge der Begebenheit die Erzählung des Generals kontrollieren konnte.

Noch war die Familie beim Frühſtück im Gartenſaal verſammelt, als Ferdinand den Baron Holm ankündigte, welcher um die Erlaubnis bat, aufzuwarten. Der General ging ihm ſogleich entgegen und führte ihn bei der Hand in das Zimmer, um ihn den Damen vorzuſtellen. Allein das war unnötig; denn dieſe erkannten ſogleich ihren damals verwundeten Gaſt. Die Gräfin eilte ihm entgegen und bewillkommnete ihn herzlich. Aber Ida blieb auf ihrem Fleck und machte bloß eine Verbeugung gegen den Ankommenden. Es iſt wahr, ſie hatte ihre Farbe gewechſelt, als der Name genannt wurde, und das klopfende Herz hob ihren Buſen; aber Ernſt ſah nur die kalte Verbeugung.

„Wetter!“ ſagte der General verwundert, „ich ſehe, Sie haben eine verwünſchte Art, ſich überall ſelbſt einzuführen; ich hatte das ſchon in unſerem Kahn bemerkt. Aber meine Tochter ſcheint noch nicht die Ehre zu haben ...“

Ernſt wurde verlegen, und Ida ſchlug, blutrot, die Augen nieder. Glücklicher Guſtav! ſeufzte Ernſt für ſich, als er das blühende Mädchen vor ſich ſah. Aber die Mutter ſchlug ſich ins Mittel und erzählte den Aufenthalt des verwundeten jungen Mannes.

Das Geſpräch wurde bald allgemein, und nachdem Ida ſich von der erſten Überraſchung erholt, miſchte ſie ſich mit unbefangenem Frohſinn und mit Lebhaftigkeit hinein, und während der Mittagsmahlzeit kamen

alle die kleinen Begebenheiten zur Sprache, welche ſich ſeit Holms Abreiſe zugetragen.

Aber dieſem war Idas Heiterkeit ein neuer Schmerz. Wie konnte ſie vergnügt ſein, während er litt!

Die Tafel ward aufgehoben.

Ernſt fühlte, daß es Zeit ſei, ſich gegen den Herrn des Schloſſes zu erklären, und er nutzte einen Spaziergang im Park, um ein Zwiegeſpräch mit dem General anzufangen. Zufällig nahm dieſer ſeine Richtung nach dem Felſen über der Elbe, und das beſtärkte Ernſt. Dort ſtand ſie, um ihm nachzublicken, dachte er, während ſie nicht einmal da war, als ich Abſchied nahm! Es ſei denn: der Freundſchaft ſei kein Opfer zu ſchwer!

„Herr Graf", hob er an, „ich bin es ſchuldig, den Grund meines Hierſeins zu erklären. Zwar konnte die Liebenswürdigkeit dieſer Familie als die Urſache erſcheinen bei jedem, der ſie einmal gekannt; allein dem iſt nicht ſo. Ich komme, um die Hand der Gräfin Ida anzuhalten, und zwar", fügte er mit Anſtrengung hinzu, „für meinen Freund, den Grafen Guſtav von Warten, den Eure Exzellenz geſtern kennengelernt."

Der General trat zwei Schritte zurück. Er bedurfte einiger Augenblicke, um eine ſo raſche Folge von Neuigkeiten zu verarbeiten, und vermochte nur ein „Oho" herauszubringen. Aber Ernſt war im Zuge. „Warten iſt reich", ſagte er, „aus einem berühmten Hauſe, geſchätzt von ſeinem König, geachtet von allen, und — die Gräfin Ida liebt ihn! Euer Exzellenz werden in ihm keinen unedelmütigen Feind kennengelernt haben, und ich rühme in ihm den treueſten Freund. Willigen Euer Exzellenz ..."

„Halten Sie ein, mein Freund!" ſchrie der General, „Ihre Gründe und Folgerungen kommen ſo raſch, daß ich nicht mitkomme. Sie und Ihr Freund ſcheinen von Ihrem Könige profitiert zu haben. Erſt nehmen Sie das feindliche Gebiet in Beſchlag, dann ſetzen Sie die Gründe, weshalb, auseinander, und darauf machen Sie die Friedensvorſchläge. Erlauben Sie aber auch, daß ich mich ſieben Jahre lang gegen dieſe wehren darf. Was Sie von Graf Warten erzählen, glaube ich Ihnen, ja, muß es ſogar zum Teil beſtätigen. Aber woher wiſſen Sie zum Beiſpiel, daß meine Tochter ihn liebt?"

Wollte Gott, ich wüßte es nicht! dachte Ernſt; aber Gründe konnte er nicht angeben.

„Sehen Sie", fuhr der General fort, „und das iſt doch eine Hauptſache. Übrigens danke ich Ihnen für Ihre Freimütigkeit und brauche die Verſicherung nicht hinzuzufügen, daß ich Sie wie Ihren Freund von

Grund meiner Seele ſchätze. Aber gut Ding will Weile haben, und meine Tochter iſt keine Feſtung, die im Sturm genommen wird. Beim Sturm gerät man leicht in — in — Sehen Sie, das iſt der Fleck, wo wir ſcheiterten", ſagte der General, von einer unangenehmen Ideenverbindung ablenkend, auf den Lauf des Fluſſes deutend.

Gerät man leicht in Gefangenſchaft, ergänzte Ernſt für ſich, da er fühlte, daß er noch mitten unter Klippen ſchiffe, an welchen er ſcheitern konnte. Indes der Schritt war getan und hatte ihn große Überwindung gekoſtet, und doch fühlte er keine Befriedigung in dieſem Opfer der Freundſchaft, keinen Triumph der Überwindung, er fühlte nur, daß ſein Herz blutete und daß er ſein Glück zerriſſen.

Die Gräfin hatte zur Feier der Ankunft ihres Gemahls auf den heutigen Abend einen Ball veranſtaltet, zu welchem außer dem benachbarten Gutsadel die Offizierkorps einiger öſterreichiſcher Regimenter geladen waren, die in der Nähe ſtanden. Auch die Offiziere vom Regiment des Generals, und unter ihnen ſein Sohn Leopold, wurden erwartet; allein, da dieſe entfernter lagen, ſo rechnete man erſt ſpät auf ihre Ankunft.

Die Verſammlung war glänzend; Ernſt wurde ihr nur unter ſeinem Namen vorgeſtellt.

Der Ball fing an. Die Flügeltüren öffneten ſich nach einem weiten Saal, in dem ein blendendes Licht vom großen Kronleuchter herabſtrahlte und eine rauſchende Muſik die Tänzer zum Walzer aufforderte.

Ernſt trat mit der ſchönen Tochter des Hauſes in die Reihen, und vieler Blicke beneideten den ſchwarz gekleideten Unbekannten, von dem niemand etwas Näheres wußte. Die Sicherheit ſeines Benehmens und der feine Anſtand bewieſen, wie ſehr er in der Geſellſchaft zu Hauſe ſei; aber der ernſte, faſt ſchwermütige Ausdruck ſeines Geſichts zeugte zwar von Teilnahme am Feſt, nicht aber von Vergnügen.

„Als Sie voriges Jahr bei uns waren, tanzten Sie gern, Herr von Holm!" ſagte die junge Gräfin mit all der Munterkeit und Gutmütigkeit, die ein paar blaue Augen unwiderſtehlich machen, „und Sie werden ſelbſt im Felde Gelegenheit gehabt haben, es nicht ganz zu vergeſſen."

Aber Ernſt war zu gepreßt, als daß er hätte in den leichten Ton einſtimmen können. Die freundlichen Worte der Gräfin riefen in ihm die glücklichſte Zeit ſeines Lebens zurück. Alle auf ſie gebauten Pläne und Hoffnungen traten ihm vor die Seele, und er ſollte allem entſagen.

„Wir haben ſeitdem", fuhr die Gräfin fort, „ſturmvolle Zeiten erlebt; möchte der Friede ſie bald endigen! Aber die Erinnerung an dieſe an

großen Begebenheiten und an schönen Charakterzügen so reiche Zeit hat immer etwas Erhabenes."

„Weil die Erinnerung überhaupt", bemerkte Ernst, „wie ein Gemälde, nur das Große, nur das Poetische der Wirklichkeit darstellt. Sie ist der Rückblick auf eine weite Landschaft, die wir durchwandert und über der ein zauberischer Nebel ruht. Wir sehen noch die Täler, die Auen und Wälder, durch die wir gezogen, aber nicht mehr die steilen Pfade, die zu ihnen führten, oder die Dornen, die uns auf ihnen verwundeten. Und doch kann die Erinnerung das Unglück eines Lebens ausmachen."

„Nun, Herr von Holm", scherzte Ida, „wo sind denn aber auf diesem glatten Parkett die steilen Pfade und die Dornen, von denen Sie reden? Oder erweckt die fröhliche Musik in Ihnen die Erinnerung an eine so traurige Vergangenheit?"

An eine so glückliche, an eine zu glückliche! seufzte Ernst für sich. „Und ist denn Vergnügen schon Glück?" sagte er laut. „Wie viele von diesen Tanzenden, deren Miene durch lange Selbstbeherrschung zu einem fortdauernden Lächeln verwandelt ist, mögen die Dornen in ihrer Brust tragen, die sie auf ihrem Wege finden. Ach, der versteckte Kummer ist eben der nagendste, der bitterste! Und glauben Sie nicht, Gräfin, daß unter einem Lächeln der Schmerz, unter bleichen Wangen das Feuer der Sehnsucht, der Hoffnung und der Liebe wohnen kann, wie die Glut des Ätna unter Schnee brennt? daß in dem äußerlich ruhigen Busen die Stürme der Leidenschaft brausen können? daß — doch, verzeihen Sie solche Reflexionen an einem Ballabende!"

Ida betrachtete den Jüngling mit Erstaunen, aber es mischte sich seelenvolle Teilnahme in ihren Blick. Fast unwillkürlich entfuhr ihr der Ausruf: „Ich finde Sie sehr verändert!"

„Ach, ich finde manches geändert hier", antwortete Ernst traurig; „aber ich war darauf vorbereitet."

„Wieso?" fragte Ida, „hatten Sie Nachricht von uns?"

„Sie erinnern sich, Gräfin, daß nach mir der Graf Warten hier einquartiert wurde."

„Ich glaube, ja", antwortete Ida mit so viel Unbefangenheit, daß Ernst ganz erstaunt dastand.

Ich glaube, ja? wiederholte er für sich, unbegreiflich! Gustav ist ihrer Gefühle so gewiß, und kann ein tiefes Gefühl sich zu solcher Verstellung beherrschen? Oder wäre es möglich, daß die Koketterie sich in dieses Gewand himmlischer Unschuld kleiden konnte?! Ein Blick auf Ida ließ

ihn den letzten Gedanken verwerfen. Ohnehin war es ja natürlich, daß ſie über einen ſolchen Gegenſtand mit einem Fremden nicht reden würde. Er ſammelte daher all ſeinen Mut und beſchloß, die ſchwierige Aufgabe der Freundſchaft zu löſen.

„Gräfin", fuhr er fort, „Warten iſt mein Freund, ſo ſehr mein Freund, daß wir uns gegenſeitig unſere innerſten Gedanken entdeckt haben. Ich kenne alle ſeine Hoffnungen und Wünſche, ſelbſt die teuerſten." Er ſchwieg und fixierte die Gräfin.

„Nun?" entgegnete dieſe mit fragendem, aber feſtem Blick.

Dieſes „Nun?" in einem zwar erwartungsvollen, aber vollkommen ruhigen Tone geſprochen, verſteinerte Ernſt, und er wurde aus ſeiner Erſtarrung erſt durch jenes verdrießliche Klatſchen geweckt, welches auf Bällen ſo oft die lebhafteſten Unterhaltungen ſtört. Die Reihe des Tanzes war an Ernſt, und aller Augen richteten ſich auf das ſaumſelige Paar. Durch eine ihm ſelbſt unbekannte Ideenverbindung ſtimmte die Antwort der Gräfin ihn zur berauſchendſten Freude. Sie liebt ihn nicht, ſie kann ihn nicht lieben! dachte er, umſchlang die ſchöne Gräfin, und mit der Leichtigkeit eines geübten Tänzers ſchwebte er mit ihr wie auf Wellen der rauſchenden Muſik die glatte Bahn des Parketts hin.

Ernſt war wie umgewandelt. Fröhlichkeit, Witz und Gemütlichkeit ſtrömten aus lange zurückgehaltenen Schranken in ſeine Unterhaltung, und Ida, die ihre Gefühle zuwenig kannte, um ſich Rechenſchaft davon abzulegen, antwortete mit Offenheit und Vertrauen.

Ernſt erzählte, wie es ihm ſeit ihrer Trennung ergangen, und da der Gedanke an Ida ihn nie verlaſſen, ſo war es kein Wunder, wenn alle Begebenheiten dieſer Zeit ſich auf ſie bezogen. Das junge, reizende Mädchen hörte mit unbewußtem Entzücken zu, und ihre Blicke verrieten alle Geheimniſſe ihrer Seele. Denn eben nur der Blick, welcher abſichtslos iſt, welcher der Seele unbewußt alle Regungen derſelben auf einmal ausſpricht, nur dieſer hat den unbeſchreiblichen Zauber, der uns entzückt und dem wir unbedenklich trauen, wo Worte uns zweifeln machen würden. Nur die Blicke der Koketterie trügen, und bloß die Eitelkeit wird betrogen.

Mit einem Wort, als der Tanz vorbei war, wußte Ernſt, daß Ida ihn liebte, ohne daß das Rätſel von Guſtavs Verlobung zur Sprache gekommen; denn wer fürchtete nicht, durch eine Frage ſein Glück zu zerſtören? Und Ida wußte, daß ſie geliebt war, ohne daß Ernſt das Wort Liebe genannt. Beide waren einig, beide glücklich.

Da klopfte der General dem Jüngling auf die Schulter. „Mein Freund", ſagte er, „vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen heute nachmittag ſagte. Zeit! Zeit! Sie ſcheinen der Sache Ihres Freundes faſt etwas zu eifrig zu dienen."

Der Abgrund öffnete ſich vor Ernſts Füßen bei dieſen Worten. War dies das Opfer der Freundſchaft, das er bringen wollte? Nutzte er ſo das Vertrauen ſeines Freundes? Und während jener ihm alles zu verdanken glaubte, ſollte er ihm alles entwenden? Ernſt ſah, daß er ziemlich von dem Zweck ſeiner Sendung abgewichen, allein er fühlte, daß das Opfer, welches er bringen ſollte, ſeine Kräfte überſtieg. Er hatte Ida entſagen können, als er glaubte, daß ſie ihn nicht liebe, aber er vermochte es nicht mehr, ſeitdem er wußte, daß ſie ſeine Neigung teile, und doch war Guſtav ſein Freund, ſein wahrer Freund! Ernſt verlor ſich in dieſem Labyrinth.

Die Geſellſchaft wurde durch die Ankunft des jungen Grafen vermehrt, welcher ſoeben hereintrat und von allen mit lebhafter Freude empfangen wurde. Die Familie verſammelte ſich um ihn, und nachdem die erſten Fragen beantwortet waren, wollte der General wiſſen, wie das Regiment ſeinen Rückzug geſtern bewerkſtelligt.

„Mein Vater", ſagte der junge Mann mit Verlegenheit, „ich habe das Regiment ſeit Anfang des geſtrigen Angriffs nicht mehr geſehen, ich war ..." Ihm ſchwebte ein Geſtändnis auf den Lippen, welches ihm offenbar ſehr peinlich war. Indes es mußte heraus. „Hören Sie mich an", fuhr er fort. „Ich weiß, Sie werden mich tadeln; allein, ehe Sie mich verdammen, hören Sie alle Umſtände meines Schickſals — ich war gefangen." Der junge Graf ſchwieg und erwartete den lebhaften Unwillen ſeines Vaters. Allein der General war bei weitem nachſichtiger, als er gehofft hatte.

„Siehſt du, Leopold", ſprach er, „man hat in der Kriegsgeſchichte Beiſpiele, daß erfahrene Offiziere, ja, daß Generale — alles kommt auf die Art an."

„Ich darf behaupten", fuhr der Sohn fort, „daß mein Angriff nicht unrühmlich war; mein Wort, in das Schloß zu dringen, habe ich gelöſt, allein ..."

„So habe auch ich getan!" fiel der General ein. „Auf einer verdammten Leiter ſtieg ich mehrere Stockwerke hoch und drang in das Schloß ein. Indeſſen gibt es Fälle, wo die Übermacht, ich meine, wo die abſolute Unmöglichkeit ..."

„Das war mein Fall!“ rief Leopold. „Fünfzig Gewehre umringten mich, der ich leider der einzige war, welcher die Plattform auf der Nordseite erreicht hatte. Dennoch würde ich den Tod der Ergebung vorgezogen haben, allein mein Arm sank vor Ermattung nieder. Ich danke mein Leben einem braven preußischen Offizier, der mit Gefahr seines eigenen Lebens sich zwischen mich und die Gewehrmündungen der wütenden Soldaten warf. Nie werde ich es ihm vergessen. Vor ein paar Stunden kündigte man mir meine Freiheit an, ohne daß ich den Grund wußte.“

„Hm!“ sagte der General, „sonderbare Übereinstimmung! Sollte es vielleicht — kennst du den jungen Mann in den schwarzen Kleidern, der so nachdenkend an jenem Fenster lehnt?“

„Er ist's!“ rief Leopold und eilte auf Ernst zu, ihm herzlich die Hand schüttelnd und ihn den Seinigen als Retter vorstellend. Alle dankten ihm mit Begeisterung, nur Ida konnte kein Wort hervorbringen, aber ihr Auge sprach genug, und Ernst fühlte sich mehr als belohnt.

„Also Sie haben das Schloß wirklich genommen?“ fuhr Leopold darauf zu seinem Vater fort. „In der Tat, es wurde gut verteidigt!“

„Genommen?“ sagte der General mit einem verlegenen Seitenblick auf Ernst, „genommen? Wie man es nimmt. Ich war, wie gesagt, eingedrungen, auf einer Leiter, die wenigstens so lang wie Jakobs Himmelsleiter war, nur daß die Staffeln mit österreichischen Husaren besetzt waren, die, ohne Flügel, sämtlich den Hals gebrochen haben müssen, als die verdammte Leiter umfiel.“

„Wie? Sie fiel um?“ fragte Leopold.

„Nun ja“, fuhr der General fort. „Sie fiel um, weil sie umgestoßen wurde!“ setzte er aus billiger Rücksicht für die Wahrheit hinzu. „Ich hatte dem Feinde unsere Verwandten entrissen, und es entspann sich nunmehr ein Kampf im Schlosse selbst, in welchem meinerseits sehr bald die ganze Munition abgefeuert war. Indes es blieben mir die blanken Waffen, eine im Rücken gedeckte Position und der Mut der Verzweiflung, kurz, mein Sohn, es wurde eine Konvention abgeschlossen, und somit ...“

„Eine Konvention?“ rief Leopold erstaunt, „die Besatzung war nicht schwach; war es möglich, daß auf einer Leiter, die noch dazu bald umgestoßen wurde, genug Mannschaft eindrang, um dem Feinde eine Konvention abzunötigen? Wieviel Mann zählten Sie denn?“

Der General sah seufzend auf seinen Nachbar, den Augenzeugen.

„Frage du und der!“ brummte er für ſich. „Mein Sohn“, fuhr er fort, „auch ich war allein eingedrungen.“

„Allein — und die Konvention betraf Sie auch allein“, fuhr der Sohn fort mit einem feinen Lächeln, welches dem Vater nicht ſehr gefiel.

„Allerdings“, verſetzte dieſer, „ſie betraf nur mich; ſiehſt du, Leopold, ich will dir das erklären. Wenn ein Feldherr und ſein Heer oder vielmehr ein General ohne ſein Heer in den Fall kommt, daß — ich meine, wenn Umſtände ...“

„In der Tat“, unterbrach Ernſt, „wir waren froh, uns eines gefährlichen und kühnen Feindes zu entledigen und ſchloſſen wirklich mit Freuden die Übereinkunft, welche Seine Exzellenz erwähnten.“

Der General hätte dem preußiſchen Leutnant für dieſe Worte in dieſem Moment eine Welt geſchenkt.

Es waren mehrere Pferde in den Schloßhof geſprengt. Ein preußiſcher Offizier als Überbringer einer Depeſche wurde gemeldet. Die Tür flog auf, und Warten trat herein. Der Friede war geſchloſſen, und die Anzeige dieſer heiß erwünſchten Begebenheit war eben angekommen, als der General mit ſeinem Regiment zu dem Unternehmen auf dem rechten Elbufer ausgerückt war. Er empfing daher jetzt erſt die erſte Nachricht durch den Feind. Alle hörten ſie mit berauſchender Freude. Man umarmte ſich gegenſeitig wie nach langen Leiden. Dem General aber lag ein beſonderer Triumph darin, daß alle Eroberungen und Gefangennehmungen ſeit dem Dato der Ratifikation nichtig ſein ſollten, mithin ſeine Konvention gar nicht mehr in den Siebenjährigen Krieg fiel, weil dieſer damals ſchon beendigt war.

Die beiden Freunde hatten ſich herzlich begrüßt; aber nach der erſten Freude fielen Ernſt ſchwere Sorgen aufs Herz.

„Guſtav“, hub er an, „ich habe deinetwegen mit dem General geſprochen, ich habe ...“

„Nun!“ rief jener, „was meinte er denn, der närriſche alte Herr, zu dieſer Konvention?“

„Der General“, fuhr Ernſt fort, „gibt einige Hoffnung, er verlangt Zeit, längere Bekanntſchaft, indeſſen ...“

„Zeit? Längere Bekanntſchaft?“ unterbrach Guſtav, „da irrt er ſich. Wozu wäre das Warten nötig? Nein, binnen vier Wochen iſt Hochzeit. Höre mich nur erſt an: Die Mutter hat eingewilligt, und mit Ida bin ich einig!“

„Liebſter Guſtav“, ſagte Ernſt verlegen, „man ändert zuweilen ſeine Geſinnungen, ja ſelbſt ſeine Gefühle, Gräfin Ida ſcheint ...“

„Nun", unterbrach der andere, „die müßte doch wankelmütiger ſein als ihr ganzes Geſchlecht, wenn ..."

„Und doch iſt dem ſo!" rief Ernſt. „Guſtav", fuhr er mit ſteigendem Affekt fort, „ich liebte Ida mit aller Tiefe meiner Seele, und obwohl ſchweigend mit aller Leidenſchaft. Ich glaubte, daß ihr Herz für dich ſchlage, und beſchloß, ſie zu vergeſſen — Ida zu vergeſſen. Mit eigener Hand ſchleuderte ich den Brand in das Gebäude meiner Hoffnungen, meiner Wünſche, mit blutendem Herzen entſagte ich; allein ſie liebt dich nicht! Guſtav, ſie erwidert meine Gefühle, und hier verläßt mich meine Kraft. Ich konnte der Freundſchaft mein Glück opfern, aber nicht meine Liebe, denn, Guſtav, ich bin nur ein Menſch!"

Warten ſah ihn befremdet, aber gerührt an, und indem er ihm ſeine Hand zeigte, ſprach er: „Eben haben wir Ringe gewechſelt."

„Mit wem?" fragte Ernſt, „mit der Gräfin Ida?"

„Mit der Gräfin Ida von Eichenbach, Tochter der Gräfin Eichenbach, deren Schloß wir verteidigt. Nichte des ..."

„Nichte?" rief der andere in der geſpannteſten Erwartung.

„Nichte des Generals Eichenbach, des Beſitzers dieſes Schloſſes, welche ..."

Aber Ernſt war aufgeſprungen, umarmte ſtürmiſch ſeinen Freund und rief: „Ich liebe die Gräfin Ida, Tochter des Generals! 'Gottlob, der Menſch wird nicht mehr verſucht, als er tragen kann!"

Während Graf Warten im Schloß Eichenbach im Quartier geſtanden, war die Tochter des Hauſes zur Pflege ihres verwundeten Bruders bei einer Verwandten in Prag. Warten hatte die Nichte kennengelernt, welche zum Beſuch bei ihrer Tante war. Dieſe Verhältniſſe waren aber nie zur Sprache gekommen, weil Ernſt jede Erörterung vermieden. Bald nach Holms Abreiſe nach Schloß Eichenbach hatte Guſtav die Entdeckung gemacht, daß die jüngere der verſchleierten Damen keine andere als Gräfin Ida ſei; er hatte ſich ſeinem Charakter gemäß gleich erklärt, und da er in jeder Rückſicht eine vorteilhafte Partie war, ſo überwand die alte Gräfin in dieſer Ausnahme ihren Zorn gegen die ketzeriſchen Rebellen und willigte in die Wünſche ihrer Tochter.

Als man dem belagerten General dieſe Neuigkeit mitteilen wollte, fand man, daß derſelbe ſeinen Rückzug bereits bewerkſtelligt hatte. Allein die Gräfin ſchien darüber nicht ſehr befremdet und ſchlug vor, da jetzt Friede ſei, ihren Schwager auf Schloß Eichenbach aufzuſuchen. Die beiden Nichten und die Eltern waren jetzt vereint, und während die

übrige Gesellschaft sich im Ballsaal ergötzte, trug Gustav dies Mißverständnis seines Freundes der gesamten Familie vor. Es wurden verschiedene Urteile über seine Entsagung gefällt. Ernst selbst konnte es nicht begreifen, daß es doch Opfer gebe, die der Freundschaft zu groß wären. Die Tochter des Hauses hingegen, obschon sie es nicht sagte, fand hier die Freundschaft etwas zu weit getrieben. Der alte General suchte vergeblich in der Kriegsgeschichte einen ähnlichen Fall, aber Leopold meinte, daß die Selbstverleugnung Grenzen finde, über die hinaus sie in Unnatur und Verzerrung überginge.

Es wurden in dieser Versammlung noch mancherlei Meinungen geäußert, Bitten vorgetragen, Umstände erörtert und von Sr. Exzellenz mit militärischen Beispielen belegt. Es genügt indes, zu sagen, daß der österreichische General bei der Abendtafel den Gästen die Verlobung seiner Tochter und Nichte mit zwei preußischen Offizieren anzeigte.

Die Hochzeit beider Freunde wurde an einem Tage auf Schloß Eichenbach gefeiert. Der alte Ferdinand hatte die Tore der gastlichen Halle weit aufgesperrt und zeigte mit geheimem Stolz den Landleuten die schöne, reichgeschmückte Tochter seines Herrn am Arme des hohen jungen Mannes in blauer Uniform und ihre nicht weniger reizende Base mit dem überglücklichen Warten.

„Der heilige Calvarius segne sie!" rief eine untertänige Stimme aus der Menge, „aber jetzt weiß man vollends nicht, von welcher Partei sie alle sind!" Man vermutete, daß die Stimme dem redlichen Schulmeister und Fährmann gehörte.

Unter den Zuschauern der Trauung in der Schloßkapelle entdeckte Leopold auch einen Mann, der den Arm in einer Binde, einen Krückstock in der Hand und unzählige Pflaster im Gesicht und an den Händen trug. In dieser Folie erkannte er dennoch sogleich seinen Freund, den Feldwebel Thomas, dessen Bekanntschaft er auf der Mauer gemacht und der sich jetzt ehrerbietig und mühsam vor ihm verbeugte. „Wahrhaftig, Alter!" rief Leopold, indem er ihm freundlich die Hand schüttelte, „ich werde Euch meinem Schwager als Schloßvogt vorschlagen, und es wird kein Feind so leicht hineinkommen!"

Was den General betraf, so wunderte sich dieser, wie die Tochter und Nichte eines kaiserlichen Generals so glücklich an zwei preußische Offiziere verheiratet sein könnten. „Sieh, Leopold", sagte er zu seinem Sohne, „ich will dir das erklären." Aber er behielt sich seine Erklärung vor, bis ein kleines Heer von Enkeln sie unnötig machte.

## Die treuen Brüder

Friedrich Hebbel

Es ſind zwei treue Brüder,
Die ziehn in den Streit hinaus,
Noch reden ſie hin und wieder,
Da ſchmettert's den einen darnieder,
Der andre ſieht's mit Graus.

Der Bruder in ſeinem Blute
Erregt ihm bittern Schmerz;
Daß ihn der Tod ereilte,
Bevor er den Kampf noch teilte,
Zerreißt ihm ganz das Herz.

Der Sterbende blickt freundlich
Noch einmal auf zu ihm,
Dann greift er, als wär' er der alte,
Zur Büchſe, die noch nicht knallte,
Drückt ab mit Ungeſtüm.

Nun bricht er wieder zuſammen
Und lächelt, und iſt tot. —
Der andre, als er ſich wandte,
Sah einen Feind im Sande,
Des Kugel ihm gedroht.

## Mutterliebe

Heinrich von Kleiſt

Zu St. Omer im nördlichen Frankreich ereignete ſich im Jahre 1803 ein merkwürdiger Vorfall. Daſelbſt fiel ein großer toller Hund, der ſchon mehrere Menſchen beſchädigt hatte, über zwei unter einer Haustür ſpielende Kinder her. Eben zerreißt er das jüngſte, das ſich, unter ſeinen Klauen, im Blute wälzt: da erſcheint, aus einer Nebenſtraße, mit einem Eimer Waſſer, den ſie auf dem Kopf trägt, die Mutter. Dieſe, während der Hund die Kinder losläßt und auf ſie zuſpringt, ſetzt den Eimer neben ſich nieder; und außerſtand zu fliehen, entſchloſſen, das Untier mindeſtens mit ſich zu verderben, umklammert ſie mit Gliedern, geſtählt von Wut und Rache, den Hund: ſie erdroſſelt ihn und fällt, von grimmigen Biſſen zerfleiſcht, ohnmächtig neben ihm nieder. Die Frau begrub noch ihre Kinder und ward in wenigen Tagen, da ſie an der Tollwut ſtarb, ſelbſt zu ihnen ins Grab gelegt.

# Sachſenklage

Lene Bertelsmann

Sie ſaßen, Mütter, Frauen und Bräute,
In der offenen Halle bei Nacht.
Sprach eine träumend: „Wie iſt doch heute
Der Tag ſo rot im Tau erwacht.“
Sie hielten die Hände im Schoß verſchlungen,
Sie ſpannen und webten nicht mehr.
Sprach eine flüſternd: „Mir hat es geklungen,
Als wehte im Mittag ein Röcheln her.“
Der Weſtwind brauſte. Sie ſchwiegen und litten,
Ihr horchender Atem ging ſchwer.
Dann weinte die Jüngſte: „Am Abend, wie glitten
Die Wolken gleich Schatten der Toten zum Meer.
Wie ſchleppte der Tag ſo traurig die Stunden.
Wir wurden von Furcht und Hoffnung ſatt.
O Mutter, Mutter, daß heimgefunden,
Die der Franke zur Aller gerufen hat!“
Und die Namen der Krieger ſie fragend nannten
Und ſahen flehend die Greiſin an.
Die jungen Lippen der Bräute brannten
In zagendem Wiſſen und Traum um den Mann.
Die Frauen, die Schmerzen und Glut empfangen,
Die forderten klagend ihr Recht vom Geſchick.
Sie aber, längſt abſeits von Luſt und Verlangen,
Die Mütter nur ſchwiegen mit fernem Blick.
Die rauſchende Nacht ſtand ſchwarz vor der Halle.
Die Kienſpanlichter zuckten im Wind.
Da hob die Greiſin den Kopf, und alle
Waren nun wartend ihr hilfloſes Kind.
Und ſie ſegnete ſtumm mit hellen, verklärten
Augen der Frauen Stirnen und Hand,
Und die ſchweren, geduldigen Brüſte, die nährten
Verwaiſte Jugend im Sachſenland.
Und ſegnet die Männer und ſegnet mit Trauer
Der Jünglinge lendenſchmale Kraft.
Und ſpürt ihres Blutes verſtrömende Schauer
In eigenen Adern hingerafft.

Und ſegnete, während ſie hager ſich reckte,
Der ſterbenden Götter entſeeltes Geſchlecht.
Und die Freiheit und Schuld der Sachſen erweckte:
Die Ehre der Waffen — das letzte Recht.
Dann ſchwoll ihre Stimme in grollenden Klagen
Wie bronzene Harfe aus Dunkelheit her.
„Nicht flammendes Morgen- noch Abendrot tragen
Die roten Wellen des Fluſſes zum Meer.
Es waren nicht ſterbende Tiere, die ſchrieen,
Nicht bleicher Chriſten fürbittender Chor.
O trauerndes Volk von der Aller zum Wiehen —
O Liebe, geliebt an des Todes Tor!"
Und rollte wie Blutes purpurne Fluten
Die Klage durch Halle und nächtliche Flur.
Die weißen Geſichter der Witwen ruhten
In weinenden Händen. Die Mütter nur
Regten ſich nicht und ſaßen erſtarrt,
Geſchloſſen die ſchmerzbeſchwerten Lider. —
Die Brandung des Windes fiel ruhlos und hart
Aus Linden- und Birkenkronen nieder
Und dröhnte wohl manchmal wie Schlagen von Hufen.
Nie, die der Franke zur Aller gerufen,
Nie kamen die Männer und Jünglinge wieder.

## Die Sage von Diez Schwinburg

Brüder Grimm

Kaiſer Ludwig der Bayer ließ im Jahre 1337 den Landfriedensbrecher Diez Schwinburg mit ſeinen vier Knechten gefangen in München einbringen und zum Schwert verurteilen. Da bat Diez die Richter, ſie möchten ihn und ſeine Knechte an eine Zeil, jeden acht Schuhe voneinander ſtellen und mit ihm die Enthauptung anfangen; dann wolle er aufſtehen und vor den Knechten vorbeilaufen, und vor ſo vielen er vorbeigelaufen, denen möchte das Leben begnadigt ſein. Als ihm dieſes die Richter ſpottweiſe gewährt, ſtellte er ſeine Knechte, je den liebſten am nächſten zu ſich, kniete getroſt nieder, und wie ſein Haupt abgefallen, ſtand er alsbald auf, lief vor allen vier Knechten hinaus, fiel alsbald hin und blieb liegen. Die Richter getrauten ſich doch den Knechten nichts zu tun, berichteten alles dem Kaiſer und erlangten, daß den Knechten das Leben geſchenkt wurde.

# Johann Philipp Palm

## Ein Märtyrer deutſcher Freiheit

Im Februar 1806 tauchten zum erſtenmal napoleonfeindliche Schriften im Süden Deutſchlands auf. Im Juni 1806 gelangte das Büchlein „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung" nach Augsburg. Die Franzoſen bekamen bald Wind davon, die Spuren führten nach Nürnberg, das damals noch nicht bayeriſch war. Endlich wurde die Steinſche Buchhandlung in Nürnberg als Verlegerin und Verbreiterin der Schrift genannt. Der Beſitzer dieſer Verlagsbuchhandlung war Johann Philipp Palm. Palm war ohne Zweifel der Verleger. Die Verbreitung der Schrift geſchah in geringem Umfang. Nur ganz wenige Exemplare davon ſind erhalten. Die Broſchüre „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung" nennt Heinrich von Treitſchke in ſeiner Deutſchen Geſchichte des 19. Jahrhunderts „ein treu gemeintes, gefühlsſeliges Schriftchen, das in eiſerner Zeit nur den friedlichen Rat fand: weine laut auf, edler biederer Deutſcher!" So war es in der Tat um den Charakter der Schrift beſtellt. Es findet ſich darin keinerlei Aufreizung zu Handlungen oder zur Auflehnung gegen die fremde Gewaltherrſchaft. Dennoch geſchah das Gefürchtete. Am 5. Auguſt 1806 erließ Napoleon an den Marſchall Berthier in München folgenden Befehl:

„Mein Vetter! Ich denke, daß Sie die Buchhändler von Augsburg und Nürnberg haben verhaften laſſen. Es iſt mein Wille, daß ſie vor ein Kriegsgericht gezogen und in 24 Stunden erſchoſſen werden. Es iſt kein gewöhnliches Verbrechen, wenn man in den Orten, wo ſich die franzöſiſchen Armeen befinden, Schmähſchriften verbreitet, um die Einwohner gegen ſie aufzureizen; es iſt Hochverrat. Das Urteil ſoll ausſprechen, daß, da es Pflicht des Chefs einer Armee iſt, überall, wo ſich eine ſolche befindet, über ihre Sicherheit zu wachen, die Perſonen ſo und ſo, welche des Verſuchs überwieſen ſind, die Einwohner von Schwaben (?) zur Empörung gegen die franzöſiſche Armee zu reizen, zum Tod verurteilt ſind. In dieſem Sinn ſoll das Urteil abgefaßt werden. Sie werden die Verbrecher (!) mitten in eine Diviſion bringen laſſen und ſieben Oberſte ernennen, um ſie zu richten. Sie werden in dem Urteil bekunden, daß die Schmähſchriften von den Buchhändlern Kupffer in Wien und Eurich von Linz geſchickt, und dieſe in contumaciam zum Tod verurteilt worden ſind, welches Urteil überall, wo ſich franzöſiſche Truppen befinden, vollzogen werden ſoll, wenn ſie ergriffen werden. Sie werden das Urteil in ganz Deutſchland verbreiten laſſen.

Napoleon."

Das Schickſal Palms war entſchieden. Denn das Urteil war ſchon mit dem Befehl Napoleons gefällt. Palm wurde inmitten ſeiner Familie verhaftet, zuerſt nach Ansbach, dann in die noch von den Franzoſen beſetzte öſterreichiſche Grenzfeſtung Braunau gebracht. Alle Verſuche, Palm zu retten, ſchlugen fehl. Am 24. Auguſt 1806 trat im Gaſthaus „Zum weißen Falken" in Braunau das franzöſiſche Kriegsgericht, beſtehend aus ſieben Oberſten, zuſammen. Mit Palm erſchien auch der Kaufmann Schoderer aus Donauwörth vor dem Scheintribunal. Das Urteil lautete auf Todesſtrafe, an beiden Männern binnen 24 Stunden zu vollziehen. Schoderer wurde durch einen günſtigen Zufall gerettet. Das Kriegsgericht hielt ſich nicht einmal an ſein eigenes Urteil, und Palm mußte ſchon nach drei Stunden ſeinen Opfergang für die deutſche Freiheit antreten. Wir ſind über die letzten Augenblicke und den Tod des edlen, tapferen Mannes bis ins einzelne unterrichtet. Der Palmforſcher J. Rackl erzählt: „Vielleicht hätte Palm ſein trauriges Schickſal abwenden können, wenn er den Namen des ihm ohne allen Zweifel bekannten Verfaſſers der Flugſchrift angegeben hätte. Aber daran dachte ſein edler, aufopferungsvoller Sinn keinen Augenblick! Treu ſeinem Entſchluſſe hatte er auch bei ſeinem Verhöre in Braunau nicht den leiſeſten Verſuch gemacht, durch Nennung desſelben etwa ſich zu retten oder ſeine Strafe zu mildern, und das zeugt eben von einer bewunderungswürdigen Seelengröße dieſes echt deutſchen Mannes! So blieb ihm nichts anderes übrig, als auch dem Kriegsgerichte gegenüber die Behauptung zu wiederholen, daß er die fragliche Flugſchrift in verſchloſſenen Paketen von unbekannter Seite lediglich zur Weiterbeförderung erhalten habe. Wie wenig ihm dieſe Verteidigung half, zeigt das oben angeführte kriegsgerichtliche Urteil!

Palms Kerker befand ſich zu ebener Erde und war mit doppelten Türen und dreifachen Schlöſſern verſehen; auch war vor demſelben eine beſtändige Wache aufgeſtellt, wie bei dem gefährlichſten Verbrecher. Niemand durfte ihn ſprechen, jedem war der Zutritt zu ihm verwehrt. Da — am 26. Auguſt, vormittags um halb elf Uhr — wurde ſein Gefängnis geöffnet, Palm wurde aufgefordert, in das Höfchen hinter dem letzteren zu treten, er ſollte das Urteil des Kriegsgerichts vernehmen, das ihm nun ein dazu befohlener Kanzliſt des Braunauer Stadtmagiſtrats mit zitternder Stimme ablas. Zugleich wurde ihm mitgeteilt, daß er ſchon nach drei Stunden erſchoſſen werden ſolle.

Ein Schrei des höchſten Entſetzens entrang ſich der Bruſt des Unglücklichen, der noch immer gehofft hatte, bald wieder zu den Seinen zurückkehren zu können — der ſein Vergehen keineswegs für ſo ſchwer anzuſehen vermochte, daß es nur der Tod ſühnen könne. Er, der bisher ſtets ſein Schickſal mit ſo männlicher Faſſung und Ergebung getragen — er rief laut auf zu Gott und weinte bitterlich.

Ins Gefängnis zurückgeführt, gewann er wieder vollſtändig ſeine Selbſtbeherrſchung und Standhaftigkeit. Er bereitete ſich ergebungsvoll auf ſein Ende vor und bat, ihm einen Geiſtlichen zu ſenden. Zwei franzöſiſche Offiziere, von denen der eine die nötigen Anſtalten zur Erſchießung Palms zu beſorgen hatte, kamen in das (katholiſche) Pfarrhaus zu Braunau und erſuchten — mangels eines proteſtantiſchen Geiſtlichen im Orte — den damaligen Pfarrverweſer Thomas Pöſchl, den Verurteilten zum Tode vorzubereiten. Dieſer fand ſich denn auch ſofort in Begleitung ſeines Amtsbruders, des Spitalſeelſorgers Johann Michael Gropp zu Braunau, im Kerker Palms ein, und beide würdige Geiſtliche erleichterten durch ihre menſchenfreundliche Teilnahme und durch ihre religiöſen Tröſtungen dem Verurteilten die letzten Stunden, in denen ſein Verhalten durchaus gefaßt und männlich war.

Eine halbe Stunde vor ſeiner Erſchießung ſchrieb er noch folgenden Brief an ſeine Familie, in dem ſich ſo ganz ſeine Herzensgüte und ſein edler Sinn abſpiegelt:

‚Herzens-Schaz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menſchen, aber nicht von Gott verlaſſen, urtheilte mein hieſiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur 2 Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politiſche Schriften verbreitet hätte; ich ſagte was ich wußte, daß höchſtens nur pr. Spedition zufälliger Weiſe dergleichen könnten verſandt worden ſein, aber nicht mit meinem Willen und Wiſſen.

Auf dies richtete man mich vom Leben zum Tod, ohne Defenſor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erſchien; indeſſen vor Gott wird er mir erſcheinen.

Dir Herzens-Frau ſage 1000 Dank für Deine Liebe, tröſte Dich mit Gott, und vergeſſe mich nicht. —

Ich habe auf der Welt nun nichts mehr zu ſagen; aber dort deſto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott ſegne Dich, und ſie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke.

Nochmals lebe wohl. Dort ſehen wir uns wieder!

Dein herzlicher Gatte, und meiner Kinder Vater,
Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängniſſe am 26. Aug. 1806.
Eine halbe Stunde vor meinem Ende.'

Der Pfarrer Pöſchl gibt in einem Brief vom 4. September 1806 und in einem viel ſpäteren vom 27. Mai 1814 genaueſten Bericht über Palms Ende. Im erſten Brief heißt es: ‚Da wir bei der Kommandantſchaft um Verlängerung ſeiner Lebensfriſt, wenigſtens auf einigen oder doch einen Tag, wiederholt und dringendſt, aber ganz vergeblich flehten, indem uns die Strenge und Unverlezbarkeit der Geſetze vorgeſchützet wurde; ſo begleiteten wir ihn dann auf ſein eigenes Verlangen, bis an die Stelle, wo er als Opfer fallen ſollte. Alles, groß und klein in unſerer Stadt, jammerte und weinte laut, obwohl ihn kein Menſch noch ſah und kannte; deſſen wir ihn auch noch im Gefängniſſe zu ſeinem Troſte verſicherten, daß er ja nicht als ein Miſſethäter angeſehen werde. Selbſt viele von den Fremden bekannten, daß ſie nie eine ſolche Betrübniß fühlten. Und was muß ich erſt von mir ſagen, da ich ſein innigſtes Vertrauen genoß, und alle die Küſſe noch auf meinem Munde trage, die er Ihnen, meine Beſte, unglückliche Frau! ſeinen Kindern und Freunden zudachte!'

Der zweite Brief enthält die folgende Darſtellung der Hinrichtung Palms:

‚Als ſogleich darauf befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden, und er das benannte Tuch nicht gerne dazu gebrauchen wollte, damit es nicht verlohren ginge, bot ich das meinige dar, und verband ihm ſelbſt die Augen, worauf er ſich auf Befehl mit vollem Bewußtſeyn und ganzer Gegenwart des Geiſtes niederkniete und ſchweigend ſeinen Tod erwartete; worauf von 6 Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von ungefähr 10—12 Schritten. Da ſank er auf das Angeſicht zu Boden und ächzete laut. Auf dieß wurden die nächſten unter den erſten ſtehenden 6 Soldaten zu feuern befehliget, die ſich aber eben ſo zaghaft bezeugten. Darauf wurde er ſtill. Ich wollte mich aber ſeines gewiſſen Todes verſichern, und ſprang ganz nahe zu ihm hinzu; da bemerkte ich, daß er noch athme, welches

ich ſogleich mit lauter Stimme anzeigte; worauf wieder andere Soldaten herbeieilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und ſo abfeuerten, daß die Hirnſchale in Stücke zerſprang, unterdeſſen aber der kommandirende Hauptmann voll des größten Unwillens, die Soldaten auf franzöſiſch heftig ausſcholt.

Darauf wurde das ganze Militär nach Hauſe befehliget, welches in der Ordnung ganz betroffen in die Stadt zurückzog. Überhaupt herrſchte auch bei den Soldaten eine dumpfe Stille und die meiſten erklärten ſich darnach in ihren Quartieren zu Hauſe laut wider dieſe Exekution. Der Oberkommandant davon ſprach zu mir im Heimziehen auf Deutſch: Dieſer Mann war wohl recht ſtandhaft. — Der Hauptmann aber, als er in ſein Quartier zurückkam, ſchimpfte entſetzlich und ſagte, er würde lieber quittiren, als noch einmal eine ſolche Exekution auf ſich nehmen. Überhaupt iſt nicht zu beſchreiben, was für große Traurigkeit in der ganzen Stadt herrſchte. Es war bei allen, wes Geſchlechtes, Standes und Alters nur Eine Stimmung, nämlich der tiefſte Schmerz. Wenn er in Braunau gebohren, und der größte Wohlthäter der Stadt geweſen wäre, hätte keine größere Theilnahme und Trauer Statt haben können!‘“

So ſtarb dieſes Opfer franzöſiſcher Gewalttat. Der Buchhändler Palm iſt nicht umſonſt gefallen, denn ſein Blut nährte den Baum deutſcher Freiheit.

## Kleine Ballade

Detlev, Frhr. von Liliencron

Hoch weht mein Buſch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfenſingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte ſtechen!
Ich ſchlug ihm Feuer aus dem Helm
Und ſah ihn tot zuſammenbrechen.

Ihr wolltet ſtören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannesſehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Hengſtes ſchwarzer Mähne.

## Der Tod fürs Vaterland

Friedrich Hölderlin

Du kommſt, o Schlacht! ſchon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms; doch ſichrer

Kommt über ſie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten ſchlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Kniee der Ehreloſen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tods!
Umſonſt zu ſterben, lieb' ich nicht; doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel,

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Fürs Vaterland — und bald iſt's geſchehen! Zu euch,
Ihr Teuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürſtet ich euch zu ſchau'n.
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich iſt's hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: die Schlacht
Iſt unſer. Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir iſt,
Liebes! nicht einer zuviel gefallen.

## Abendlied

Rudolf Paulſen

Die Abendluft iſt mild und ſtill,
Als wenn ein Friede werden will;
Gehüllt in kühlen, blauen Hauch
Liegt Berg und Baum und Gras und Strauch.

Ein Häuschen eingeſponnen ruht,
Auch da iſt alles ſtill und gut;
Der Abendhauch weht ſanft dorthin,
Weiß eine Seele ſich darin.

Da niſtet er ſich traulich ein,
In ihrer Tiefe heim zu ſein,
Als wenn ein Friede werden will ...
Die Abendluft iſt mild und ſtill.

# Die Sternenfuge

Ernſt Kratzmann

An jenem denkwürdigen Abend, da der Thomas-Kantor von Leipzig vor dem König von Preußen geſpielt hatte und von ihm, der alle wahre Größe neidlos erkannte und ehrte, wie ein Fürſt empfangen worden war, geleitete ein Kammerdiener den Meiſter mit dreiflammigem Leuchter in das Gemach, das ihm zur Ruhe beſtimmt war. Er entzündete die Kerzen an der Wand und auf dem Tiſch und entfernte ſich mit tiefer Verbeugung.

Die Fenſter des Raumes öffneten ſich nach dem großen Luſtgarten. Die Müdigkeit, die der alte Bach noch vor einer Weile verſpürt hatte, fiel plötzlich von ihm ab, eine leiſe, ihm wohlbekannte Erregung ergriff ihn. Die überreiche Gnade des Königs hatte ihn, der nicht durch Fürſtengunſt verwöhnt war, erfreut, mehr aber noch verſetzte ihn die vom König geſtellte Aufgabe, über das nach ſeinem eigenen Namen gebildete Thema B-A-C-H eine große Fuge zu ſchreiben, in fiebernde Unruhe. Der Abend in dem lichterfunkelnden Raum, die glänzende Hofgeſellſchaft, die ſich mit dem König um die Wette bemühte, ihn mit Komplimenten und Artigkeiten zu ehren, das improviſierte Spiel vor dem königlichen Muſikfreund und Kenner, all dies war wie ein Rauſch in ſeinem Blut und nahm alle Schwere aus ſeinen Gliedern. Er wußte, daß er noch lange keinen Schlaf finden werde.

Neben dem hohen, bis an den Boden reichenden Fenſter fand er ein Cembalo ſtehen. Er ſchlug es auf, es gelüſtete ihn, die Gedanken, die ſich über ſeine Aufgabe zu regen begannen, im Spielen zu klären. Aber die vielen Lichter im Raum ſtörten ihn. Er blies ſie aus. Jetzt erſt gewahrte er die Helle der Nacht, die von einem funkelnden Sternhimmel her ins Zimmer ſtrömte, wenn auch ſeine Augen, die damals ſchon merklich ſchlechter zu werden begannen, nur einen unbeſtimmten Glanz, nicht mehr die einzelnen Geſtirne, unterſcheiden konnten.

Sinnend ſtand er am Fenſter. Aber dann kam der Augenblick, da mit einemmal in die Verworrenheit ſeines Denkens Klarheit und Licht fiel, ein ehernes Gefüge wuchs vor ihm auf, in dem jeder Ton und jede Wendung beſtimmt waren, unerbittlich, nach ewigem Geſetz. Bach trat ans Cembalo und begann zu ſpielen. —

Indes ſtieg Friedrich langſam die Stufen hinab, die vom Schloß gegen den Luſtgarten hin führten, um ſich noch ein wenig allein im Freien zu ergehen. Die Muſik des Abends hatte ihn mächtig erregt, gewaltiger, als es den Anſchein gehabt. Und es ſchien ihm nun in der

Einſamkeit der Nacht, unter dem unerbittlich kalt funkelnden Sternhimmel, als habe er den Meiſter nicht in der rechten Art empfangen. Was konnten dem Bach, dem alten Rieſen, der mächtig und vierſchrötig im höfiſchen Prunkſaal ſtand, die fein gedrechſelten Höflichkeiten und artigen Worte bedeuten, mit denen man ihn bewirtet hatte wie einen eitlen Franzoſen!

Da ſchlugen die dünnen, zitternden Klänge des Cembalos an ſein Ohr. Er blieb ſtehen und horchte: Bach ſpielte noch! Er erkannte das Thema B-A-C-H, das er ihm geſtellt, und ſchmerzlich durchfuhr ihn der Gedanke: warum kann der Meiſter jetzt nicht an einer Orgel ſitzen! Wie müßten ihre Klänge jetzt die Stille der Nacht durchbrauſen, tönend gewordene Strahlen der Sterne!

Friedrich wandte ſich zum Schloß zurück und ſchritt langſam zum Fenſter, an dem Bach ſpielte. Er vernahm das Suchen des Meiſters nach der verborgenen Form, die außer ihm noch niemand ahnte, fühlte, wie er ihr langſam näherkam und ſie ſich enthüllte wie ein rieſiger Berg.

Undeutlich empfand Bach neben ſich im Rahmen des Fenſters eine Bewegung und ſah auf. Er gewahrte den König. Faſt unwillig über die Störung erhob er ſich vom Inſtrument. Zugleich aber ſtieg doch auch eine leiſe Hoffnung in ihm auf, daß jenes Unklare um das Weſen des Königs, das ſtörend vor der Entfaltung ſeines Werkes ſtand, ſich nun löſen werde, wenn er ihm allein in der Stille der Nacht gegenüberſtand. So verneigte er ſich vor Friedrich, gelaſſen, aber doch ein wenig freundlicher, als es ohne jene geheime Hoffnung der Fall geweſen wäre.

Der König ſchien faſt etwas unſicher.

„Iſt Er mir böſe, Bach, daß ich Ihn bei Seiner Muſik geſtört habe?“

Bach murmelte etwas von der Ehre, daß Seine Majeſtät ihn um dieſe Stunde noch höchſt-Ihres Beſuches würdige. Der König hörte nicht recht zu dem, was der Meiſter ſagte; er ſtand geſenkten Hauptes, als lauſche er einem verlorenen Ton nach. Unvermittelt, faſt barſch, ſagte er: „Spiel Er mir das letzte noch einmal, Bach, das von der Durchführung an ...“

Bach ſetzte ſich wieder und gehorchte. Das Herriſche im Weſen des Königs tat ihm irgendwie wohl, ſchien ihm dem Bild Friedrichs, wie er es ſah, gemäßer als die franzöſiſche Gewandtheit des Weltmannes. So kam es, daß er beim Spielen unverſehens in eine andere, ſtrengere Bahn geriet als früher. Er erkannte, daß er nun auf dem richtigen Weg war; in vollen Zügen gab er ſich hin, vergaß ganz der Gegen-

wart des Königs, der ſtill lauſchend vor dem Fenſter ſtand und zu den Sternen aufſah.

Bach endigte. Er hörte neben ſich die Stimme Friedrichs, in der Ehrfurcht und Ergriffenheit nachklangen:

„Nun erſt finde ich das Wort, das meine Gedanken den ganzen Abend vergeblich ſuchten... Seine Muſik, Bach, ſonderlich Seine Fugen, ſind wie die Sternbahnen am Himmel. Sie gehen nach ewigen, wunderbar unbegreiflichen Geſetzen, ſie ſind vollkommen und erfüllen unſer Gemüt mit der Ahnung des Göttlichen, die nicht eigentlich aus der Schönheit fließt, vielmehr aus der Erhabenheit ihres Anblicks. So ſind Seine Fugen, Bach. Das iſt das Göttliche an ihnen."

Bach blieb ruhig vor dem Cembalo ſitzen. Die Hände ſanken ihm auf die Knie. Er lächelte etwas und ſagte in halber Abwehr:

„Ich habe mich nie ſehr viel um die Sterne gekümmert, Majeſtät. Auch ſind meine alten Augen ſchon zu ſchwach geworden, um ſie zu ſehen ..."

„Das macht auch nichts, Bach. Er trägt ſie und ihre Geſetze in ſich ..."

Es war etwas im Ton der Stimme des Königs, im ungewiß gefühlten Licht der Sterne, in der Nachtluft und der ſchwingenden Stille ringsum, das Bach befriedete und ihn ſich ſelber gab. Die Fuge, die er eben geſpielt, klang in ihm nach und machte, daß er den Mann vor dem Fenſter als einen jüngeren Freund, nicht mehr als den König anſah. Und ſo geſchah es in dieſer ſeltſamen und begnadeten Stunde, daß der Meiſter das königliche Lob, das er noch am Abend beſcheiden abgewehrt hätte — aus der Beſcheidenheit des Untertanen, nicht des Künſtlers —, ſchweigend anhörte und annahm. Aber er fügte, als darauf eine Stille zwiſchen den beiden Königen entſtand, ein Wort hinzu, das ſogleich den vielleicht möglichen Verdacht der Eitelkeit wieder von ihm wegnahm. Er ſagte nämlich ſehr ſtill und gelaſſen und wunderte ſich dabei über ſeine Worte, die ſcheinbar gar nicht zu ihrem Geſpräch gehörten:

„Ich glaube aber, Eure Majeſtät, daß beide Geſetze aus demſelben Geiſt Gottes ſtammen, das Sterngeſetz und das Geſetz des Kontrapunktes, und daß ſomit der Menſch genau ſo ein Werkzeug des Ewigen ſei wie das Geſtirn. Glauben Eure Majeſtät, daß ein Stern etwa Stolz über die Harmonie ſeiner Bahn und den Glanz ſeines Lichtes empfinden könnte?" Und nach einer Weile, während er ſich wieder dem Cembalo zuwendete und bereits die Hände über die Taſten breitete:

„So hat auch der Menſch das Geſetz zu erfüllen, das in ihn gelegt iſt und das nicht das ſeine iſt. Ohne Stolz und Eitelkeit, denn er iſt nur das Werkzeug."

Damit ſchlug er die Taſten an und begann das königliche Thema zu jenem unerhörten Meiſterwerk zu geſtalten, das er ſpäter als ein muſikaliſches Opfer dem König widmete.

Draußen in der Nacht, einſam, wie ausgeſchloſſen aus der Gemeinſchaft, ſchritt der König, der ſpäter der Große genannt wurde. Das Spiel klang zu ihm her, es verſchmolz mit dem Anblick der Sterne und mit den Worten Bachs.

Seine Gedanken wendeten ſich dem neuen Krieg zu, der unausweichlich war. Er wußte, wie er ihn führen würde, daß der Glanz ſeines Namens noch heller aufleuchten ſollte als durch den früheren.

In dieſem Augenblick tönten die Schlußakkorde der Fuge zu ihm herüber. Der König ſah jäh auf, der Herzſchlag ſtockte ihm. „Das iſt der Sinn!" flüſterte er halblaut. „Der Sinn ..."

Er fühlte ſich beſchämt wie ein geſcholtenes Kind vor ſeinem Lehrer. Nur Ruhm, Ehre, Glanz, nichts anderes war für ihn damals der Anlaß geweſen, Schleſien zu nehmen. Er war jung, er wollte der Welt ſeinen Namen einprägen. Das war alles. Darum Schlachten, Tote, Verwundete, brennende Dörfer, Not, Elend! Nur Eitelkeit, Prahlſucht, ſonſt nichts.

Friedrich ſtieg das Blut in den Kopf. Hatte Bach das gemeint, als er vom Geſetz der Sterne ſprach, das eine höhere Gewalt in ihre Bahnen gelegt?

Jäh wandte ſich Friedrich nach dem Schloß. Hinauf jetzt, die Stufen, an das Fenſter des Meiſters — mit einem Wort es bekennen, dem einzigen, der es verſtehen würde, wenn er es ihm ſagte: in dieſer Nacht erſt wurde ich König ...!

Aber er blieb unbewegt, und ein ſchwaches Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. War es nötig, das? Nötig, es zu ſagen? Wußte es Johann Sebaſtian Bach nicht ſchon? Ja, denn er ſpielte es.

Die Sternenfuge. In der jede Stimme frei und dennoch gebunden iſt, Werkzeug eine jede, Werkzeug des ewigen Willens ... Nicht Selbſtzweck, erſchaffen, eigene Schönheit, eigenen Glanz zu verkünden. Nur Glied des Ganzen, Großen, das — ein anderer lenkt, nach ſeinem Geſetz ...

Der König, den man ſpäter den Großen nannte, ſtand lauſchend mit geſenktem Kopf, leiſe lächelnd, dem ewigen Geſetz geneigt.

# Reinald von Dassel

**Damit der Ruhm nichts Falsches verbreite über dich, überwindest du durch deine Taten den Ruhm.**

Archipoet

## Ausmarsch

Oskar Wöhrle

Anno vierzehn Fahnenmeere,
Jubel, Lärm, Begeiſt'rungsbraus!
Heute zieh'n die grauen Heere
Still in heil'gem Schweigen aus.

Nicht vom Taumel hingeriſſen!
Nicht von frühem Lob umweht!
Hart die Fauſt! Denn alle wiſſen
Dieſes Mal, worum es geht.

Hart die Fauſt! Hell die Geſichter!
Klar der Mut zu Schlag und Schlacht!
Über uns die ew'gen Lichter
Brennen tröſtlich durch die Nacht.

Macht, die uns zu ducken meinte,
Wie ein böſer Spuk zerrann.
Deutſchland ſprengt den Ring der Feinde,
Daß es endlich atmen kann!

## Wir reiten für das Reich

Alfred Görgl

Friſcher Wind und Morgengrauen
Über Wieſen, Feld und Teich;
Laßt uns nicht mehr rückwärtsſchauen,
Denn wir reiten für das Reich!

Zittert nicht in Todesahnen,
Halme wehn im Senſenſtreich,
Ewigkeit in unſern Fahnen,
Denn wir reiten für das Reich!

Iſt ein Bau emporgeſtiegen
In die Lüfte domesgleich.
Brüder auf! Wir werden ſiegen;
Denn wir reiten für das Reich!

## Bekenntnis

Heinrich Lerſch

Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!
Wie Gott, ſo lieb' ich dich!
Mein großes Volk, wie bitterlich
Trugſt du des Schickſals Spott!
Du trotzteſt, ob das Herz dir ſpringt,
Du fühlſt, daß dir dein Kampf gelingt.
Denn, Deutſcher, horch! Dein Herz, das ſingt:
Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!

Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!
Er gab uns: Menſch zu ſein!
Und ſprach: „Kämpf um das Erbe dein!
Ich mach' dich nicht zum Spott!"
Vor ihm ſind alle Länder gleich,
Reich iſt ihm arm und arm iſt reich,
Deutſchland iſt arm und reich zugleich!
Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!

Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!
Von Deutſchland laß ich nicht!
Und naht für uns das Weltgericht:
Gott iſt in uns, in uns iſt Gott!
Kämpfend erfüll' ich ſein Gebot;
Trug Deutſchlands Glück, trag' Deutſchlands Not,
Und dafür geh' ich in den Tod:
Ich glaub' an Deutſchland wie an Gott!

## Bitte

Rainer Schlöſſer

Herr, nimm ſie uns nicht;
Die Luſt des Verbrennens,
Die Laſt der Pflicht
Und das Leid des Erkennens!

# 1940 ...

Hermann Burte

Mein Volk, wenn aus dem Dunkeln
Die ſchweren Jahre nah'n,
So zeigt kein Sternenfunkeln
Den Weg zum Frieden an.
In deiner eigenen Seele,
Im Grunde deiner Bruſt,
Da wachſen die Befehle,
Die du befolgen mußt.

Nun gilt es, wie im alten
In dieſem neuen Jahr,
Dir ſelber Treue halten
Im Weſen, deutſch und wahr!
Da braucht es helle Härte
Und adlerklaren Mut:
Es ſteht dem blanken Schwerte
Der reine Wille gut.

Und was der Krieg an Schlägen
Und Unheil bringen kann,
Du ſtehſt als Volk im Segen
Durch deinen beſten Mann!
Die Feinde haben keinen
So wiſſend wach wie ihn —
Drum halte feſt am Einen,
Sonſt fallen alle hin!

Dann, von Gefahr umwittert,
Vom Höllentrug umbrauſt,
Bleibſt du doch unerſchüttert
Im Geiſt und in der Fauſt. —
Groß iſt das Schickſal! Größer,
Wer ſich dagegenſtellt:
Dem eignen Volk ein Löſer
Und Retter in der Welt!

# Der Führer am 1. September 1939 vor dem Deutschen Reichstag

Ich verlange von keinem deutschen Mann etwas anderes, als was ich selber über vier Jahre freiwillig bereit war jederzeit zu tun. Es soll keine Entbehrung in Deutschland geben, die ich nicht selber sofort übernehme.

Mein ganzes Leben gehört von jetzt ab erst recht meinem Volk. Ich will nichts anderes jetzt sein als der erste Soldat des Deutschen Reiches.

Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir einst selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg, oder ich werde dieses Ende nicht erleben!

Als Nationalsozialist und als deutscher Soldat gehe ich in diesen Kampf mit einem starken Herzen hinein. Mein ganzes Leben war nichts anderes als ein einziger Kampf für mein Volk, für seine Wiederauferstehung, für Deutschland. Über diesem Kampf stand immer nur ein Bekenntnis: des Glaubens an dieses Volk.

Ein Wort habe ich nie kennengelernt, es heißt: Kapitulation.

Wenn irgend jemand aber glaubt, daß wir vielleicht einer schweren Zeit entgegengehen, dann möchte ich ihn bitten, zu bedenken, daß einst ein preußischer König mit einem lächerlich kleinen Staat einer größten Koalition gegenübertrat und in drei Kämpfen am Ende doch erfolgreich bestand, weil er jenes gläubige starke Herz besaß, das auch wir in dieser Zeit benötigen.

So wie ich selber bereit bin, jederzeit mein Leben einzusetzen — jeder kann es mir nehmen — für mein Volk und für Deutschland, so verlange ich dasselbe auch von jedem anderen.

Wer aber glaubt, sich diesem nationalen Gebot, sei es direkt oder indirekt, widersetzen zu können, der fällt! Verräter haben nichts zu erwarten als den Tod!

Wir alle bekennen uns damit nur zu unserem alten Grundsatz: Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist es, daß unser Volk lebt, daß Deutschland lebt!

Das Opfer, das von uns verlangt wird, ist nicht größer als das Opfer, das zahlreiche Generationen gebracht haben. Alle die Männer, die vor uns für Deutschland antreten mußten den bittersten und schwersten Weg, haben nichts anderes geopfert und geleistet, als was wir auch zu leisten haben. Ihr Opfer war kein billigeres und kein

ſchmerzloſeres und damit kein leichteres, als das Opfer ſein würde, das von uns verlangt wird.

Ich erwarte auch von der deutſchen Frau, daß ſie ſich in eiſerner Diſziplin vorbildlich in dieſe große Kampfgemeinſchaft einfügt.

Die deutſche Jugend aber wird ſtrahlenden Herzens ohnehin erfüllen, was die Nation, der nationalſozialiſtiſche Staat von ihr erwartet und fordert.

Wenn wir dieſe Gemeinſchaft bilden,
eng verſchworen,
zu allem entſchloſſen,
niemals gewillt, zu kapitulieren,
dann wird unſer Wille jeder Not Herr werden!

Und ich möchte ſchließen mit dem Bekenntnis, das ich einſt ausſprach, als ich den Kampf um die Macht im Reich begann. Damals ſagte ich: Wenn unſer Wille ſo ſtark iſt, daß keine Not ihn mehr zu zwingen vermag, dann wird unſer Wille und unſer deutſcher Stahl auch die Not meiſtern!

Deutſchland — Sieg Heil!

## Polenland, Polenland ... · Clemens Rößler

Polenland, Polenland,
Deine Erde dampft von Blut,
Deine Erde birgt die Glut
Deutſcher Helden und Soldaten,
Deutſcher Mütter höchſtes Gut:
Deutſches Blut, deutſches Blut!

Polenland, Polenland,
Deiner Freiheit teures Gut
Leuchtet auf der Gräber Flut
Deutſcher Helden und Soldaten,
Deutſcher Mütter höchſtes Gut:
Deutſches Blut, deutſches Blut!

Polenland, Polenland,
Deiner Flüſſe graue Flut
Tragen noch in ſich das Blut
Deutſcher Helden und Soldaten,
Deutſcher Mütter höchſtes Gut:
Deutſches Blut, deutſches Blut!

## Nähe des Todes

Joachim, Frhr. von der Goltz

Der Tod, der iſt nicht Weib und auch nicht Mann.
Mit eiſ'gem Finger tupft' es meinen Nacken,
Ich durfte mich nicht drehn und nicht ihn packen,
Ein Heer von Schauern heiß mich überrann.

Und wie's mich grauſte und wie ich ſo ſann,
Was ich mich ſollt' mit Tod und Teufel placken,
Schlug ich die Sporn zuſammen mit den Hacken:
Faß an, Geſpenſt, ich bin Soldat und Mann!

Das Leben fordert hart zu ſein. Hart ſein iſt ein Ideal, dem mit glühenden Herzen nachgeſtrebt werden muß. Hart ſein um des Lebens willen, um ein Kämpfer zu werden, um einſt Sieger zu ſein. — Unſere Umwelt iſt gegeben. Laſtende Hitze des Sommers, beißende Kälte des Winters, langer Marſch in der Nacht und Näſſe. — Ausharren an einer Werkbank, an einem Maſchinengewehr. Hunger ertragen, Durſt leiden, auf der bloßen Erde liegen können, im Kampfe nicht nachgeben, nie, niemals, und wenn alles ausſichtslos erſcheint; dem Gegner noch die leergeſchoſſene Piſtole ins Geſicht ſchleudern, ihm an den Hals fahren, ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt, ihn noch mitnehmen, wenn man ſelbſt ſchon ſterben muß. Kämpfer ſein; Kämpfer ſein auch im Glauben an ſeine Sache, und wenn alle ſagen, daß ſie falſch ſei, weiterglauben, weiterhandeln. Das bringt den Sieg, den Sieg, der dem gehört, der härter iſt. — Du ſollſt in Kampf und Arbeit niemals nachgeben, und wenn es tauſendmal mißlingt, dann mußt du es eben tauſendundeinmal wagen. Einmal gelingt es doch, und du biſt Sieger, faſt ausgeblutet, faſt von Sinnen, aber in dem jauchzenden Gefühl, überwunden zu haben. Du biſt Sieger in deinem Kampf und biſt Sieger über dich ſelbſt. — Jeder bereite ſich auf ſeinen Kampf vor. Jeder übe ſich ſo, als ob er einmal den entſcheidenden Kampf um Deutſchland führen müſſe. Jeder muß marſchieren, Hunger, Durſt leiden, auf der nackten Erde ſchlafen können, alle Entbehrungen mit frohem Mut durchhalten, Kämpfer ſein, Soldat ſein von dem Augenblick an, wo er zum erſten Male begreifen kann, um was es geht. — Wir brauchen Männer, hart und federnd wie Stahl, härter als alles, was es in der Welt gibt. Sie allein werden die große deutſche Zukunft meiſtern. Willſt du dabeiſein, oder willſt du als Schwächling danebenſtehen? Deutſchland wird das Land der Tapferen und Starken ſein. Entweder gehörſt du zu ihnen, oder du wirſt kein Deutſcher mehr ſein.

Helmut Stellrecht

# Die Mütter an die Jugend

Agnes Miegel

Jugend, einſt geſtiegen aus unſerm Leben,
Was können wir Mütter, was können wir Alten euch geben?
Was können wir euch ſchenken, die ihr draußen ſteht,
Wie ihn euch vergelten, den Weg, den ihr für uns geht?

Ach, es tut gut, mit den immer geſchäftigen Händen
Zu nähen, zu ſtricken, zu ſammeln und Päckchen zu ſenden, —
Manchmal iſt es dann, als wäret ihr wieder klein
Und müßtet für Tage bloß fort, in den Ferien ſein!

Aber dann zuckt das Herz und weiß wieder das große, bittere Wort,
Und weiß, er zog ſo wie damals ſein Vater fort!
Und wir ſind tapfer, ſo wie wir es damals waren,
Und wieder bereit, geduldig auf Botſchaft zu harren!

Aber dieſes iſt ſchwer: daß ihr uns ſchützt, nicht mehr wir
Euch ſchützen, geliebte Jungen, ihr!
Ach, es war ſchön, einmal euch nahe zu haben,
Geborgen im Bettchen, ſtill atmend, damals als Knaben!

Ach, es war ſchön und genug für ein langes Leben,
Einmal euch zu tragen, euch Schutz und Nahrung zu geben, —
Oh, es tröſtet uns ſanft, liegen wir einſam jetzt wach,
Wie der Wind ſingt draußen ums tropfende Dach!

Wie er uns kündet: wo ihr kämpfend ſteht,
Kommt jetzt die Stunde, das Eis und Schnee vergeht, —
Dort, wo ihr kämpftet im glühenden Spätſommerbrand,
Wächſt im Regen das Korn aus dem neu gepflügten Land!

Und wir ſchließen die Augen, müde von Arbeit und Sorgen,
Fühlen mit euch uns vereint und mit allen Müttern geborgen,
Denken dankbar, daß wir ſo ſtolz auf euch ſind,
Sagen — o ſanft kommt der Schlaf — Draußen ſteht auch mein Kind!

Der Mutter Worte / bewahre nun, Sohn, / und behalt im Herzen ſie!
Vollgemeſſen Heil ſoll dir folgen ſtets, ſolang du deſſen gedenkſt.

Aus der Edda

## 1915

Hans Künkel

In Polen ſteht ein Lindenbaum,
Steht einſam auf der Wacht.
Durch ſeine Zweige zieht der Traum
Der Heimat in der Nacht.

Durch Polens Wege geht ein Lied.
Das alte Lied entführt der Wind:
Es iſt ein Herz, das heimwärts zieht
Aus weiter Ferne, treugeſinnt.

Am Berge ſteht ein hölzern Kreuz,
Zu dem des Tags die Lerche fliegt,
Ein Helm darauf, Gewehr dabei:
Weiß nicht, wer drunter liegt. —

## Der Geworbene

Martin Greif

Sie gruben einen Soldaten ein,
Sie trommelten, präſentierten,
Sie ſchoſſen ihm ins Grab hinein,
Die Degen ſalutierten.
Leb wohl, Kam'rad, leb wohl!

Und wie ihm nach die Trommel ſchlug,
Dem Kriegsmann in der Erden,
Da ſchwur der Knab', der's Kreuz ihm trug,
Auch ein Soldat zu werden:
Wohlan, o Knab', wohlan!

Wir ſind Kameraden, wie nur Soldaten es ſein können, durch Tat, Blut und Geſinnung zu einem Körper und einem Willen verwachſen. Feiglinge halten ſich nicht in unſeren Reihen; wie wir den Weg zum Feinde, ſo wiſſen ſie den ſicheren Boden des Hinterlandes zu finden. Oft ärgern wir uns, wenn ſie Karten „mit kameradſchaftlichen Grüßen" ſenden; heute ſtreift kein Gedanke in ihre Reviere der Geſellſchaft, des guten Tons und der guten Weine. Als Erſte im Kampf zu ſtehen: das halten wir noch immer für eine Ehre, der nur die Beſten würdig ſind.

Heute ſind der Mann und die Tat des Tages Inhalt, und übermorgen wird von der beſten Mannſchaft eines großen, kriegeriſchen Volkes der Meißel an das neue Geſicht der Erde gelegt. Das iſt ein Tag wie die von Wahlſtatt, von Wien und von Leipzig, da wird einem Volke und ſeinen Gedanken die blutige Gaſſe gebrochen.

Ernſt Jünger

# Viel Blut, viel Blut muß in die Erde ſinken ...

Hans Caroſſa

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet
Aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.
Welt-Ende künden trauernde Propheten.
Doch während manche dumpf ihr Schickſal ſuchen,
Hörſt du, mein Volk, noch über Sein und Nichtſein
Die Rufe klaren Heils und wägſt kein Opfer,
Auf daß du lebeſt. Denn dir iſt geweisſagt,
Gott werde auf dich ſchauen und dich nicht haſſen,
Wenn du jetzt viel, was er dir ſchenkte, hingibſt.
Veräußert iſt dein ſüßes, altes Träumen,
Und all dein Gold prägſt du in harte Taten
Und ſingſt nicht mehr und ſchämſt dich faſt des Weiſen,
Des einſam Wagenden der eignen Tat.
Der aber ſchützt im gläubigen Gemüt
Das tief Gemeinſame all — aller Menſchen.
Und, wenn ihr auszieht, hingeweihte Brüder,
Iſt er mit euch, und jedem ruft er: Komm,
Komm noch einmal in meinen freien Wald!
Hier ſpringt aus Urgeſtein ein kühler Quell,
Geſchenkt vom Himmel und gewürzt von Erde,
Da netzen Vögel oft die heißen Flügel ...
O ſchöpfet! Wer hier trinkt, der iſt getröſtet.
Er ſchaut die großen Väter ſeiner Gegner
Mit ſich und ſeinen Ahnenreih'n im Bund.
Und wie ſich Wandrer Zeichen hinterlaſſen
In ödem Land, ſind ihm im Tal des Mordes
Die Spuren gütigerer Geiſter kennbar.
Und ob er tötet, ob er ſtirbt, er ahnt:
Dies iſt nur dunkler Samen großer Liebe.
Viel Blut, viel Blut muß in die Erde ſinken;
Nie wird ſie ſonſt den Menſchen heimatlich ...

Wir kennen nur einen Glauben: Den Glauben ans deutſche Blut.
Für dieſen wollen wir fallen, dann war unſer Leben gut. Joſefine Mayr

# Opfergang

Sigismund Banek

Auf dem Friedhof eines der deutſchen Dörfer ſüdlich der Kreisſtadt Warthbrücken iſt das Grab des Heinrich Siewert zu finden, der, wie die Inſchrift auf dem einfachen Holzkreuz beſagt, von den Polen am 7. September 1939 ermordet wurde. Unter dieſer Inſchrift ſtehen die Worte: „Er ließ das Leben für ſeine Brüder."

Über den Tod dieſes Mannes iſt folgendes zu berichten:

Als die deutſchen Bauern des Dorfes, von dem hier die Rede iſt, eines Nachmittags nach Ausbruch des Krieges vom Nachbarort her Gewehrſchüſſe und dazwiſchen Wehrufe und Todesſchreie vernahmen und ſpäter von einem geflüchteten Volksgenoſſen erfuhren, daß die meiſten ſeiner mit ihm aus dem Poſenſchen verſchleppten Gefährten dort von den Polen auf ſchreckliche Weiſe umgebracht wurden, beſchloſſen ſie, Haus und Hof zu verlaſſen und ſich mit ihrer Habe in dem dichten Gebüſch der nahen Flußniederung zu verbergen.

Unter den Geflüchteten, die ſich noch am gleichen Tage vor Anbruch der Dunkelheit auf einer einſamen, von Erlen und Weiden umſäumten Wieſe zuſammenfanden, war auch Heinrich Siewert, ein achtundzwanzigjähriger Bauer, mit ſeinem jungen Weib und ſeinem kleinen Kinde. In dieſer Nacht dachten die wenigſten an Schlaf, zeigte doch der an vielen Stellen auflohende Feuerſchein, daß die Polen auf ihrem Rückzug vor dem deutſchen Heer zahlreiche Gehöfte und Getreideſchober in Brand geſteckt hatten.

Kaum war der Morgen herangekommen, als Siewert und mit ihm einige beherzte Nachbarn ſich zu einem Gang in das verlaſſene Dorf aufmachten. Sie wollten nachſehen, was dort geſchehen war, und dabei auch ein altes Leibgedingepaar, von dem erſt jetzt bekannt wurde, daß es zurückgeblieben ſei, bergen und zu den anderen in Sicherheit bringen. Die geräumten Gehöfte lagen im aufbrechenden Frühlicht ſtill und verlaſſen da, und unbehelligt kamen die Männer zu dem Kätnerhauſe, in dem die beiden Alten wohnten. Indes dieſe, die unbeholfen und zittrig, willig alles mit ſich geſchehen ließen, von den anderen fortgeführt wurden, ſuchte Siewert, ihrer inſtändigen Bitte folgend, einige ihrer Habſeligkeiten zuſammen, um ſie gleichfalls fortzuſchaffen.

Er wollte mit dem fertigen Bündel den Hof verlaſſen, als er ſich plötzlich von einem Trupp polniſcher Soldaten entdeckt ſah, die vor dem nächſten Hauſe ſtanden und eifrig nach allen Seiten ausſpähten.

Da ein Fluchtverſuch auf dem einzigen ihm freigebliebenen Wege den Feinden lediglich die Richtung zu ſeinen Gefährten gewieſen hätte, blieb der junge Bauer auf ihren Anruf ſtehen, legte ſeine Laſt nieder und ließ ſich ruhig und gefaßt von ihnen umringen. Sie fragten, nachdem ſie feſtgeſtellt hatten, daß er Deutſcher ſei, nach dem Verbleib der Dorfbewohner, und ſchlugen, als ſie keine Antwort erhielten, unter wüſten Schimpfreden auf ihn ein.

Unter den ſcharfen Kolbenſchlägen brach der Gefangene, dem die Hände feſt zuſammengeſchnürt wurden, blutend in die Knie, und nur mit Mühe vermochte er, da ihm faſt die Sinne ſchwanden, die Worte zu erfaſſen, die ihm der Anführer des Trupps ins Geſicht ſchrie. In einer Viertelſtunde, ſo rief dieſer in größter Wut, müſſe er im Beſitz aller Geſpanne des Dorfes ſein ſowie des fortgebrachten Viehs, und ſollte man es ihm in dieſer Zeit nicht bringen, werde er Hof um Hof anzünden und jeden Deutſchen, der ihm in die Hände fiele, in die Flammen werfen laſſen. Taumelnd und ſchwer atmend erhob ſich Siewert und richtete einen langen Blick auf die Dorfſtraße, zu deren beiden Seiten mitten im Grün der Gärten ſechsundzwanzig Höfe breit und wuchtig hingebaut ſtanden. Auf die nochmalige Frage des Soldaten, ob er nun bereit ſei, ſie zu dem Verſteck der Geflüchteten zu führen, nickte er nur kurz mit dem Kopf und ſchritt ihnen auf dem Weg in die Niederung voran.

An der Kreuzung hinter dem letzten Hof aber wandte er ſich nicht nach Norden zur Flüchtlingswieſe, ſondern bog nach der entgegengeſetzten Seite ab und lief nun ſo eilig voran, daß die Polen ihm kaum zu folgen vermochten. In der Gier, die Dorfleute ſamt ihrer Habe bald vor ſich zu ſehen, folgten ſie haſtig dem Vorangehenden, ohne gewahr zu werden, daß dieſer in dem dicht mit Unterholz bewachſenen Erlenwald, in den ſie gekommen waren, einige Male die Richtung änderte und ſie zuletzt ganz aus der Stromniederung heraus und in einen ſchier endloſen Wald geführt hatte.

Erſt als ſie nach einem faſt halbſtündigen Umherſtreifen auf wiederholten Zuruf von dem Deutſchen keine Antwort erhielten, ſchöpften ſie Verdacht und drangen, auf einer tief im dichten Tannenwald gelegenen Lichtung angelangt, auf ihn ein, ſie unverzüglich auf dem kürzeſten Wege in das Dorf zurückzuführen.

Heinrich Siewert wußte nun, daß ſeine letzte Stunde gekommen ſei. An den Stamm einer Tanne gelehnt, blickte er mit feſtgeſchloſſenen Lippen an den haßverzerrten Geſichtern ſeiner Feinde vorbei in das

wunderbar klare Blau des herbſtlichen Himmels. Er dachte an ſein junges Weib und an den kleinen Sohn, den Erben ſeines Hofes, den ſie ihm geboren. Bereits aus vielen Wunden blutend, vernahm er plötzlich über den Wipfeln der Bäume ein mächtiges Brauſen und gewahrte, mit letzter Kraft hinſchauend, ein großes deutſches Geſchwader, das in freier, ſtolzer Fahrt oſtwärts zog. Den Blick unverwandt auf die im Schein der Sonne hell aufſchimmernden Flugzeuge gerichtet, brach er unter den Bajonetten der Polen zuſammen. Sein ſchwer verſtümmelter Körper wurde erſt nach einigen Wochen, nachdem ſein Heimatdorf bereits längſt von deutſchen Truppen beſetzt und befreit worden war, gefunden und zur letzten Ruhe beſtattet.

## Wir von der Weichſel und Warthe

Friedrich Karl Kriebel

Wir blieben treu, als Deutſchland zerbrach,
Wir ſtanden ſtark in bitterer Schmach:
Wir von der Weichſel und Warthe!

Wir hoben die Fahne aus Schande und Schmutz,
Wir hielten zu ihr, und wir waren ihr Schutz:
Wir von der Weichſel und Warthe!

Und was an Leid uns auch widerfuhr,
Und ob die Welt uns auch narrte:
Wir klagten nicht, wir hielten den Schwur
Und wuchſen im Glauben an Deutſchland nur:
Wir von der Weichſel und Warthe!

In ſo heilloſen Zeiten muß man ſich mit Eingeweiden aus Eiſen und mit einem ehernen Herzen verſehen, um alle Empfindſamkeit loszuwerden.

Friedrich der Große, 1757

## Soldatenbrief

Hansgeorg Buchholtz

Meine Gedanken ſuchen ſtets Dich,
Was ich auch tun mag,
Jede wache Stunde am Tag
Sehne ich mich.
Über des Pferdes nickendem Kopf
Geiſtert mir oft der helle Schopf
Eines der Jungen.
Irgendwo hinter Buſch und Baum,
Müde geſtreckt in dem halben Traum,
Hat Deine Stimme geklungen.
Meine Gedanken, wie ſchnell auch gedacht,
Wo ich auch bin,
Immer ziehſt Du ſie zu Dir hin,
Bei Tage und Nacht.
Abends im Zelt, im fremden Quartier
Saßeſt im Dunkeln Du neben mir.
Selig befangen,
Deine Hand mir die Stirne ſtrich,
Doch wenn der Glanz der Sterne verblich,
Warſt Du gegangen.
Siehe, wir ſind und werden ſein
Trotz Raum und Zeit
Immer zuſammen, in allem gemein
Und nie entzweit —
In unſerer Kinder lebendiges Blut
Sind wir gegeben,
Aber auch jenſeits der Grenzen der Welt,
Die unſere Blicke mit Enge umſtellt,
Werden vereinigt wir leben.

Wie darf denn Krieg ſein in der Welt?

Du Törichter, geh hin und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung, und ſie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und ſie werden dir die Welt deuten.

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haſſet die Ruhe. Darum iſt Krieg.

Ernſt Moritz Arndt

# Matroſenlied

Hermann Löns

Heute wollen wir ein Liedlein ſingen,
Trinken wollen wir den kühlen Wein,
Und die Gläſer ſollen dazu klingen,
Denn es muß geſchieden ſein.
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Unſre Flagge und die wehet auf dem Maſte,
Sie verkündet unſres Reiches Macht,
Denn wir wollen es nicht länger leiden,
Daß der Engliſchmann darüber lacht.
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich ſchlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
Für das Vaterland da floß ſein Blut.
Gib mir deine Hand,
Deine weiße Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,
Denn wir fahren gegen Engelland.

Gehſt du nach vorn, Kamerad,
Ich gehe mit!
Läufſt du zum Sturm, Kamerad,
Ich halte Schritt!
Schlägt's dich in Scherben,
Ich ſteh' für zwei!
Und geht's zum Sterben,
Ich bin dabei!

Gorch Fock

## Das Frankreichlied

Heinrich Anacker

Kamerad, wir marſchieren im Weſten,
Mit den Bombengeſchwadern vereint,
Und fallen auch viele der Beſten,
Wir ſchlagen zu Boden den Feind.
Vorwärts! Voran! Voran!
über die Maas, über Schelde und Rhein
Marſchieren wir ſiegreich nach Frankreich hinein.
Marſchieren wir, marſchieren wir
Nach Frankreich hinein!

Sie wollten das Reich uns verderben,
Doch der Weſtwall, der eherne, hält,
Wir kommen und ſchlagen in Scherben
Ihre alte, verrottete Welt.
Vorwärts! Voran! Voran!
über die Maas, über Schelde und Rhein
Marſchieren wir ſiegreich nach Frankreich hinein.
Marſchieren wir, marſchieren wir
Nach Frankreich hinein!

Kamerad, wir marſchieren und ſtürmen,
Für Deutſchland zum Sterben bereit,
Bis die Glocken von Türmen zu Türmen
Verkünden die Wende der Zeit!
Vorwärts! Voran! Voran!
über die Maas, über Schelde und Rhein
Marſchieren wir ſiegreich nach Frankreich hinein.
Marſchieren wir, marſchieren wir
Nach Frankreich hinein!

Getrennt marſchieren, vereint ſchlagen. Die Vereinigung geſonderter Armeen auf dem Schlachtfeld halte ich für das Höchſte, was ſtrategiſche Führung zu erreichen vermag.

Helmuth von Moltke

Vor den Ruhm ſind nun einmal die Arbeit und der Schweiß geſetzt.

Alfred von Schlieffen

## Nachtmarſch

Fritz A. Mende

O Abend im Mai!
Ich kann dich nicht reimen —
Die Mädchen wuſchen vorm Brunnen.
Wir hatten unſre Gewehre ans Haus geſtellt.

Die Apfelbäume blühten ſo voll.
Fett ſtand das Gras, ſamtig und kühl.
Wir ſaßen im Duft
Auf dem Baumſtamm,
Den keiner mehr ſägte.

Fort waren die Brüder —
Aber die Mädchen lachten uns an.
Wir trugen das Kleid ihrer Brüder.
Und unſre Gewehre ſtanden am Haus.

Durch die Nacht klang das Lied,
Das ewige Lied vom Soldaten.
Hatte der Tod keinen Platz mehr darin?

Leuchtkugeln ſtiegen um Mitternacht
Wie Freudenfeuer.

## Weg durch die Heide

Rudolf Paulſen

Uralte Birken geleiten
Den Weg durch die Heide dahin;
Mir iſt, als wenn ich vor Zeiten
Hier ſchon gegangen bin.

Der ſtille See zur Seite
Spiegelt den ſonnigen Tag,
Ringsum in blauender Weite
Tönt es wie Glockenſchlag.

Heut wandre ich alleine,
Nur ein Erinnern geht mit
An die Allerſchönſte meine
Und ihren zierlichen Schritt.

Wohl ſuch' ich, ob ich ſie finde ...
Doch ſie ging weit, ſo weit:
Ihre Spur verwehte im Winde
Seit der langen, langen Zeit.

So will ich den Weg bis ans Ende
Durch die Heide und weiter gehn,
Bis einſt ihre himmliſchen Hände
Mich grüßen beim Wiederſehn.

## Vaterland

Martin Simon

Vaterland, heilig' Geheimnis,
Unſeres Herzens Herz,
Dich ſingen die Knaben,
Jünglingen ſchimmert dein Feuer,
In Männern biſt du.

Deiner teilhaftig,
Blühen im Blut uns
Brunnen und Burgen,
Wälder tönen mit Orgelmund,
Flüſſe fruchten die Äcker,
Aus dem Anfänglichen
Strahlt uns Kraft.

Wem vergönnſt du dich,
Stillſte Heimat des Bluts?
Stürmend dem Stürmenden,
Singend dem Singenden,
Aber hüllenlos
Dem, der dir ſtirbt.

Vaterland, heilig' Geheimnis,
Unſeres Herzens Herz,
Dich ſingen die Knaben,
Jünglingen ſchimmert dein
Feuer,
Zu Männern reif uns!

*

Leuchte, o Land, in die reinen
Tage der Helden und ſchenk
Wein uns, ſing auf, und des einen
Mannes, den Gott gab, gedenk!

Sei in den weizenen Garben,
Drüber die Sonne verloht,
Treib aus den grünenden Narben
Neuer Äcker dein Brot.

Blüh in den herbſtlichen Wäldern,
Süß ſchmeck im Apfel, der fällt,
Heb dich im Ruch von den Feldern
Bis in das Innre der Welt.

Glüh in den goldgelben Birnen.
Du Land, das ewig nur gibt,
Leuchte herab von den Stirnen,
Die dich im Tode geliebt ...

## Den Ausziehenden

Gerhard Schumann

Schaut in die treuen Augen der Mütter und Väter.
Schaut in die trauernden Augen der ſtillen Geliebten.
Schaut in die reinen Augen der winkenden Kinder.
Schaut in den Sommerfrieden des ruhenden Landes,
Vor das ihr die Leiber werft als lebendigen Schutzwall.
Auf daß ihr in eurer ſchweren Stunde ein Bild habt,
Das eure Herzen zu Gott emporhebt.

# Große Liebe und frühes Leid

Hermann Claudius

## Aus meiner Knabenzeit

Ohne Frage: ich hatte mit meinen elf Jahren das Lenchen sehr lieb. Ich hatte es mit den Augen lieb, und ich hatte es mit den Ohren lieb. Und ganz heimlich wußte ich wohl: das Lenchen mag dich auch. Und daß es heimlich war, das war ungewußterweise die Hauptsache dabei. Wenn ich mitten unter den anderen Knaben stand, und wir redeten von ganz anderen und oft groben Dingen, vermochte ich mir Lenchens schmales Gesicht mit der feinen, leise gebogenen Nase und den lichtblauen Augen, in denen immer ein heimlicher Funke lauerte, deutlich vorzustellen. Hatte ich doch, ehe ich es gewagt hatte, ihr irgendein offenes Zeichen meiner Zuneigung zu geben, oft genug mein Gesicht gegen das Glas der Fensterscheibe unserer Speisekammer gedrückt, derart, daß mir die Nase hinternach schief stand, weil ich von dort her unbeobachtet das liebe Gesicht betrachten konnte, wenn Lenchen vor der Werkstatt ihres gestrengen Vaters, des Glasermeisters Peter Poppe, in der Sonne saß und häkelte oder strickte.

Was ist Zeit — und was ist Ewigkeit? — — Reichten sie sich nicht beide damals lächelnd die Hände?

Und wie viele Male hatte ich mit meiner Rechten, die wohl zu zeichnen verstand, die beiden Buchstaben L und P auf kunstvolle Art miteinander verschnörkelt. Diese Zettel mit den Verschnörkelungen steckte ich Lenchen verstohlen zu und wagte kaum, ihre Hand dabei zu berühren.

Und dann kam jene glückliche Zeit, in der wir beide unser jüngstes Brüderchen im Kinderwagen vor uns herschoben — den Eppendorfer Weg entlang nach dem Eimsbütteler Gehölz. Auf der stillen grünen Wiese ragte eine alte geheiligte Pappel und rauschte im leisesten Winde. Dort lagerten wir, das Lenchen und ich, und spielten mit den Geschwisterchen Mutter und Kind. Dabei gerieten unsere Blicke dann und wann ungewollt ineinander. Fing Lenchen in solchem Augenblick an zu lächeln — es war ein Lächeln nur um die Augen herum —, so ward ich verwirrt und schoß schnell im Gras koppheister oder machte irgendeinen anderen albernen Ausfall. Danach kehrten wir beide schnell in den Ernst unseres Spiels zurück, der dennoch nichts weiter war wie ein verkapptes Versteckspielen voreinander.

Lenchen sagte plötzlich: „Was willst du werden, wenn du groß bist?" Sie sah mich nicht an und summte leise vor sich hin. Ich glaube, ich

habe ein ſehr dummes Geſicht gemacht. Was ich werden wollte? Darüber hatte ich im Ernſt noch gar nicht nachgedacht. Etwas Beſonderes wollte ich werden. Das war klar. Etwas, was die anderen Knaben nicht werden konnten. Und ebenſo plötzlich antwortete ich: „Maler will ich werden!“ — und machte ſicher eine ſehr wichtige Miene dazu. Da lachte das Lenchen ſchelmiſch auf und ſagte mit ihrer tiefen Stimme: „Ich will aber einen Mann haben, der bei der Feuerwehr iſt.“

Wenn man zum Ausgehen angezogen iſt und es wird plötzlich Regenwetter — ſo war mir auf einmal zumute. Die alte Pappel rauſchte auch ſehr verdächtig. Lenchen ſummte wieder vor ſich hin.

„Warum ſoll ich kein Feuerwehrmann werden können?“ fragte ich ſchließlich verdrießlich. „Kannſt du auch klettern?“ fragte ſie dagegen und ſah mich faſt ſpöttiſch an.

Ich ſagte gar nichts, ſondern fing an, die alte ſperrige Pappel zu erſteigen. Ich war in dieſen Dingen ſonſt kein Held, aber mir ward bei jedem Meter, den ich höher ſtieg, um ſo wohliger zu Sinn. Als ich in dem einen ſchräghängenden Wipfel ſaß, wagte ich hinunterzublicken. Da ſtand Lenchen und ſah faſt ängſtlich zu mir auf. Ich ward vor lauter Stolz übermütig und fing an, auf meiner Wipfelſchwebe zu ſchaukeln. Und beinahe wäre ich abgerutſcht. Ich fühle den Schreck noch heute im Blut, wenn ich der Szene gedenke. Sehr — ſehr langſam kletterte ich wieder hinab. Meine leinene Bluſe war über den weißen Einſatz weg grau und ſchmutzig-grün geworden. Es ſah häßlich aus. Das Lenchen ſchien es nicht zu bemerken. Es ſaß und ſummte wieder vor ſich hin.

Am ſelben Abend im Bette vor dem Einſchlafen war zum erſtenmal nicht mehr das große Singen in meiner Seele vom Lenchen und mir, jene allererſten, ungeſchriebenen Gedichte, die mich durchbrauſt haben. Die große Orgel ſchwieg ſtill. Ich kniff die Augen zu und ſchlief trotzig ein.

Ich weiß nicht mehr, wie es anging, aber ich weiß, daß es bald danach die rund- und rotbackige Ida Lüttmann war, die mir Abend für Abend einen runden und reifen Apfel zuſteckte, ehe wir nacheinander zum Abendbrot und Schlafengehen in die Häuſer gerufen wurden.

Dieſen Apfel ſteckte die Ida mir immer ſehr heimlich zu. Und bald wußte ich, daß ſie ihn ebenſo heimlich Abend für Abend aus der Apfelkiſte ihres geſtrengen Herrn Vaters entwendete. Ich wollte es

dann nicht mehr dulden. Aber Ida Lüttmann ſah mich mit ihren ſtrahlenden Augen an und lachte nur. Ida Lüttmann ſagte: „Wenn du mein Mann biſt, dann müſſen wir ein ſchönes Haus haben mit einer Werkſtatt dabei."

Ich begriff nicht, was ich mit einer Werkſtatt ſollte, ſagte aber ja. „Dann mußt du viel Geld verdienen, und dann reiſen wir nach Itzehoe." Warum wir nun gerade nach Itzehoe reiſen wollten, wußte ich wiederum nicht. Aber der Name klang gut. Ich ſagte wieder: ja. „Dann mußt du gut auf die Kinder aufpaſſen, hörſt du? Damit ſie nicht ins Waſſer laufen." Ich nickte. Das Waſſer intereſſierte mich. „Da iſt auch ein Wald", ſagte Ida Lüttmann eifriger, „der geht immer weiter — immer weiter. Da wohnt meine Großmutter. Aber wirklich!" Dabei ſah ſie mich an, und ihre Augen wurden ganz groß. Ich war ſchon in Gedanken halb beim Wolf angelangt, als Ida Lüttmann mich anſtieß und fragte: „Du, wieviel Kinder wollen wir haben?" — „Vier", ſagte ich unvermittelt. Meine Brüder und ich waren auch vier. Da lachte ſie ſehr luſtig los, und ihre Augen kugelten beinahe heraus. „Haha! Vier? Nee — acht! Vier Jungs und vier Mädels. Und Pfingſten kriegen ſie alle neues Zeug. Das macht Spaß! Faß mal eben den Wagen mit an", ſagte ſie im ſelben Atemzug weiter, „das eine Rad iſt in eine Kule gerutſcht." Ich hob den Wagen an, in dem die dicken Zwillingsbrüderchen ſaßen und auf ihren Daumen lutſchten, bis das Rad wieder heraus war. Danach ſchoben wir nach Hauſe, und abends bekam ich wieder meinen runden roten Apfel.

Über ſolchen Apfel ging aber eines Tages unſere kinderreiche Liebe auseinander, auf Nimmerwiederſehen.

Der geſtrenge Herr Vater, der Tiſchlermeiſter Andreas Lüttmann — ſie hießen ſich alle mit Standesſtolz Meiſter, die in unſerer langen Terraſſe und ihrer Nachbarſchaft hauſten: der Küpermeiſter, der Malermeiſter, der Drechſlermeiſter bis auf den Schuſter Jeſſen —, Herr Tiſchlermeiſter Andreas Lüttmann mit der goldenen Brille auf der großen Naſe hatte ſeine Tochter beim Entwenden des abendlichen Apfels beobachtet und des ferneren auch geſehen, wo dieſer Apfel verſchwand. Überhaupt ſchienen ihm bezüglich ſeiner Tochter und mir die ſchwerſten Bedenken zu kommen. Ich ſtand in unſerem Hauseingang. Herr Lüttmann kam langſam auf mich zu. Im Rücken verbarg er etwas.

Daß bei Lüttmanns die Rute noch eine Rolle ſpielte, wußte ich bereits. Der offenbaren Schande zu entgehen — denn auf lange Reden würde ſich der immer mürriſche Meiſter nicht einlaſſen —, verließ ich mich auf meine langen Beine und kniff aus. Der Meiſter hinterher. Ich in den nächſten Eingang hinein, die Treppen hinauf wie ein Eichhorn. Der Alte wie ein Marder hinternach. Ich hörte deutlich ſein wütiges Keuchen. Auf der engen oberſten, der Bodentreppe, dachte ich: Wenn die Tür nun verſchloſſen iſt? Und der Angſtſchweiß brach mir aus allen Poren. Aber — Gott ſei Dank! — die Bodentür ſtand offen. Ich ſchlüpfte hinein und ſchlug die Tür hinter mir zu.

Ich hörte, wie der Meiſter ſie wieder aufriß, daß ſie mit dem Eiſengriff gegen die Bretterwand prallte. Dann eilte ich im Halbdunkel des Dachgiebels über die langen Balken weiter, vorſichtig taſtend, immer weiter bis an eine Dachluke. Hier verkroch ich mich in eine große leere Kiſte, bekam das ganze Geſicht voller Spinnweben, blieb aber ruhig darin hocken und horchte. Sobald der Meiſter mir nachkäme, müßte ich aus der Luke heraus und über das Dach hinweg in den Dachboden des nächſten Hauſes kriechen und durch die Treppen dieſes Hauſes entwiſchen.

Ich kauerte in der Kiſte und horchte lange. Ich ſchalt mich innerlich in Wut auf die dumme Ida hinein: ihretwegen ſaß ich nun hier oben in der dreckigen Kiſte! Ich ſah immer ihr rundes Geſicht vor mir. Und dieſes Geſicht lachte. Ich machte im Dunkeln eine Fauſt. Es wurde wirklich langſam völlig dunkel. Dicht über meinem Kopfe fing eine Maus oder eine Ratte an zu knabbern. Ganz egal! — dachte ich und kroch vorſichtig aus meiner Kiſte heraus. Ich balancierte und kletterte ſo leiſe, daß es mir ſelbſt faſt unheimlich wurde. Endlich ſtand ich wieder vor der Tür der Rettung. Stufe um Stufe ſchlich ich die Haustreppe hinab. Die Treppe ſchien gar kein Ende zu nehmen. Unten war niemand.

Zu Hauſe kam das Nachſpiel. Meiſter Lüttmann hatte mich als gemeinen Apfeldieb gebrandmarkt. Meine Mutter weinte über ihren ungeratenen älteſten. Mein Vater lachte und meinte: ohne Äpfelſtehlen wird kein richtiger Junge groß. Nach dem Abendbrot aber nahm mich meine Großmutter ins Gebet und redete vom ſiebenten Gebot und von Himmel und Hölle.

Ich träumte dieſelbe Nacht vom Teufel, der hinter mir her war. Er hatte der Großmutter Geſicht. Aber der liebe Gott half mir und jagte ihn fort. Und der liebe Gott ſah leibhaftig aus wie mein Vater.

# Stephan Ludwig Roth

Wer lieber den Tod erleidet
als die Waffen ſtreckt, kann
nicht überwunden werden.

Weder Waffengewalt noch die Zeit werden Deutschland bezwingen. Ein November 1918 wird sich in der deutschen Geschichte nicht mehr wiederholen. Die Hoffnung auf eine Zersetzung unseres Volkes aber ist kindlich. Herr Churchill mag der Überzeugung sein, daß Großbritannien siegen wird. Ich zweifle keine Sekunde, daß Deutschland siegt. Das Schicksal wird entscheiden, wer recht hat.

Mögen diejenigen Völker und ihre Führer nun das Wort ergreifen, die der gleichen Auffassung sind, und mögen diejenigen meine Hand zurückstoßen, die im Kriege die bessere Lösung sehen zu müssen glauben.

Als Führer des deutschen Volkes und als Kanzler des Reiches kann ich in diesem Augenblick dem Herrgott nur danken, daß er uns in dem ersten schweren Kampf um unser Recht so wunderbar gesegnet hat, und ihn bitten, daß er uns und alle anderen den richtigen Weg finden läßt, auf daß nicht nur dem deutschen Volk, sondern ganz Europa ein neues Glück des Friedens zuteil wird! Adolf Hitler vor dem Deutschen Reichstag, 6. Oktober 1939

## 6. Oktober 1939

Friedrich Rech

Ein Hoffnungsstrahl in banger Nacht
Dein Wort, das unser hat gedacht.
Du reißt es auf mit starker Hand,
Das Tor zum teuern Vaterland!
Die Fremde ward uns schier zuviel,
Nach Haus, nach Haus! ist nun das Ziel.
Wir sind bereit, schau'n nicht zurück,
Wem ward die Fremde wohl zum Glück!
Wir wanderten die Welt wohl aus
Und kommen, ach, so gern, nach Haus.

## Baltische Heimat

Karl, Frhr. v. Manteuffel-Katzdangen

Du hast deine eignen Lieder,
Dein allereignes Sein
Und spiegelst doch nur wider
Der deutschen Sonne Schein.

Ein jeder ihrer Strahlen
Nimmt teil an ihrem Licht,
Doch erst vereinigt malen
Sie Deutschlands Angesicht.

## Gruß an das Reich

Erhard Kroeger

Rund 750 Jahre haben Deutſche im baltiſchen Oſten vor den Grenzen des Reiches Wache gehalten. Sie ſchlugen Schlachten, die deutſche Schlachten waren, ſie kämpften für eine Sendung, die eine deutſche Sendung war, und ſie lebten in der von ihnen geformten Heimat eine Aufgabe, die ſtets eine deutſche Aufgabe geweſen iſt. Heute iſt dieſe Aufgabe beendet. Die Völker des baltiſchen Raumes haben ſeit zwanzig Jahren die Verantwortung für dieſen Raum übernommen. Sie übernahmen ein deutſches Erbe, um ihm dann die Züge ihrer eigenen Weſensart zu geben. Die baltiſche Volksgruppe aber kehrt heim ins großdeutſche Reich.

Wir kehren nicht als Flüchtlinge heim. Denn wir haben keinen Anlaß zur Flucht. Wir kehren heim als die Grenzformation des großen deutſchen Geſamtvolkes, die unter dem Befehl des Führers ſteht und nach ſeinem Befehl an einen neuen Frontabſchnitt deutſcher Aufbauleiſtung geworfen wird.

Wir haben durch Jahrhunderte und durch Generationen in einem Lande gewirkt und geſchafft, dem wir nicht leichten Sinnes den Rücken zuwenden. Denn in dieſem Lande liegen unſere Väter begraben, und ſeine Züge tragen allenthalben die Spuren unſerer Taten. Aber unſere Blicke ſind nicht rückwärts gerichtet, ſondern nach vorn. Sie ſuchen den Führer.

Das baltiſche Deutſchtum hat heute von dem Führer aller Deutſchen ſeine neue Aufgabe zugewieſen erhalten. Es iſt die gleiche, die von jeher deutſchen Menſchen im Grenzraum des Oſtens geſtellt war: einem wartenden Lande das Gepräge deutſcher Leiſtung zu geben. Wir Baltendeutſchen ſind ſtolz, in geſchichtlicher Stunde dazu berufen zu ſein.

Denn wir wiſſen, daß dieſer Ruf eine Auszeichnung iſt. In dieſem ſtolzen und dankbaren Bewußtſein grüßen wir beim Betreten deutſchen Bodens das großdeutſche Reich und ſeinen Führer Adolf Hitler.

## Die Stimme

Kurt Zieſel

Gott ſcheint ewig über dieſem Land zu lächeln. Auch der Herbſt mit ſeinem Todeshauch und mit mancher Bangnis vermag dies Lächeln nicht hinwegzuwiſchen. Durch ſchmale Täler ſtampft die Bahn. Aus ſanften Hügeln wächſt im Dämmerlicht des Horizontes mählich un-

geheuer die Silhouette der Karpaten an. Aber kein Wolfsgeheul und kein Gebrumm von Bären ſtört den zauberhaften Nachmittag. Welch Geheimnis, daß dieſem Lande ſeit Jahrhunderten deutſches Blut und deutſches Weſen Kraft und Zukunft ſchenkten! Kleine blanke Bahnhofshallen. Fremde Sprachen ſchwirren uns ums Ohr. Fremde Trachten, Raſſen mit der dunklen Haut des Südens miſchen ſich unter die Geſittung, die Europas Kleidung ſpiegelt. Und ein Lärm und viel Geſchäftigkeit von Händlern, Bauern, Juden brauſen, ungewohnter Chor des fremden Landes, um uns her.

Auf dem Bahnhofsſchild ein rätſelhafter Name! Hinter orientaliſcher Verwirrung hebt ſich klar und hügelwärts das Bild der kleinen Stadt, hingeſchmiegt an bunte Wälder, faſt verkrochen in die Falten, die ein Bach, eine Schlucht und ein Riß in Felſenwände aus der Erdenrinne meißeln. Dieſe Stadt! Iſt ſie uns nicht längſt begegnet: mitten in der Heimat, wo die Ströme in das Herz von Deutſchland münden, in dem Land der alten Franken. Iſt es Dinkelsbühl, das verwunſchene, oder Rothenburg, das ſtolze, oder wehrgegürtet: Nördlingen, die alte Reichsſtadt? Kleiner iſt hier alles, zärtlicher, wie Spielzeug aus der Kinderhand des Schöpfers, nur verloren und bereit zur Heimkehr in ſein Paradies.

Ein Pferdekopf nickt in der Dämmerung. Auf ſeinem bunten Zaumzeug funkelt ein letzter Gruß der Sonne. Knarrend ächzen Räder über Katzenkopf und Löcher. Und der Kutſcher in dem Schafspelz — friert er eigentlich? — ſchnalzt und bettelt, lenkt und flucht. Seltſam, in dem Raſſenchaos, das durch abendliche Straßen wandelt, taucht immer wieder ein Geſicht auf, das ſtaunend in das unſere blickt, lächelt, ſcheu und doch gewiß, bald ein Mädchen, bald ein Jüngling, eine alte Frau und dort ein Mann mit Späheraugen. Sonderbar vertraut ſind die Geſichter, denn aus ihnen grüßt uns die Heimat in dem fernen Land. Hunderte von Jahren halten ſie ihr Blut und Weſen unter Ungarn und Rumänen, unter Juden und Armeniern und Zigeunern. Dies iſt Siebenbürgen, und das Städtchen hat den Namen ihrer Ahnen: Schäßburg.

Ziel ſind einige Menſchen, die wir grüßen ſollen. Der Kutſcher hält und ringt um ſeinen Lohn. Und dann ſtehen wir unter ihnen, Männer, Frauen, Deutſchen in der Fremde, in dem ſagenreichen großen Land der ſieben Burgen. Lange haben mir fremde Menſchen nicht ſo hungrig und ergriffen in die Augen geſehen.

Was bin ich ihnen, was treibt ſie, mich zu empfangen, als wäre ich ein Vertrauter, ein Freund, ein ſehnlichſt erwarteter Gaſt? Bin ich nur der Bote eines Reiches, dem ſie als der Mutter ihres Daſeins in Treue und Liebe anhangen? Unter ihnen ſehe ich ein Mädchen. Flachsblond kränzt das Haar die hohe Stirn, und die blauen Augen mahnen mich an Sonnentage an der Nordſee, und die Wangen ſind erfüllt vom Glanz, der in Frühlingstagen von den Hängen des Wienerwaldes auf die Donau niederleuchtet. Als ſie Kind war, brannte die Welt im Krieg. Armut iſt die Laſt der Eltern, und ſie hat die Stadt, wo ihre Wiege ſtand, noch nie verlaſſen. Nur manchmal wird ſie oben ſtehen auf dem Söller der Burg, die über ihrer Heimatſtadt aufragt als alte Schöpfung ihrer wehrhaften Ahnen in dieſem Land, und wird gegen Nordweſten ſchauen. Aber was ſieht ſie — als den im Abendlicht verglühenden Himmel, Sterne und Mond und Wolken, die mit den Stürmen aus Oſten über die Steppen Ungarns und den Wall der Alpen in das Reich ihrer Vorväter ziehen, nach Deutſchland. Sie hat es nie geſchaut. Nur die Sprache einigt ſie mit Schweſtern und Brüdern, und die Gedanken des kleinen Mädchens, die bald Frau ſein wird, klammern ſich an die ziehenden Wolken und wandern mit nach dem fernen Deutſchland, von dem ſie träumt und das ſie liebt wie ein dunkles Geheimnis ihrer erblühenden Seele.

Bin ich ein Bote, der auf den Wolken geritten kam, ihr die Gedanken zurückzubringen, die aus den Häuſern und Höfen, aus Menſchenſtimmen und Glockenklang aus der Mutter Deutſchland aufſtiegen. Was trägt dies Kind ſchon in den Augen? Und um ihren zuckenden Mund, den nun die Rührung des Augenblicks erbeben läßt, liegt ein ſtrenger Zug, den Kampf und Treue zeichnen, der ſchon dem Kindſein verloren iſt.

Ein Gefühl der Scham packt mich. Viele Hände drücke ich. Es iſt wohl immer ſo, wenn ein Gaſt aus dem Reiche kommt. Kein Menſch mit ſeiner kleinen Welt und ſeinen Sorgen und ſeinem Glück kommt zu ihnen, ſondern er iſt ein Bote der großen Mutter, die durch ihn mit den fernen Kindern Zwieſprache halten, Grüße tauſchen, das Heimweh ſtillen und die Sehnſucht ein wenig erlöſen ſoll.

Vor neun Jahren zog ich einmal die Donau hinunter zu den Banater Schwaben. Es wurde ein dunkles, bitteres Erlebnis. Bei Bauern, deutſchen Bauern war ich zu Gaſt. Seit Jahrhunderten ſtehen ſie an den Toren zum Oſten, zäh, gläubig und unverdroſſen in ihrer gewaltigen Aufgabe. Aber ſie waren mutlos und wortkarg geworden.

„Das Reich", ſagten ſie etwas geringſchätzig und voll Bitterkeit, „hat es uns nicht vergeſſen? Was iſt dieſes Reich noch für uns? Wir ſind Deutſche! Aber es iſt kein Bekenntnis mehr, das uns ſtolz macht vor den anderen, dem Wirtsvolk, vor den anſchwellenden Raſſen und Völkern um uns, die uns faſt verſchlingen. Oh, wir ſind müde!" klagten ſie. „Die Armut treibt uns zur Verzweiflung. Wir haben keine Kinder mehr und alſo keine Quelle, die unſer Blut erneuert in der Zukunft, die uns das Erbe bewahrt und wiederſchenkt, das uns als Aufgabe gegeben iſt von den Ahnen und vom Reich ..."

Dies war vor neun Jahren. Und jetzt, wo ich umringt unter den Deutſchen in Schäßburg in Siebenbürgen ſtehe? Bei Wein und duftigem Brot, bei großen, ſaftigen Früchten wuchſen die Geſpräche vertraut aus unſeren Herzen. Eine große Familie ſaß um den eichenen Tiſch in der Stube mit den gewaltigen Bohlen auf der ſchwarz geräucherten Decke. Ein Kerzenleuchter flackerte vor dem offenen Fenſter zu den Sternen empor.

Die Nacht nimmt uns zu einer kleinen Wanderung durch die ſchlafende Stadt auf. Zum Greifen nahe iſt der Himmel. Wie Samt hängt er über uns, und Diamanten funkeln in ſeinen Falten. Herbſt und Süden verzaubern ihn ſo. Hoch über der Stadt, auf einem Hügel, machen wir Raſt. Leiſer reden die Fremden, nein, die Brüder und Schweſtern. Wie alte Muſik funkelt es in den deutſchen Stimmen, in den weichen, etwas fremden Lauten eines Dialektes, den Jahrhunderte fern der Heimat geſchliffen haben.

Neben mir ſitzt eine Frau. Weiße Streifen ziehen durch ihr dunkles Haar. Zu ihren Füßen ſpielen fünf Kinder. Sie ſieht zu ihnen hinab und über ſie hinweg, und ihre Augen ſchimmern in verborgener Freude. „Wir waren am Sterben", ſagt ſie, „wir hatten keine Kraft und keine Hoffnung mehr. Wir begannen zu erlöſchen, denn die Zahl der Kinder wurde immer kleiner. Aber heute ..."

Und ſie lächelt ſtolz und weiſt auf ihre Kinder, und die Runde nickt mit Augen, die ſo leuchten.

„Heute, ſehen Sie, da ſchließen wieder junge Siebenbürger Sachſen junge Ehen, und wir wiſſen, daß wir Kinder, viele Kinder haben müſſen, wenn wir leben wollen."

Die Nacht erhebt ſich leiſe in den Lauten ihres dunklen Lebens. Glocken klingen von der nahen deutſchen Kirche über Gräber und die Kinder in das aufgekommene Schweigen. Und wir wandern wieder ſtill die ſchmalen Gäßchen abwärts in die alte Stadt.

Mitten zwiſchen Erkern, Giebeln, ſchlanken Bögen, die ein Traum uns hier in fremdem Land als Abbild unſerer deutſchen Heimat vor die Augen zaubert, dröhnt von einem offenen Fenſter eine Stimme durch das Dunkel. Lauſchend bleiben alle ſtehen, und als Gaſt ſehe ich verwundert in ergriffene Geſichter.

Dieſe Stimme! Ja, dieſe Stimme! Voll und tönend, mahnend, keinem Deutſchen fremd, dieſe Stimme, die ſo voll des Glaubens iſt. Viele tauſend Kilometer weit trägt ſie der Äther.

„In Nürnberg ſpricht er", ſagt die Frau zu mir. Und ſie lächelt, und die Augen glänzen. Durch die Schar der Jungen und der Alten geht heißbewegt ein Atmen. Es erfaßt mich wie ein Sturm, ſeltſam und geheimnisvoll. Eine Macht rührt an die Seele, die uns wehrlos macht.

In der fernen Heimat ſpricht der Führer, und die Heimat kommt hierher, und ſie alle, die in dunkler Nacht hier unter fremden Sternen ſeiner Stimme lauſchen, wiſſen wieder neu, daß ſie eine ſtarke Heimat haben.

Leiſe rührt die Frau an meine Schulter. Eine Träne glänzt in ihren Augen. „Welche Kraft gibt uns dieſe Stimme", ſagt ſie dankbar und ergriffen.

## Herz in der Zeit

Bodo Schütt

### I. Vor dem Kriege

Entzückt dich noch der Glanz der reinen Tage?
Von Aufbruch klirrt der harte Gang der Zeit,
Aus Stille wächſt des Krieges dunkle Sage
Zu ungedämpfter Gegenwärtigkeit.

Der weiten Landſchaft offene Gewährung
Empfängt der Städte unruhvollen Sohn
Mit Vogelruf und leiſer Duftbetörung —
Doch in den Lüften ſchwillt ein andrer Ton.

Geheimes Fieber ſchauert durch die Fülle,
Und alle Wege gehen ungewiß
Ins große Schickſal — wann zerreißt die Hülle
Und zeigt die Tat im Schlund der Finſternis...

## II. Lied in Polen

Die weiten Fluren fremd und ungewiß,
Die Wälder voll Gefahr,
Zerſchoßner Dörfer leere Kümmernis,
Darüber wunderbar

Des Himmels Gleichmut, kühl und ungeregt
Nur wenn mit ſchwarzem Rauch
Der wilde Brand aus den Gehöften ſchlägt,
Verfinſtert er ſich auch.

Aus allen Schlüften ſchwelt der blinde Haß
Und wölkt um unſer Herz,
Das Schickſal wägt des großen Lebens Maß
Allein mit Blut und Erz.

Und keiner weiß im hohen Mittagslicht,
Wohin der Tag verrinnt —
Die Kugel pfeift um unſer Angeſicht,
Am Helme ſingt der Wind.

## III. Raſt an der Moſel

Silberwaſſer, ſtill vorübertreibend
zwiſchen Bergen hin
Ewig wechſelnd und im Wandel bleibend
Wie der reine Sinn ...

Wohin will das Schickſal uns verſchlagen?
Wilder brauſt die Flut
Des Jahrhunderts über unſern Tagen
Und kein Ding beruht

In des Krieges lärmendem Gewühle
Als das Herz, das ſchlägt
Und die ewig wirkenden Gefühle
Still in ſich bewegt.

Heute ſitzen wir beim klaren Weine
Unterm Rebenhang,

Geſtern lagen wir auf hartem Steine,
wo die Kugel ſang.

Morgen reiten wir auf fremden Straßen
In die Finſternis,
Ferne Liebe, die wir jäh verlaſſen,
Brennt nun bitterſüß.

Dunkler kommt der breite Strom gefloſſen
Unterm Sternenlicht —
Alles Weſen iſt geheim beſchloſſen
In der Welt Gewicht.

In der Tage ſtürzender Verwandlung
Wächſt der Götter Zeit,
Und wir ſelber ſind der großen Handlung
Blut und Ewigkeit.

## IV. Aufmarſch

Der dumpfe Schritt marſchierender Kolonnen
Erfüllt die weite Nacht,
Das dunkle Schickſal, das ſich angeſponnen,
Wächſt hart und unbeklagt.

Zu Fuß und Pferde ſind wir ausgezogen
Aus Traum und Sicherheit
geſtillter Tage — unterm Himmelsbogen
Iſt ohne Maß die Zeit.

Und kein Geſetz gilt über allen Stunden
Als das der Tat allein —
Noch iſt der große Wille nicht entbunden,
Doch jedes Herz ſchon ſein.

Noch wohnen wir in den gelernten Dingen
Und doch ſchon weit von Haus —
Der Geiſt verſucht mit ganz gelaßnen Schwingen
Zu ſchweben im Gebraus.

# O Straßburg

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mannicher Soldat.

So mancher, ſo ſchöner,
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlaſſen hat.

Verlaſſen, verlaſſen,
Es kann nicht anders ſein;
Zu Straßburg, ja zu Straßburg,
Soldaten müſſen ſein.

Der Vater, die Mutter,
Die ging'n vors Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, ach Herr Hauptmann,
Gebt unſern Sohn heraus!"

„Euern Sohn kann ich nicht geben
Für noch ſo vieles Geld;
Euer Sohn und der muß ſterben
Im weiten breiten Feld!

Im weiten, im breiten,
All vorwärts vor den Feind,
Wenn gleich ſein ſchwarzbraun Mädel
So bitter um ihn weint."

Sie weinet, ſie greinet,
Sie klaget allzuſehr:
„Gut Nacht, mein herzigs Schätzchen!
Ich ſeh' dich nimmermehr!"

Viel lieber geſtritten und ehrlich geſtorben,
Alß Freyheit verloren und Seele verdorben.

Bannerſpruch der freien Reichsſtadt Straßburg

## Gebet des Soldaten

Gerhard Schumann

Herrgott, mit Worten ſind wir karg.
Hör gnädig unſer Beten nun:
Mach uns die Seelen hart und ſtark.
Das andre wolln wir ſelber tun.

Behüt daheim die ſtille Frau,
Wenn ſie in dunkler Nacht ſich härmt.
Entzünd den Stern im hohen Blau,
Daß ihr ſein Troſt das Herz erwärmt.

Behüt den Führer und das Land.
Die Kinder laß in Frieden ruhn.
Wir geben ſie in deine Hand.
Das andre wolln wir ſelber tun.

## Brief an einen Freund im Felde

Franz Tumler

Lieber E...! Deinen guten, treuen Brief habe ich heute den ganzen Tag bei mir gehabt; denn als er ankam in der Frühe, mußte ich eben die Taſchen packen für eine Reiſe, ich konnte ihn daheim nicht mehr leſen, ich konnte ihn erſt im Zug aufmachen, da habe ich ihn dann geleſen auf der langen Fahrt nach Salzburg und hierher nach Innsbruck; und als ich abends in der Stadt ein Quartier gefunden hatte, bin ich in die Gaſtſtube gegangen und habe ihn noch einmal hervorgezogen und ihm nachgedacht mit aller Empfindung und allem Ernſt, daß ich nichts verſäume, was er mich lehren kann. Jetzt ſitze ich davor und kann Dir danken und antworten.

Auf meiner Fahrt iſt es mir ſeltſam ergangen, und es gehört hier dazu, ich will es Dir ſchreiben. Als der Zug von Salzburg aus der Ebene fortrollte, fing es zu ſchneien an, und als er bei Fieberbrunn auf die Höhe kam, wo Tirol anfängt, gab auch der liegende Schnee unter dem heiteren Himmel nicht mehr viel Licht. Die Vorhänge wurden über die Fenſter gezogen, ſo blieb die Landſchaft endlich ganz verborgen, und ich merkte es nur an den Leuten, die einſtiegen, daß ich in meine Heimat gekommen war. Das war mir oft geſchehen in frühen Jahren auf dieſer Fahrt, daß mir das Herz aufgegangen war vor den Stimmen, die plötz-

lich dunkler tönten von festen Lippen, und vor den klarschauenden Augen; dieses Mal aber wurde mir davon beklommen zumut. Es waren nämlich alles Soldaten, die in den Zug stiegen, und wo er auch hielt, drängten sie in den Wagen; Alte und Junge schwangen sich von den vereisten Trittbrettern auf die Plattform, und wenn dann der spärliche Lampenschein auf sie fiel, konnte ich sehen, daß sie keine Nummern auf den Achselklappen trugen; aus ihren Reden aber vernahm ich's: sie waren in Polen gewesen, sie hatten Urlaub gehabt, nun rückten sie wieder ein. Sie legten Kappe und Überschwung in das Gepäcknetz, sie stellten den Pappkarton, darin sie Speck und Schnaps, Zigaretten und Schokolade geschnürt hatten, auf den Boden, sie rauchten und blickten über die Holzverschläge, ob sie dahinter auf den Bänken von den Ihrigen nicht noch jemanden erkennten. Ich hätte gern mit ihnen geredet, weil es doch meine Landsleute waren, aber ich konnte es nicht tun, eine andere Luft wehte mich an von ihnen, darin waren sie unverletzlich und untereinander, es hätte nicht die Uniformbluse zu sein brauchen, auch ihre Augen waren von fremden Dingen offen. Sie hatten alle die gleichen Gesichter, und wie sie sprachen, leise, in Worten und im Vorneigen des Kopfes voll alter Höflichkeit, blieb nichts leer. Sie trugen die Abzeichen des Reiches, wie ihre Väter gewiß die Abzeichen der alten Armee getragen hatten, und von den Orten im Osten, die sie zuweilen einander sagten, mußten sie sagen, daß davor auch schon ihre Väter gelegen hatten. Sie selber aber unterschieden sich nicht voneinander, sie waren gelassen und aufmerksam, als müßten sie außer dem, was zu hören war, noch etwas erhorchen, und wenn sie einander anriefen, hielten sie sich in guter Art, als hätte das Land seine besten Söhne aus den Häusern geschickt und nicht die überall Wohnenden, die es nach Alter und Ort getroffen hatte. Hie und da zog einer die Zeitung hervor und schlug sie auf, dann fiel zu dem Gedruckten kein Wort, das nicht eine Gerechtigkeit bezeugt hätte, die tief von innen kommen mußte, weil sie mit Lippen nie gelernt worden ist; und wenn sie nach einer Zeit Schweigens von dem Feldzug redeten und von dem Kommenden, wie es sein würde, taten sie es auf die gleiche Weise. Ja, selbst wenn sie das Wort an Dinge wandten, die dem gemeinen Verstande Zweifel hätten machen können, blieben sie gefaßt, eine zarte Rücksicht und Heiterkeit, schien es, ging nicht von ihren Stirnen.

Ich hatte das in einem anderen Lande so nicht gesehen, doch wollte es mir nicht heimlich werden, obwohl der Zug jetzt das Inntal hinauffuhr und links und rechts die hohen Berge der Heimat stehen mußten. Ein

wie langes Leben, dachte ich nur, hat dieſes Land ſchon gelebt, und jetzt ſteht es noch einmal auf mit allen ſeinen Söhnen, und ſeine Güte iſt um nichts geringer geworden.

Als der Zug hielt und die Leute ausſtiegen, waren die Sterne klar über der finſteren Stadt, in dunkler Tiefe ſetzte ſich der Himmel ab von den ſchneeigen nahen Gebirgen. Ich ging durch die Straßen. Ich ſah Frauen und Kinder und Männer in Arbeitsröcken. In der Gaſtſtube hier aber leſe ich Deinen Brief wieder, da geht mir zuſammen, was ich zuvor im Anſchauen mir nicht zu eigen machen konnte.

Du ſchreibſt, daß Du eine kleine Arbeit aus Stifters Werken bekommen habeſt, und daß Du darin, die Mitte aufſchlagend, zu dem Stück „Vermächtnis" gelangt ſeieſt, daraus Dir ſogleich das Dauernde entgegengetreten ſei, das Du nun für nötig hielteſt und das Du ja auch oft genug in der Seele gefühlt habeſt; das fändeſt Du rein und ſinnlich da, unverbrannt von dem Fluß der Zeit. — Auch mir iſt es ſo ergangen. Ich glaube, wir ſind in ein Alter gekommen, wo ſich die erſten Dinge in uns befeſtigen; wir haben etwas erfahren und werden es, wenn es recht iſt und ſtandhält, unſer ganzes Leben behalten. Dazu gehört auch, ſcheint mir, das Geſetz, das aus jenem Stück Stifters für den, der es verſteht, zu leſen iſt; es iſt die Gewißheit, daß keine Kraft im Leben verlorengehen kann. Es kann einem Manne gegeben ſein, daß er ein Gedicht macht, darin die Welt aufs neue ganz und verbürgt wird; wenn die Zeit, oder was ſonſt ihm mitſpielt, ihn aber ſo trifft, daß er dieſes Gedicht nicht machen kann, ſo wird ihm woanders ein Ding gegönnt ſein, das gleich ſchwer wiegt im Leben: er wird einen Sohn zeugen und aufziehen, oder er wird einen Menſchen lieben und ihm die Unvergänglichkeit hell in den Augen erwecken, und wenn ihm auch das zu tun nicht beſtimmt iſt, wird er eine Arbeit genau vollbringen in täglicher Gewöhnung, er wird etwa eine Ackerfurche geradeziehen oder einen Tiſch in reinen Formen zurechtzimmern, oder er wird noch unſcheinbarer wirken, oder auch ſein Leben hingeben. Darin wird noch immer ſoviel ſein wie in dem erſten; nichts geht ab von der Bahn, und niemand muß ein Gut verlieren, es ſei denn, er hätte es ſelber zuvor preisgegeben. Seit mir dieſer Gedanke aufgeſtiegen iſt, möchte ich getroſter ſein und ſehen, wie weit ich mit ihm komme; ich weiß freilich nicht, wie weit ich ſelber gut genug bin, bei ihm zu ſtehen.

Denn vielleicht iſt er nicht ſo wahr und tief, daß er ſich wirklich erweiſen könnte. Ich kann es an mir ſelber nicht prüfen, ich muß mir dagegenhalten, was Du mir von Dir ſagſt; davor nämlich, meine ich,

müßte jetzt alles, was wir hier denken, Stich halten. — Ihr seiet noch an der alten Stelle, schreibst Du, und solltet diese Woche noch ganz nach vorn als Vorposten geschickt werden. Dort werde jede Nacht fleißig hin und wieder geschossen, und das Wachestehen in den pechschwarzen Nächten sei jetzt auch bei Euch schon interessant genug. In den Minenfeldern vorn habe schon eine Anzahl Kameraden Deiner Einheit, die zum Teil mit Dir in der Kaserne am F...berg eingerückt waren, den Tod gefunden, und diese Erfahrung habe für Euch übrig Lebende etwas Erschütterndes; trotzdem seiest Du froh, dort zu sein, und möchtest nicht heimkehren, bevor Du nicht dem Letzten, was Du Deiner Natur zutrauen dürftest, standgehalten hättest.

Und es sei sonderbar, schreibst Du weiter, wie dort, wo Ihr doch für das Allgemeine und Selbstverständliche stündet, die menschlichen und persönlichen Beziehungen, wenn sie den weiten Anblick überhaupt ertrügen und durchdauerten, ein schweres Gewicht fänden; Du dächtest viel an die Heimat und an die, die Du liebst, ja, Du möchtest sie Dir wie Glas durchsichtig machen und Dich damit umgeben; Du dächtest auch, besonders in den Nachtwachen, an die Bestimmung in der Arbeit, wenn Du nicht hofftest, Dir auch aus dieser Zeit einen Gewinn zu ziehen, und wenn keinen anderen, den der größeren Einsicht und des erkräftigten Blutes, sie wäre vielleicht schwerer zu ertragen. —

Das, was Du mir so geschrieben hast, habe ich mir vorgehalten. Aber was ich Dir auch darauf antworten möchte, es käme falsch heraus, weil es, das Lauterste noch, geringer wäre als das Deine; ich muß es lassen und muß denken, wie bei mir und bei vielen, die mit mir leben, das alte gleiche Dasein einstweilen fortgeht, als ob nichts geschehen wäre. Indessen bist Du an einem anderen Ort. Als Du auf Urlaub warst und wir den Tag, ehe Du wieder wegfahren mußtest, in der Stadt zusammensaßen, haben wir von den Leuten geredet, die alles Wozu und Wieso und geheim Zielende aus ihrem Verstande aufblättern ohne Gefahr. Jetzt nehme ich mir vor: wenn so einmal wieder geredet wird, werde ich schweigen, weil ich von Deinem Briefe weiß, es ist anders wirklich, es ist zweierlei Leben, und wer in dem einen noch sein darf, wie sehr muß er achtgeben, daß er vor dem anderen nicht unwürdig ist. Dabei denke ich jetzt an die Soldaten, mit denen ich im Zug gefahren bin: wie es mir vor Dir gilt, mußte es mir vor ihnen gelten, von denen ein jeder, den ich nicht gekannt habe, auch Du hättest sein können; es muß mir endlich in gutem Glauben vor jedem Menschen gelten, dem ich begegne; das Land, wie es besteht, besteht in der Wahrheit. Dein F...

## Herbſtnacht

Dita Waggerl

Ruht der Mond auf ſchwarzem Hügel,
Träumt die letzte Frucht am Baum,
Schläft der Wind im weiten Raum,
Schlafend regt er ſeine Flügel.

Ruht ein Antlitz auf dem Pfühle
Von dem meinen abgewandt.
Roſſe traben über Land
Mit dem letzten Korn zur Mühle.

## Lauſch, wie die Nacht ſchweigt

Gotthard de Beauclair

So tritt hinaus! Was du mit Hirn und Händen
Gewerkt, vergiß. Haſt heut geſorgt genug.
Soll froher Morgen friſche Kräfte ſpenden,
Entzieh dich nicht der Sterne ſtillem Pflug.
Lauſch, wie die Nacht ſchweigt
über den Wieſen.
Horch, wie der Tau tropft,
Leiſe, vom Baum.

Das Dornendickicht iſt wie Glas verglommen,
Mit Grünſpanblättern feucht beglänzt vom Mond;
Die ſchwarzen Büſche, ganz in eins verſchwommen,
Verraten nicht, ob wohl ein Reh drin wohnt.
Schau, wie der Zweig ruht,
Ausruht im Dunkel.
Wie er ſich hin hält.
Und wie er ſchwebt ...

Die Vogelſcharen, früh hinabgeſunken
In Hecken Golds, ſind tief ins Laub geduckt:
Manchmal des Raumes ferne Gottesfunken —
Und ſonſt hat nichts als nur dein Herz gezuckt.
Fühl, wie's dein Blut ſtillt.
Nun hat es Frieden.
Keines mehr wacht rings.
Laß dich dem Schlaf.

# Das Gästebuch

Hans Friedrich Blunck

Herr von Ull, Gutsherr und Sägereibesitzer in Thüringen, entschloß sich eines Tages, seinem Sohn Reisegeld und acht Wochen Urlaub auszusetzen, damit er sich in der Welt umtue. Der alte Ull, der selbst in seiner Jugend ängstlich daheim gehalten war, vertrat die Meinung, sein Junge müsse sich einmal Rhein und Elbe, dazu England und Frankreich ansehen, ehe er sich, gleich ihm selbst, für Lebenszeit auf Gut und Holzsägerei Thüringen festsetzte.

Nicht ohne Bedenken ließ der alte Herr den Sohn ziehen. Da war eine Abneigung gegen große Reisen in der Familie. Sein eigener Vater, das wußte Ull, war bei einer Fahrt in die Welt bis nach Amerika gekommen, aber er war niemals wiedergekehrt. Es war eine Geschichte, die selbst ihm kaum anders als in Andeutungen überliefert war und die ihm eine einsame Jugend mit der vergrämten Mutter eingetragen hatte. Weil er aber diese übertriebene Fürsicht in seiner eigenen Kindheit als ungut und einengend empfunden hatte, ermunterte er den Jungen, half ihm bei der Festlegung des Reiseweges, zog noch eine entfernte Verwandte, die mehr als er selbst die Welt befahren hatte, zu Rate und fragte sie nach guten Gasthöfen in den Städten Köln und Hamburg, die als erste besucht werden sollten. Dann ließ er den Sohn reisen.

Nun hatte aber jene ältliche reiselustige Verwandte ihre Erinnerungen von ehedem durcheinandergeworfen und hatte den gutbürgerlichen Gasthof zur „Stadt Bern" von Hamburg nach Köln und den „Bären" von dort nach Hamburg verlegt. Zwar gab es zu der Zeit auch eine „Stadt Bern" in Köln, es war aber ein teures, prunkhaftes Haus, und als der junge Herr von Ull am Rhein eintraf, verwirrte es ihn, dort absteigen zu müssen; er war verblüfft über die Großzügigkeit der alten Verwandten, die doch als knauserig galt, blieb kürzer als vorgesehen in der „Stadt Bern" zu Köln und entschloß sich, bald weiterzufahren.

Nun hätte der Reisende eigentlich in Hamburg in der „Stadt Bern" Quartier nehmen sollen; infolge der Verwechslung aber drahtete er von Köln an den „Bären" in Hamburg und teilte seine Ankunft für die und die Stunde mit.

Der Zufall fügte es, daß es noch einen „Schwarzen Bären" in Hamburg gab. Aber Herr von Ull war einigermaßen erstaunt, als er abends auf dem Bahnhof „Klostertor", auf dem man zu jener Zeit in Hamburg ausstieg, keinen bunt bemützten Hausdiener warten fand. Erst nach einer Weile, als er sich, das Gepäck in der Hand, nach allen Seiten

hilflos umgeſchaut hatte, trat ein kleiner, dicker Mann in ſteifem ſchwarzem Rock auf ihn zu, machte einen höflichen Bückling und fragte, ob er der Herr von Ull ſei, der zum „Schwarzen Bären" wolle.

Der Angeredete nickte.

Nun, es ſei ihm eine Ehre, und zwei Zimmer ſtänden für ihn bereit.

Dem jungen Ull dämmerte jetzt langſam, worauf der ſonderbare Empfang beruhen mochte, und er fragte, ob es auch eine „Stadt Bern" in Hamburg gäbe. „Gewiß", antwortete der Führer zögernd, ob er vielleicht dorthin wolle. Aber er habe nun alles hergerichtet.

Ob man im „Bären" denn Gäſte aufnähme? Zuweilen noch, ſeufzte der freundliche Führer, früher ſeien es mehr geweſen. Er fügte gleich hinzu, daß er ſelbſt Wirt ſei und ſich über die Depeſche ſehr gefreut habe. Und ſeine Frau und ſeine Tochter hätten ſich viel Mühe gegeben.

Da mochte der Thüringer dem Wirt, der ſchon freundlich ſeinen Koffer auf die Schulter genommen hatte, nichts abſchlagen; er folgte ihm durch eine Reihe von Gaſſen und Höfen, ſagte ſich, daß ſchon am nächſten Abend ſein Schiff nach England ginge und daß er die eine Nacht es wohl würde aushalten können.

Nach einem längeren Weg kamen die beiden vor ein kleines graues Haus am Hafen, in dem hinter gelben Ladenſcheiben eine Wirtſchaft lag. „Wir müſſen hindurch", entſchuldigte ſich der Führer, und es war wohl auch eine Entſchuldigung nötig. Geſchrei und Gelächter füllten den Gaſtraum, in dem verraucht und verrußt ſich ſtreitende, trinkende und Karten dreſchende Menſchen drängten.

Um ſo hübſcher war es oben. Im zweiten Stockwerk ſtand die Wirtin in weißer Schürze bereit. Der kleine Flur war altertümlich mit Sand und Wacholder beſtreut, ſo daß es duftete und wohnlich ausſah. Und hinter der Wirtin hieß ein junges Mädchen, das nicht recht wußte, ob es kichern oder ernſt bleiben ſollte, den Gaſt mit rotem Kopf willkommen und öffnete die Tür.

„Hier ſind wir", ſagte der Wirt, lud blaſend den Koffer ab und wies auf ſeine Frau. „Sie hat ſich viel Mühe gegeben." Die Wirtin lächelte und gab dem Fremden freundlich die Hand, auch die Tochter knixte und nahm ſeine Fingerſpitzen. Dann fragten beide, ſchon halb flüchtend, ob der Gaſt noch Wünſche hätte, aber dem war bei ſoviel umſtändlicher Feierlichkeit viel zu befangen zumute.

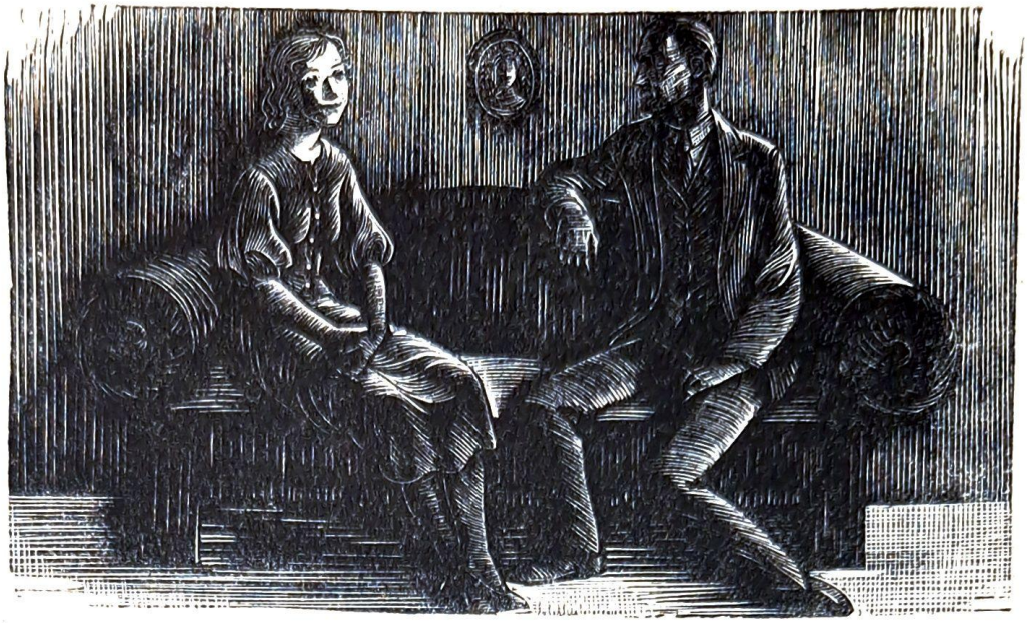
Herr von Ull kam nicht gleich dazu, auszupacken. Er freute ſich zunächſt über einen großen Strauß Blumen, der auf dem Tiſch ſtand, er merkte, daß die weißen Gardinen, die nach Amidam rochen, friſch auf-

gehängt waren und hörte vergnügt dem wärmenden Kniſtern im alten Kachelofen zu. Dann flüſterte es draußen, die Wirtin klopfte noch einmal. Da hätte ſie ganz vergeſſen zu fragen, ob ihm das Bett auch recht ſei. Und ſie öffnete eine zweite Tür zu einem ſaalartigen Nebenraum, in dem gleichfalls eine alte Hängelampe und ein Rieſenkamin brannten. In einer Ecke aber füllte eine dicke, pluſterige Daunendecke, zwei Schuh hoch, eine braune Bettſtelle bis zum Rand.

Der Gaſt wagte nichts einzuwenden, er war gerührt über den Blumenduft und über den Eifer der Wirtsleute, er war auch ſo fröhlich erbaut über das junge Geſicht der Tochter, das immer im Schutz der Mutter auftauchte. Es hätte ihm leid getan, auch nur mit einem Wort die Freude der beiden einzuſchränken. Er vergaß alſo die wüſte Schenke im Erdgeſchoß und nahm dankend an, als die Wirtin ihm anbot, das Abendeſſen ins Zimmer zu bringen. Was ſetzte man ihm nicht alles vor — lieber Gott, dieſe Leute tiſchten einem armen Thüringer Magen drei Gänge auf: Holſteiner Katenſchinken, friſchen Steinbutt und Ente hinterdrein. Schon dachte der Gaſt mit Sorge an die Rechnung. Ja, als ihm der Wirt, der ihn mit einer Flaſche Rotwein ohne zu fragen zum Eſſen bedient hatte, nun auch noch einen beſonders reinen Hamburger Korn und ſchönen Helgoländer Schmuggelrum anbot, lehnte er faſt unhöflich ab; er glaubte, man wolle ihn ſchröpfen.

Wirt und Wirtin hörten den ſpröderen Ton ſofort, ſie beeilten ſich abzuräumen und den Fremden allein zu laſſen. Der zündete ſich eine Zigarre an, um in Ruhe die drollige Verwechſlung zu überlegen. Er ſtand dabei am Fenſter, ſah das blinkende Waſſer des Elbſtroms und die Schatten vieler Maſten und überlegte, ein wenig vom unheimlichen Gefühl des Binnenländers vor dieſem Hafen geplagt, ob es nicht das beſte ſei, in aller Frühe das Schiff zu ſuchen und an Bord zu gehen.

Es klopfte noch einmal, das junge Mädchen trat mit rotem Kopf herein und brachte ein dickleibiges braunes Fremdenbuch. Der Vater bäte um Eintragung, bald hundert Jahre ſei es alt und habe in der Zeit, wo der Gaſthof ſeine gute Zeit gehabt hätte, nur berühmten Herren vorgelegen. Da war — der junge Gaſt blätterte bald geehrt und erſtaunt darin —, da war einmal der Dichter Hebbel in dieſem Hof abgeſtiegen, ein Großherzog von Meiningen kurz danach. Da war preußiſche Einquartierung aus dem Krieg gegen Dänemark, da fielen zwei Jahre danach bittere Worte über den deutſchen Bürgerkrieg mit Öſterreich. Senatoren aus Bremen, Bürgermeiſter aus Wien, Künſtler hatten die Seiten vollgezeichnet — da war ein Herr von Ull.



Der Gaſt blickte verblüfft auf, er merkte, das junge Mädchen hatte auf den Augenblick gewartet, wo er auf den Namen ſtoßen würde. „Mutter fragt, ob Sie mehr von dem wiſſen und ob Sie vielleicht deshalb kämen?“

„Nein, deshalb nicht.“ Wie verwirrend war das! Der Reiſende las das Datum und rechnete nach — welcher Zufall, es war ſein Großvater, der hier abgeſtiegen war. Und in welcher Laune er geweſen ſein mußte! Ein langes, höckeriges Gedicht auf ſchöne Hamburgerinnen hat er fertiggebracht, auf eine zumal, die ihm während des Dichtens zur Seite geſeſſen hatte. Der Verſchollene der Familie — dem Gaſt glühte der Kopf.

„Vater will das Blatt herausnehmen“, ſagte das junge Mädchen leiſe, „es iſt damals ja ſo traurig ausgegangen.“

„Setzen Sie ſich, bitte! Davon weiß ich gar nichts. Aber erzählen Sie — es iſt allerdings ein Verwandter, ich habe aber niemals Näheres über ihn erfahren können. Welcher Zufall!“

Das junge Mädchen prüfte den Fremden, als wolle es erfahren, ob man ſich auf ihn verlaſſen könne. Dann ſchien es Vertrauen zu faſſen und ließ ſich neben ihm auf das Sofa fallen. Sie war ungefähr ſechzehn Jahre alt, ein wenig ſcheu, aber ein hübſches Kind mit braunen Augen und hellem Haar. Die Finger zitterten ihr, als ſie langſam den Zeilen folgte und die Einſchrift noch einmal zu leſen verſuchte.

„Aber was wiſſen Ihre Eltern denn Näheres von jenem Gaſt?“ drängte der junge Ull. Es ärgerte ihn, daß ſeine Stimme nicht rein blieb. Hilf, Himmel, war denn etwas dabei, daß ſolch junges Ding ſich einmal friſch und anmutig zu ihm ſetzte? So ſchob er die Heiſerkeit auf das Verlangen, von ſeinem Großvater zu hören.

„Ich weiß nicht viel. Es iſt eine traurige Geſchichte, und mit meinem Vater darf man gar nicht darüber ſprechen.“ Die Nachbarin zögerte, nicht ganz ſicher, ob ſie davon erzählen dürfte. Dann ließ ſie den Kopf ſinken: „Meine Großmutter, ich meine die Mutter meiner Mutter, ging mit dem nach drüben“ — ſie wies auf das Blatt —, „aber ich glaube nicht, daß ſie glücklich geworden ſind.“

„So, ſo!“ Und in die gleiche Schenke warf ihn das Schickſal, das vertrackte Schickſal! „Haben Sie denn von den beiden gehört, was iſt aus ihnen geworden?“

„Großmutter ſchrieb einige Male von drüben.“

„Von drüben, von Amerika? Und was ſtand in den Briefen?“

„Meine Mutter war damals noch ſehr klein, es iſt alles für ein Kind geſchrieben. Sie ſollte ſich beſſer bewahren, ſtand darin, und zuletzt, daß nun alles zu Ende ſei. Mutter erzählt es mir oft.“

Der Gaſt ſchüttelte in immer größerer Verwirrung den Kopf. Hatte er dafür nach Hamburg kommen müſſen? Ihm war ſo unheimlich zumute, er wußte nicht, wie er ſich weiterhelfen ſollte.

Die Wirtin klopfte an die Tür, ihr blieb die Tochter wohl zu lange fort. Sie brachte Wärmekruken und fragte den Gaſt, ob er daran gewöhnt ſei. Dabei ſah ſie, welche Seite im Buch aufgeſchlagen war. „Ach, das Gedicht“, ſeufzte ſie und blieb ſtehen, die heiße Kruke in der Schürze. „Man ſollte es herausreißen, finden Sie nicht auch? Ich hatte noch Briefe von dem Herrn. Wir haben ſie verbrannt — vor einem Jahr, als wir das Haus aufräumten. Es iſt eine traurige Geſchichte, und am beſten iſt es, nicht darüber zu reden.“

„Laſſen Sie das Blatt doch“, bat der junge Ull plötzlich. „Wer denkt immer nur an das Traurige, man ſoll ſich auch der fröhlichen Stunden erinnern.“

Die Wirtin ſeufzte warnend und winkte der Tochter, ihr zu helfen. „Allzuviel Fröhlichkeit bringt allzuviel Kummer, das hab' ich von Kindheit an gelernt, junger Herr.“ Der junge Gaſt ſchien nicht ganz der gleichen Meinung zu ſein. Welche rührſame alte Anſchauung! Er ſeufzte, faſt packte ihn der Neid auf den Großvater und auf jene Stunde, in der er hier in dieſem Hauſe gedichtet und getrunken hatte vor — wie lange war's her? Anno achtzehnhundertachtundſiebzig. Er lachte plötzlich herzhaft auf und mußte das Mädchen anſehen. Da ſaßen ſie wieder zuſammen, Enkelkinder jener zwei. Schade, daß morgen das Schiff nach England fuhr!

„Komm, komm“, mahnte die Wirtin, ſie zog ihr Kind haſtig am Ärmel und nickte dem Gaſt ein „Gute Nacht“ zu.

## Spätherbſt

Joſef Ponten

Der Morgen regt ſich ſpät empor,
Der Tag hebt ſchwer die Lider;
Doch bald tritt er aus ſeinem Tor
Früh wieder als ein Held hervor
— Du aber kommſt nicht wieder.

Der Baum ſteht jetzt entblättert faſt,
Entrupft iſt ſein Gefieder;
Doch ſchnell fällt auf den kahlen Aſt
Der Frühling ein als grüner Gaſt
— Nur du, du kehrſt nicht wieder.

Die Wieſe iſt verwüſtet gar,
Das Gras liegt gelb darnieder;
Doch denk' es, wenn da wunderbar
Plötzlich erwuchs die Blumenſchar!
— Doch du erblühſt nicht wieder.

Du blühſt nicht mehr, du kommſt nicht mehr,
Du ſchloſſeſt deine Lider;
Die Sanduhr iſt geronnen leer,
Es dreht ſie jemals niemand mehr,
Und niemals läuft ſie wieder.

## Lobgeſang

Max Barthel

Lobt alle das Brot,
Das wuchs in den goldenen Ähren,
Da kühn es der Not
Mit himmliſchen Kräften will wehren.

Lobt alle die Tat
Im Licht und in ſtürmiſchen Schauern,
Aus der grüne Saat
Erwuchs auf dem Felde der Bauern.

Lobt alle den Wind,
Der gnädig den Feldern gegeben,
Damit es beginnt,
Im Brote, das ewige Leben.

Lobt alle das Land,
Das ſchon ſeit undenklichen Tagen
Im heil'gen Beſtand
Die Ernte des Volkes getragen.

## Aus Saat wird Korn

Hans Künkel

Die Pferde zieh'n den Pflug in gleichem Schritt.
Herbſtblätter weh'n im Sturm zu Häupten mit.
Wo eben noch des Sommers Ernte ſtand,
Bricht heut' die Pflugſchar gelbes Stoppelland.
Der Bauer ſchreitet vorwärts, unbewegt,
Ob Sturm den Regen ihm ins Antlitz trägt.
Und wie er Furche neben Furche zieht,
Steigt aus dem Acker auf ein Schickſalslied:
„Das Saatkorn kehrt zur Muttererde heim,
Daß tief im Dunkel wachſe neuer Keim.
Was heute ihr an dunkler Erde ſchafft,
Wird nächſtes Jahr zu neuer Volkeskraft.
Was ihr auf Erden lebt und ſchafft und liebt —
Im Keime wächſt es, den die Erde gibt.
Der Zukunft Schickſal, das ihr morgen lebt —
Der Acker nährt es, den die Pflugſchar gräbt.
Der Sommer ſchwindet, neuer Frühling naht.
Aus Saat ward Korn — aus Korn wird wieder Saat."
Der Pferde Köpfe nicken. Unverwandt
Zieht ſchwer der Pflug durch braunes Heimatland.

## Am Abend

Börries, Frhr. von Münchhauſen

Nun bin ich durch ſo manches Land gezogen,
In großen Strömen gingen ſtille Wogen,
Und Wolken wanderten durch grüne Lande,
Und Dünengras bog ſich am Inſelſtrande.

An Rainen lagen ſtille Königtume,
Rings duftete die friſche Ackerkrume,
Der Höhenwind trieb Schwäne her darüber,
Der Abend ſank, der Himmel wurde trüber.

Und Morgenröten ſah mein Aug' erſtehen,
Und Morgenröten ſah dies Aug' vergehen,
Im Herzen ward es Abend unterdeſſen —
Nun will ich heimwärts wandern und vergeſſen!

# Dem hartnäckigen Bauern

Karl Hans Strobl

Die Jagdbeute im Wildgehege des Grafen von Gotter zu Molsdorf war ungewöhnlich groß gewesen. Etwas ermüdet, aber sehr befriedigt kehrten die Jäger ins Schloß zurück und wurden vom Grafen gebeten, sich des Bades zu bedienen.

Auch dieses Bad war wieder eine Überraschung zu den vielen, die der erfinderische Gastgeber seit drei Tagen für seine Gäste hatte aufeinander folgen lassen. Sowie diese aus den Auskleideräumen hinaustraten, neigte sich der scheinbar feste Boden und ließ die Nichtsahnenden wie auf einer glatten Rutschbahn in das Wasserbecken gleiten. In das Geschrei und Gelächter der Gesellschaft spritzten plötzlich die Delphine und andere steinerne Meerwunder wohlriechende Strahlen.

Lachend sahen der Graf und der König von erhöhtem Umgang auf das feuchte Getümmel.

Es folgte sodann im chinesischen Saal des Schlosses ein Flötenkonzert trefflicher Künstler, das dem König, der ja selbst die Flöte zu behandeln wußte, Bewunderung abrang.

Das abendliche Festmahl schloß sich dem Vorangegangenen ebenbürtig an. Es gab allerhand außergewöhnliche und erlesene Gerichte und als Haupt- und Schaustück eine große Kugel, die rundum mit den Zeichen des Tierkreises bemalt war. Zu jedem Zeichen gehörte ein Abteil der Kugel mit irgendeiner Besonderheit. Da gab es ein ganzes Wildschwein, an dem neun kleine Schweinchen saugten, die aus feinstem Mehl gebacken waren. Als der Jäger den Bauch der Sau mit dem Hirschfänger entzweihieb, flogen eine Menge Krammetsvögel heraus. Man staunte über einen Hasen mit Flügeln und über die vier Faune, welche die Kugel umstanden und aus ihren Schläuchen Brühe auf die Fische gossen, die zu ihren Füßen in einem Strudel von Tunke schwammen.

„Sie haben Ihren Petronius mit Erfolg gelesen", sagte der König, „und wollen wohl die Tafelwitze des römischen Schlemmers Trimalchio übertreffen. Damit kann ich Ihnen zu Berlin oder Potsdam nicht aufwarten."

Nach dem Essen wurden die Gäste in den Gartensaal gebeten, wo ein anmutiges und beziehungsreiches Spiel die Begebenheiten des Hirten Paris und der drei Göttinnen vorstellte. Es war kein Zweifel, daß mit dem Paris der König selbst gemeint war, denn dieser Paris entschied sich nicht für Aphrodite, sondern für Athene, die Göttin der Weisheit und des Krieges.

Als nachher noch ein Glas franzöſiſchen Weines zum Schlaftrunk herumgereicht wurde, meinte der König lächelnd: „Sie wollten mir wohl vor Augen führen, cher ami, daß es ſich beim König von Preußen weitaus weniger königlich lebt als bei des Königs von Preußen Generalpoſtmeiſter?“

Mit einer Verbeugung erwiderte der Graf: „Eurer Majeſtät Generalpoſtmeiſter hatte nichts anderes im Sinn, als ſeinen hohen Gaſt nach dem Wahlſpruch ‚Vive la joie‘ zu empfangen, der hier gilt.“

Des Königs große, ſtählerne Augen funkelten leiſen Spott: „Und doch iſt auch der Graf Gotter kein ſo unumſchränkter König in ſeinem Reiche, daß er nicht auch, wie ich höre, ſeinen widerſpenſtigen Müller von Sansſouci hätte.“

Mit keinem Zucken des Geſichtes verriet der Graf ſeinen Ärger: „Es iſt richtig, Majeſtät, da iſt dieſer Bauer Emanuel Gottſchalk, der ſeinen Acker inmitten meiner Beſitzungen hat. Ich brauche das Stück Land zur Erweiterung meines Parkes, und er iſt auf keine Weiſe zu bewegen, es mir zu überlaſſen.“

„Sie ſehen“, lächelte Friedrich, „unſere Macht hat Grenzen.“

„Aber ich gedenke Eurer Majeſtät morgen vorzuführen, wie ich den Willen dieſes halsſtarrigen Subjektes zu brechen verſtehe. Eure Majeſtät ſollen Zeuge ſein, und ich bitte Eure Majeſtät nur, mir in dem, was ich ſagen werde, nicht zu widerſprechen.“

Sie ritten andern Morgens hinaus, der König und ſein Generalpoſtmeiſter, und ſahen ſchon von weitem drei Männer am Wegkreuz ſtehen, den Bauern Gottſchalk und die zwei Stockknechte des Grafen, die ihn bewachten.

„Ich habe ihn“, ſagte der Graf, „ein paar Tage im Turm dunſten laſſen, um ihn weich zu kriegen.“

Der König äußerte ſich nicht dazu und ſah, als er heran war, den hartnäckigen Bauern aufmerkſam an. Er war ein unterſetzter, breitſchulteriger Mann mit einem kurzgeſchorenen Rundſchädel und grauen Bartſtoppeln um das ſonnengegerbte Geſicht.

„Nun, Er Dickkopf“, rief der Graf, indem er dem Bauern mit der Reitgerte leicht auf die Schulter tippte, „hat Er ſich's überlegt?“

„Was iſt da zu überlegen, Euer Gnaden?“ erwiderte der Bauer achſelzuckend, „es iſt mein Acker und bleibt ſolange mein Acker, als ich lebe.“ Er wandte ſeinen Blick ab und ließ ihn über die jetzt abgeernteten Feldbreiten hingleiten, denn hier am Wegkreuz begann ſein Beſitz und dehnte ſich bis zu der Parkmauer des Grafen hin, die ferne vorüberlief.

„Ich hab' Ihm zweihundert Taler geboten", fuhr der Graf fort, „ich biete Ihm fünfhundert, wenn Er mir Seinen Acker überläßt."

„Euer Gnaden können mir auch tauſend bieten oder fünftauſend. Mein Vater hat dieſen Boden gepflügt und meines Vaters Vater, ich denke ihn weiter zu ackern, und mein Sohn ſoll es nach mir tun."

„Er weiß doch, daß ich Seine Felder brauche, um meinen Park zu vergrößern. Felder gibt es genug hierherum, aber einen Park wie den meinen, der der Erholung und der Freude dient, nur einmal, und man muß weithin ſuchen, ehe man ihm ähnliches findet."

„Euer Gnaden Park iſt groß genug für viel Freude und Erholung. Und ich meine, Freude iſt ein gutes Ding, aber ein beſſeres iſt der Acker, der uns unſer tägliches Brot gibt."

Der Graf bekam einen roten Kopf, und ſein Pferd begann unter ihm zu tanzen. „Wenn Er ſo verſtockt und unbotmäßig bleibt", rief er unwirſch, „ſo muß ich mit Ihm andere Saiten aufziehen. Weiß Er, wen Er hier vor ſich hat?" Seine Hand wies mit einer ehrfurchtsvollen Bewegung auf den Begleiter.

„Nein."

„Er ſteht vor Seinem König, dem König von Preußen."

Der Bauer ſtand da, ſeine Beine waren wie ſtämmige Wurzeln in den Boden geſetzt, ſeine Fäuſte hingen ihm wie aus Holz geſchnitten und von der Farbe der Scholle an der Seite. Er ſah den König bedächtig an, dann neigte er den Kopf.

„So weiß Er wohl auch, daß ein Müller von Sansſouci Seiner Majeſtät gleichen Widerpart geboten hat, wie Er mir tun will."

Der Bauer nickte.

„Wenn Er nur glaubt", ſchrie ihn der Graf an, „daß Er ſich mit Seinem Dickſchädel an dieſes Müllers Dickſchädel ein Beiſpiel nehmen kann, ſo iſt Er im Irrtum. Seine Majeſtät hat mit dieſem Manne kurzen Prozeß gemacht, ſie hat ihn gefangengeſetzt auf ſo lange, bis der Müller zu Kreuze kriecht und ihr ſeine Mühle verkauft. Und das gleiche werde ich mit Ihm tun."

Der Bauer ſah dem König ſtarr ins Geſicht; dann ſagte er ruhig: „Das glaub' ich nicht."

„Was glaubt Er nicht?" rief der Graf drohend.

„Daß der König das Recht bricht, das glaub' ich nicht. Denn unſer König will ein ſtarkes und großes Preußen, und er weiß gewiß auch, daß ein Staat nicht ſtark und groß werden kann, wenn Willkür vor Recht geht."

„Er hat recht", sagte da der König, „mein Müller mag auf seiner Mühle sitzenbleiben. Und Sie werden gut daran tun, lieber Graf, den Mann auf seinem Acker zu lassen."

„Scher Er sich zum Teufel!" schrie der Graf.

Sie ritten nebeneinander dem Schlosse zu. „Eure Majestät sind mir in den Rücken gefallen", murrte der Graf nach einer Weile vorwurfsvoll.

„Soll ich dem Bauern seinen Glauben nehmen?" lächelte der König. „Ich denke, er hat uns eine Lehre gegeben. Wenn einer ein großer König sein möchte, so muß er dem Bauern verstatten, auf seiner Scholle ein kleiner König zu sein ..."

Der Bauer Emanuel Gottschalk zog seinen Pflug durch den Acker seiner Väter und Vorväter weiterhin ungehindert, und der Park blieb hinter der Mauer, die ihn begrenzte. Und als der Dickkopf gestorben war, setzte ihm der Graf Gotter einen Denkstein mit der Inschrift: „Rustico pertinaci". „Dem hartnäckigen Bauern".

Er steht noch heute auf der Molsdorfer Flur als das Denkmal eines königlichen Bauern.

## Sängerglück

Joseph von Eichendorff

Herbstlich alle Fluren rings verwildern,
Und unkenntlich wird die Welt.
Dieses Scheidens Schmerzen sich zu mildern,
Wenn die Zauberei zerfällt,
Sinnt der Dichter, treulich abzuschildern
Den versunknen Glanz der Welt,
Selig Herze, das in kühnen Bildern
Ewig sich die Schönheit hält!

## Die Linien des Lebens

Friedrich Hölderlin

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

# Andreas Hofer

**Wer ſein Volk liebt, beweiſt es einzig durch die Opfer, die er für dieſes zu bringen bereit iſt.**

Adolf Hitler

## Meine Toten

Annette von Droſte-Hülshoff

Wer eine ernſte Fahrt beginnt,
Die Mut bedarf und friſchen Wind,
Er ſchaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernſtes Wagen heb' ich an,
So tret' ich denn zu euch hinan,
Ihr meine ſtillen, ſtrengen Toten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Waſſer, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tauſend Sonnen, —
Spracht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerſchöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange ſchlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüſtern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers ſtarrem Eis
Die Blumenaugen aufgeſchlagen.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ich's nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Waage halten.

Kalt iſt der Druck von eurer Hand,
Erloſchen eures Blickes Brand,
Und euer Laut der Öde Odem;
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, ſo hat kein Aug' geblickt,
So ſpricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich faſſe eures Kreuzes Stab
Und beuge meine Stirn hinab
Zu eurem Gräſerhauch, dem ſtillen;
Zumeiſt geliebt, zuerſt gegrüßt,
Laßt, lauter wie der Äther fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen!

## Die Weltenesche

Karl, Frhr. von Manteuffel-Katzdangen

Wie ein Blatt, gelöſt vom Baume,
In ſein feuchtes Erdengrab,
Sinken wir im leeren Raume
Stumm hinab.

Um entfernt von hellen Lüften,
Die den Weltenbaum umwehn,
Zu geheimnisvollen Grüften
Einzugehn.

Bis an des Bewußtſeins Schwelle
Ahnung ſcheu die Wurzel fühlt,
Die der Gottheit heil'ge Quelle
Tief umſpült.

Mit den dunklen Waſſern ſtreben
Erdenkräfte ſtill hinauf,
Wiederum beginnt das Leben
Seinen Lauf.

# Der Gang zur Bahn

Johannes Linke

Die Leute der ganzen Gegend kannten es gar nicht anders, als daß der alte Wurzinger Tag für Tag in Sommer- und Winterzeiten zum Abendzuge hinunter nach Mais ging. Ob die Waldsteige unter den Gewittergüssen zu Waldbächen wurden, ob das Glatteis die Holzstraße überzog, ob der Talweg nach wochenlangem Landregen grundlos verschlammt war, ob Windwehen die Gehbahn versperrten: der Alte ging täglich hinab zur Bahn. Es machte ihm nichts aus, wenn ihm der Bergwind Eisnadeln ins Gesicht stach oder wenn er bei jedem Schritte fast bis zu den Knien im lockeren oder aufgewehten Schnee einsank. Wenn ihn bei solch widerwärtigem Wege einmal ein Röhrenbrunner unter der Haustür ansprach und bedauerte, der Schmied etwa oder der Krämer, dann zuckte er die Achseln und meinte, jeden Tag könne nun einmal kein schönes Wetter sein, unser Herrgott werde schon wissen, warum er Schnee, Sturm oder Regen schicke. Er hielt sich aber bei solchen Reden niemals auf, sondern stapfte seinen Weg unbeirrt weiter, damit er auch den Zug nicht versäume. Seine ledige Tochter, die ihm daheim in Kreuzbühl die kleine Wirtschaft führte, hatte es längst aufgegeben, ihm den zwecklosen Gang abzureden, sie hatte es eingesehen, daß da jedes Wort vergeblich war, und hatte sich nun seit langen Jahren daran gewöhnt wie alle die Nachbarn in den Einöden und Dörfern auch. Die jüngeren Holzhauer, die ihm auf dem Heimwege von ihrer Arbeitsstätte begegneten, hatten ihn schon, als sie noch Buben waren, allabendlich nach Mais hinunterwandern sehen, und sie dachten sich schon gar nichts mehr dabei, wenn sie ihn überholten: es war etwas Selbstverständliches, daß dieser alte Mann da zum Bahnhofe ging, so wie es selbstverständlich war, daß jeden Abend die Sonne unterging, daß auf der Hüttenstatt die großen zerzausten Ahorne standen, und daß um die Dämmerzeit der Zug durch das breite Filzachtal heraufkeuchte. Der alte Wurzinger war pünktlich wie der Frost zu den Eismännern: der Weg und das Wetter mochten sein wie sie wollten, er stand fünf Minuten vor der festgesetzten Ankunftszeit neben den Schienen, und viel leichter verspätete sich der Zug als der ausgediente Zimmermann von Kreuzbühl, der bei trockener Jahreszeit anderthalb Stunden weit, bei Nebel, Schnee und Glätte aber zwei und auch drei Stunden lang bis zur Bahn marschieren mußte. Wenn einmal der Röhrenbrunner Postbote nicht zu rechter Zeit oder überhaupt nicht kam, dann hatten die Bahnmänner deshalb

keine Sorge, ſie gaben den Beutel mit den Briefen und Päcklein einfach dem alten Wurzinger, denn der war beſtimmt da und trug den Poſtſack, ohne ſich einen Dank zu erhoffen, über der Schulter nach dem Pfarrdorfe, durch das er ja ohnehin kam.

Als um das Jahr 1900 herum die neue Bahn durch das Filzachtal bis nach Mais, an den Fuß der großen Berge, gebaut wurde, hatte der Wurzinger-Joſef, der damals auch ſchon kein Junger mehr war, mit dem Kopf geſchüttelt und ſich gar nicht genug über die neue Zeit wundern können, die ihre eiſernen Straßen bis tief in den Wald hinein vortrieb, er hatte ſeine Nachbarn auch an die alte Prophezeiung erinnert und damals ſchon geſagt, jetzt werde es nimmer lang anſtehen, bis der große Weltkrieg komme und das Waſſer der Flüſſe mit Blut färbe. Wie er ein junger Burſch war und zum Militär einrücken mußte, da war er bis zur Donau hinab immer zu Fuß marſchiert, weil es auf dem Holzfuhrwerk zu langſam ging und es noch keine Eiſenbahn in dieſen Gegenden gab. Später, als er ſeine Zeit abgedient hatte, war dann der Schienenweg bis nach Mitterſtock gebaut worden, und er hatte ebenſo wie ſeine Nachbarn die ſechs, ſieben Stunden Anmarſch nicht geſcheut, um den Dampfwagen durchs Kaltenbachtal fahren zu ſehen. Zehn Jahre danach hatten ſie dann die Bahn bis zum Marktflecken geführt, und von da war auch ſein älteſter Sohn, der Lukas, abgereiſt, als er nach Amerika fuhr. Und dann, als man das neue Jahrhundert ſchrieb, legten ſie die Schienen gar durch das Filzachtal. Wie aber die Bahnſtrecke fertig war, da legte der Kreuzbühler Zimmermann ſein Feiertagsgewand an und nahm den kirſchbaumenen Hakelſtecken, aus deſſen Griff der heilige Vater Joſef mit den Zimmererwerkzeugen hervorſchaute, und ſchritt zum erſten planmäßigen Abendzuge gegen Mais hinab, denn ganz plötzlich war es ihm über ſeiner Arbeit eingefallen, daß mit dieſem Abendzuge ſein Sohn, der Luk, von Amerika heimkommen müſſe, heute oder morgen oder ſpäter einmal: wann, das ſtand bei unſerm Himmelvater, aber eines Tages würde er mit dem Abendzuge in Mais anlangen.

Als der Lukas ſeinerzeit auswanderte, da hatte er ſeinen Eltern hoch und heilig verſprochen, er werde nicht drüben bleiben, ſondern wolle ſich im gelobten Lande nur ſo viel erſparen, daß er ſich hier einen gehörigen Hof kaufen könne und dazu noch ein Stück Geld in der Hand behalte. In ſeinen Briefen, die er während der erſten Jahre, anfangs allmonatlich und ſpäter zu den hohen Feſten, heimſandte, hielt er an dieſem Plane feſt, und auch, als er ſeinem Vater, der

inzwiſchen Witwer geworden war, ſchrieb, daß er geheiratet habe, betonte er noch einmal, ſehr lange werde er nicht mehr in Amerika bleiben. Dann waren die Briefe des Sohnes immer ſeltener geworden, und ſchließlich blieben ſie ganz aus. Aber ſein Vater ließ ſich dadurch nicht irremachen, ſondern hielt das eher für ein Zeichen, daß der Lukas nun bald heimkommen werde; und Abend für Abend machte er ſich mit leiſer Hoffnung und Erwartung, die er ſich freilich ſelber nicht recht eingeſtehen wollte, auf den Weg nach Mais.

Wenn er dann neben den Geleiſen wartete, wo die mit Baumſtämmen, Schleifholz oder Brettern beladenen Güterwagen ſtanden, und von fern der erſte Pfiff aufklang und ſchließlich über der Böſchung der letzten Kehre der weiße Qualm und Dampf emporquoll, dann ſchlug ſein Herz härter, und ſein Atem ging ſchwer. Schnaufte dann aber der kurze Zug mit der altmodiſchen Maſchine und den beiden käfigartigen Wagen heran, dann war er wieder ganz ruhig, und er wußte, daß auch diesmal wieder der eine, Erwartete, nicht ausſteigen werde. Faſt teilnahmlos ſah er zu, wie die Bauern und Weiber, die im Markt drin auf den Ämtern geweſen waren oder ihre Einkäufe beſorgt hatten, umſtändlich aus dem Wagen ſtiegen, wie hernach die Poſt ausgeladen wurde und die Lokomotive in den Bretterſchuppen fuhr, um bis zum nächſten Morgen auszuraſten. Zu Sommerszeiten kam auch hie und da ein Fremder mit, der einen prall gefüllten Rucksack umhängen hatte, ſich eine Weile vor der Laderampe umſchaute wie ein Jagdhund, der die Witterung aufnimmt, und dann auf das Maiſer Dorf zuſchritt. Wenn dann kein Menſch mehr beim Bahnhofe ſtand und im Schalterraum das Licht verloſch, trat auch der alte Wurzinger ſeinen Heimweg an.

So geſchah es nun jahraus, jahrein, mochte das Wetter noch ſo wild tun, und die Nachbarn, die anfangs den Zimmermann heimlich oder auch offenkundig verſpottet und ihn als einen Narren angeſchaut hatten, kümmerten ſich ſchon längſt nicht mehr um den allabendlichen Gang des Alten, der nun zu den Selbſtverſtändlichkeiten ihrer Landſchaft gehörte. Vielleicht wußte es der Wurzinger, der nun allgemach ins bibliſche Alter kam, ſelbſt nicht mehr, warum er eigentlich tagtäglich hinunter zur Bahn ging. Die Jahre bereiften ſeinen langen Bart, ſie beugten ſeinen Rücken und erhärteten ſein Gehör, aber ſeine Füße blieben geſund und ſtark, und auch Herz und Lunge erhielten ſich kräftig, ſo daß er niemals den Zug zu verſäumen brauchte. Er ſtellte keinen Dachſtuhl mehr auf, grub nur mitunter einmal einen Maul-

wurf aus, der es gar zu toll trieb, oder mähte einen Korb Kühgras auf ſeiner Hauswieſe. Die Arbeit, die er früher gezwungen hatte, taten andere, Jüngere. Er hackte ein wenig Brennholz, ſchnitzelte Kochlöffel und Rechenſtiele oder band Reiſerbeſen: im übrigen ruhte er ſich im Sommer auf der Hausbank und im Winter im Ofenwinkel für ſeinen Abendmarſch nach Mais aus.

Was er ſchon vor vielen Jahren, damals, als ſie die Bahn durchs Filzachtal anlegten, vorausgeſagt hatte, traf ein: es gab einen Krieg, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hatte, und da die jungen Leute alle zu Felde zogen, mußte er auf ſeine alten Tage noch einmal Zimmermannswerkzeug und Bauerngerät zur Hand nehmen. Aber täglich zur beſtimmten Zeit am Nachmittag hörte er mit der Arbeit auf, wuſch ſich und zog ſich das gute Gewand an, mit dem er nun freilich keinen Staat mehr machen konnte, und ging auf dem Pfade, der nach ihm der Zimmererwurzingerſteig hieß, ins Tal hinab. Der Krieg ging wieder zu Ende, wie er angefangen hatte, die Männer und Burſchen, die nicht draußen unter der Erde lagen, kehrten heim und gingen wieder an ihre Arbeit, vergrämt und ſtumm die einen, die anderen ein wenig verwildert; allmählich kam alles wieder in das alte Gleis, wenn ſie auch, wie es hieß, den König abgeſchafft hatten und in den Städten drin rauften: hier oben in den alten Wäldern merkte man davon wenig, und erſt, als die Tauſender, Millionen- und Milliardenſcheine übers Land flatterten, ſpürten ſie auch im Gebirge, daß die ganze Welt auf dem Kopfe ſtand. Aber auch das ging vorüber, und der alte Wurzinger ſaß wie vordem tagsüber auf ſeiner Ruhebank und konnte am Abend mit friſchen Kräften ſeinen Weg nach Mais antreten.

Der Sommer alterte. Das blonde Haar ſeiner Kornhalme war gefallen, und nur die Stoppeln ſtanden noch ſtruppig und grau auf den Tallehnen. Die Laurenziträne waren am Himmel vertropft, und der Hundsſtern ſtand allabendlich feurig über dem Rande der Vorberge. Wieder brach der ausgediente Zimmermann auf, als ſich die Sonne langſam zu den Abendhöhen hinabſenkte. Er war nun uralt wie die verwimmerten Buchen im Hochwinkel, die mit Zunderſchwämmen beſtockt und halb entrindet nur noch wenige grüne Laubbüſchel trugen, und die Fruhſtorferin, die vorm Nachbarhauſe eben die Milchgeſchirre ausſpülte, ſah ihm kopfſchüttelnd nach und meinte zu ihrem Mann, es ſei doch ein rechtes Wunder, daß dieſer undenkbar alte Menſch noch Tag für Tag dieſen weiten Weg gehe. Nun, ſagte der, recht lange werde es der Sepp wohl nicht mehr machen, er werde doch

ſchon recht alt und ſei mit ſeinen Gedanken ſchon gar nicht mehr auf dieſer Welt; aber daß der einmal auf ſeinen eigenen zwei Füßen hinunter zum Friedhof laufe, ſtatt ſich fahren oder tragen zu laſſen, dafür ſtehe er ein. Gebeugt und ſchweren Ganges ſchritt der Wurzinger an den drei Hütten vorbei und durch den Hof, überquerte die Point, deren Gras in den breiten Schwaden des Grummetſchnittes am Boden lag, und ſtapfte, auf ſeinen Stecken geſtützt, zwiſchen den ſilbrigen Säulen des jungen Buchenwaldes zu dem Fahrweg, der ſich in vielen Kehren und Windungen ins Bachtal ſchlängelte. Auf der Hüttenſtatt, der gemuldeten und buckligen Weidewieſe, raſtete er ſich wie immer neben dem ſchwärzlichen Blockbau des Hüterhauſes unter den gewundenen, windzerwirrten Ahornen einen Augenblick aus und ſchaute, nachdem er einen Trunk Waſſer mit der Hand aus dem hohlen Stamme geſchöpft hatte, nach den Bergwellen aus, die ſanft in zartem, glashellem Blau in den Abendhimmel hineinfluteten. Dann ſtöckelte er weiter durch den hohen Fichtenwald talab, ward von den heimkehrenden Holzhauern überholt, die ihm einen guten Abend wünſchten und das milde Wetter rühmten, kam auf die Äcker und ſah hinter einem dürftigen Birkengehölz das rauchumwölkte Dorf Röhrenbrunn unter ſich liegen. Auf der Dorfgaſſe trieben die Buben gerade die Geißen und die Mädchen ihre Gänſe heim, ſo daß er zwiſchen dem ſchreienden und ſchnatternden Tiervolk faſt ins Gedränge kam, aber dann, als er das Dorf hinter ſich hatte, lag das Land wieder feierabendlich ſtill vor ihm, und es begegnete ihm auf der Straße ein einziges Steirerwägel, das mit ein paar Säcken Mehl aus der Mühle kam. Wo die Fahrſtraße in die weite Wieſenmulde des Filzachtales einmündete, glommen die Steinkuppen der hohen Berge über den ſchweren dunklen Waldrücken eben im Spätlicht der Sonne auf, und ein paar faſerige Wolkenſtreifen ſchwebten roſig im bleigrünen Himmelsgewölb. Von den Bauernmühlen herauf dröhnte das Rauſchen des Fluſſes, der ſich über Wehr und Holzrad ſtürzte, in der Plunzenſäge fuhr das Gatter kreiſchend durchs feuchte Holz, in einem Einödhofe klapperten die Tränkeimer gegen den ſteinernen Brunnentrog, ſonſt aber war es ruhig im Tale. Die Straße führte am blockreichen Ufer des Fluſſes entlang, deſſen Windungen ſie abſchnitt, dann überquerte ſie ihn auf einer Bohlenbrücke, führte an einem Mühlweiher vorbei, der zur Hälfte mit aufgeſtellten Blöchern angefüllt war, und hatte nun bis zur Bahn Türme und Wände von Bretterſtößen zur Seite.

Auf einen der Stämme, wie ſie zum Verladen nahe dem Seitengeleiſe lagen, ſetzte ſich der alte Wurzinger, umſchloß den Griff ſeines Haſelſteckens mit beiden Händen und ſtützte ſein Kinn darauf, denn es war doch allemal ein anſtrengender Weg für ihn, wenn er ſich das auch nicht eingeſtand. Er hatte eine Weile Zeit, ſich zu verſchnaufen, bis der Zug einfuhr. Dann richtete er ſich auf und ſtellte ſich vor das kleine Bahnhaus, um alle, die da ausſtiegen, zu muſtern. Bauernweiber mit Markttaſchen, Bauern im Feiertagsrock oder im Arbeitsgewand mit umgehängtem Ruckſack kletterten aus den beiden kurzen Wagen, nickten ihm zu und wandten ſich gegen Mais. Als die Marktfahrer ſchon in der Dämmerung verſchwanden und der Uralte wieder heimwärts gehen wollte, kam noch einer ausgeſtiegen, ein Fremder, wie ſogleich zu ſehen war, der einen Koffer nach dem andern von der Plattform über die Trittbretter herunterhob. Es kamen öfter einmal ſolche Reiſende nach Mais, die dann ein paar Tage im unteren Gaſthauſe wohnten und ihre Waren in den umliegenden Ortſchaften feilboten.

Der Fremde ſtellte ſeine Koffer im Schalterraume ein und fragte den Bahnbeamten, wo der Weg nach Kreuzbühl gehe. Der ſagte, das ſei noch ein weiter Marſch, aber dahinten zwiſchen den Bretterſtößen gehe eben ein alter Mann, der auch nach Kreuzbühl wolle, dem möge er ſich anſchließen. Der Fremde dankte und ſchritt mit ſeiner Handtaſche, die er bei ſich behalten hatte, raſch aus, ſo daß er den alten Wurzinger noch vor der erſten Mühle einholte. Er begrüßte den Alten mit einem fremdartigen Tonfall und hielt ſich dann neben ihm.

Der alte Zimmermann ſchaute ihn verwundert an.

„Wo aus denn?“

Der junge Mann verſtand die Frage nicht, aber dann ſagte er aufs Geratewohl das richtige, er wolle nach Kreuzbühl.

Der Alte blieb ſtehen und blickte ſeinem Begleiter ſcharf ins Geſicht. Aber dann ſchüttelte er den Kopf.

„Biſt du etwa der Tod, daß du mich holen willſt?“

Der Fremde lachte. Nein, der Tod ſei er nicht, er ſei noch ſehr lebendig, und jung dazu.

„Wo kommſt denn her?“

Oh, ſagte der junge Mann, er habe eine weite Reiſe hinter ſich, er komme aus Amerika.

Der alte Wurzinger ſtöhnte ſchwer und nickte.

„Bis von Amerika! Das iſt freilich eine weite Reiſ'! Da geht keine Brücken her zu uns."

Er verſank in ſeine Gedanken, ächzte und brummelte vor ſich hin. Da ging er nun ſeit einem Vierteljahrhundert Abend für Abend auf die Bahn, um ſeinen Sohn abzuholen, wenn der von Amerika heimkehre, und nun, da ihm ſein Sohn einen Boten ſandte, erkannte er ihn nicht einmal.

Da ſprach ihn der Fremde wieder an.

„Kennen Sie den Herrn Wurzinger? Lebt er noch?"

„O mein, Narrerl", ſeufzte der Alte, „den kenn' ich gut, und leben tut er auch noch ein biſſerl, weil ich ja ſelber der alte Wurzinger bin."

Der junge Mann warf ſeine Taſche zu Boden und ſchloß den Greis in ſeine Arme. „Großvater! Großvater! Daß du nur noch lebſt!"

Der Uralte fing an zu zittern, aber dann ſtreichelte er mit ſeinen welken Händen begütigend das Geſicht ſeines Enkelſohnes.

„Dem Luk gehörſt du? Was treibt er denn alleweil, daß er gar nichts hören läßt?"

Der Enkel hob ſeinen Kopf und ſchaute wehmütig in den Abendſtern, der über dem Tale brannte. Dann ſeufzte er tief.

„Ach, Großvater, mein Vater iſt ja ſchon vor drei Jahren geſtorben."

Der ſteinalte Mann atmete ein paarmal ſtöhnend.

„So, ſo, iſt er geſtorben, der Luk! Muß ein jeder ſterben."

Er nahm ſeine Kappe ab, ſchlug das Kreuz und murmelte: „Das ewige Licht leuchte ihm. Herr, laſſe ihn ruhen in Frieden! Amen."

Der Abendſtern hatte ſeine erſten Sterngeſchwiſter herbeigelockt, und immer neue und neue Sterne leuchteten auf, je tiefer der Himmel dunkelte, bis unabſehbare Lichterſchwärme die Nacht erfüllten. So gingen die beiden, während der Enkel vom Leben und Sterben ſeiner Eltern erzählte, nach Kreuzbühl heim.

Der junge Albert Wurzinger blieb, nach Wunſch und Vermächtnis ſeines Vaters, aber auch aus eigenem Antrieb, bei ſeinem Großvater auf dem kleinen Anweſen, das nun auf ſeinen Namen überſchrieben ward. Er ließ die Gebäude herrichten, kaufte neue Gerätſchaften und künſtliche Düngemittel und erwarb mit einem großen Teil des Geldes, das er mitgebracht hatte, neue Äcker und Wieſen von den Anrainern hinzu, ſo daß die Wurzingerſchen Gründe faſt ſo groß wurden wie die des Kreuzbühler Hofes. Er brachte friſches Vieh in den Stall und

ſtellte einen Knecht und eine Magd ein, daß ſeine Muhme, die Wurzinger-Reſ', die nun auch allmählich alt und grau wurde, nur noch die Küchenarbeit zu verrichten hatte.

Nun brauchte der Alte nicht mehr allabendlich hinunter zur Bahn zu gehen, denn ſein Sohn, den er erwartet hatte, das wußte er, konnte nie mehr heimkommen, und den Sohn ſeines Sohnes hatte er ja nun unten abgeholt. Er hatte am Abendzuge nichts mehr zu ſuchen und durfte ſich endlich ausruhen, wie es ſolch einem alten Menſchen zuſteht. Die Nachbarn, die ſich mit dem Amerikaner allmählich befreundet hatten, ſagten es dem jungen Wurzinger denn auch oft genug, es ſei ein rechter Segen, daß er gekommen ſei, denn ſeinem Großvater habe der tägliche weite Weg doch arg zugeſetzt, und nun habe er endlich ſeinen Frieden. Allein, es war doch nicht der rechte Frieden, denn alle Tage, wenn es dem Abend zuging, ward der alte Sepp von einer Unruhe heimgeſucht, die er ſelber nicht verſtand. Einmal hatte er ſchon wieder ſein gutes Gewand angelegt, den Stecken gepackt und eben zu Tale gehen wollen, da vertrat ihm ſein Enkel den Weg und beſchwor ihn, daheim zu bleiben, er ſei ja nun da und könne nicht noch einmal mit dem Zuge kommen. Da nickte der alte Wurzinger trübſinnig, zog den Feiertagsrock wieder aus und legte ſich zu Bett. Sein Lebtag war er nie krank geweſen, aber jetzt verfiel er ſichtlich, rauchte keine Tabakpfeife mehr und nahm kein Schnüpfel Braſil, trat kaum einmal aus dem Hauſe und blieb während des langen Winters die meiſte Zeit in ſeiner Kammer liegen.

„Jetzt iſt der alte Sepp am längſten bei uns geweſen", meinte der Fruhſtorfer zum Kreuzbühler Bauern. „Hat ihn der Herbſt nicht geholt, nimmt ihn der März mit."

Das meinten ſie alle, aber als die Frühlingsſonne den Schnee von der Sonnenſeite wegleckte, ſtand der alte Wurzinger eines Mittags von ſeiner Liegeſtatt auf, kleidete ſich in ſein altes Kirchengewand und machte ſich, ein wenig taumelig und unſicher, auf den gewohnten Weg zur Bahn, und keiner konnte ihn halten. Das tat er nun Tag für Tag, mochte es das Wetter treiben, wie es wollte, und es geſchah das Unbegreifliche: der Austrägler erholte ſich wieder auf ſeinen Gängen und bekam einen neuen Mut zum Leben. Ehe der Abendzug in Mais eintraf, ſtand er vor den Schienen, noch immer klopfenden Herzens, ſchaute zu, wie die Marktleute oder Wanderer ausſtiegen, und trippelte dann auf Straße, Fahrweg und Steig wieder zu ſeinem Weiler heim, wo der Enkelſohn den Hof in guter Ordnung hielt.

Die Herbststürme gingen um, der Frost durchdrang die Erdrinde, es fing an zu schneien, und endlich lag das Gebirg wieder tief unterm Schnee. Es hatte stark geweht, und der eisgraue Alte mußte einen geschwungenen Schneehügel nach dem andern übersteigen. Der scharfe Böhmwind trieb ihm winzige kalte Nadelflocken ins Gesicht, aber dem Wurzinger machte das gar nichts aus. Er spürte weder Kälte noch Wind, war auch gar nicht müde und blieb nur aus alter Gewohnheit hinter der reifbespannten Blockwand der Hirtenhütte ein wenig stehen. Die Röhrenbrunner schauten ihm aus ihren warmen Stuben mit bewunderndem Staunen nach, wie er, gebeugt, aber rüstig, auf der Dorfgasse und an der Mauer des Gottesackers dahinwanderte. Er kam zur Bahn, eben als der Zug einfuhr — da stieg einer aus dem Wagen, mit Kiste und Bündel, und trat auf ihn zu: Ja, das war er, der Richtige, sein Lukas, genau so, wie er vor dreißig Jahren fortgezogen war! Jetzt endlich war sein Sohn heimgekehrt, jetzt brauchte er nicht mehr täglich ins Tal zu gehen, jetzt hieß er ihn willkommen und ließ ihn nie mehr von sich! Er zitterte, und vor seinen Augen kreiste und flimmerte das abendliche Land. Die Tränen flossen ihm aus den Brunnen der Augen, erstarrten in den Furchen seiner Wangen zu Eis: da legte ihm der Heimgekehrte die Hand auf die Schulter, eine eiskalte Hand, faßte ihn stützend um den Leib und bettete ihn sanft in eine Schneewehe zu seiten der Schienen, auf denen gerade die Maschine rastbedürftig in den Schuppen schnob.

## Ahnen

Lex Schloß

Nicht in Gräbern sind wir geborgen,
Tot sind die Tafeln aus kaltem Stein —
Wir von gestern und ihr von morgen
Werden niemals geschieden sein.

Mögen wir fern und vergessen liegen:
Staub — verstreut über manchen Ort.
In euren Häusern, in euren Wiegen
Leben wir unvergänglich fort.

# Urlaub — nach vorn!

Karl Springenſchmid

Einer, der Romane ſchreibt, hat es nicht leicht, einmal eine Geſchichte zu erzählen, die in allem wirklich und wahr iſt.

Nein, was hier ſteht, iſt Wort für Wort geſchehen. Es wäre wenig, wenn wir uns bloß darüber freuen würden, daß unſere Dichter heutigentags ſo etwas ſchreiben, mehr iſt es, daß wir ſtolz darauf ſein können, weil unſere Jungen ſo ſind.

Es war in dem grauen, öden Spätherbſt des vorigen Jahres irgendwo in dem grauen, öden Land hinter der Front im Weſten. Mit brennendem Herzen war der Junge in den Krieg gezogen, endlich, endlich in den Krieg, bei dem doch alles auf dem Spiele ſtand, bei dem es um die Welt ging! Und nun kam nichts, nichts als dieſes Einerlei der grauen, öden Tage, deren einziger Sinn das Warten war.

Um das Handwerk nicht zu verlernen, wird hier hinter der Front Krieg geſpielt, Krieg mit Platzpatronen, mit Rauchgranaten und Pappſcheiben, Krieg mit dem Feind, der rote Bänder an den Mützen hat. Das iſt alles. Der Junge macht ſeinen Dienſt, genau und ſauber. Er läßt ſich nicht anmerken, wie ihm zumute iſt. Nur einmal flucht er gottsläſterlich, wie ſie wieder die Gewehre mit den Platzpatronen laden, mit dem lächerlichen Zeug, „Kinderſpielzeug", wie er es nennt. Die anderen, die in Polen mit dabei waren, verſtehen nicht, wie er das meint, ſie lachen bloß über ſeine Ungeduld.

Da geſchieht es einmal unverſehens, wie alles Große geſchieht, daß das Schickſal ſelbſt mitten in ſeine grauen, tatenloſen Tage hineingreift.

Ein feindliches Flugzeug wird abgeſchoſſen. Es iſt nicht das erſte, das er ſplitternd niederſchlagen ſieht. Aber es trifft ſich ſo, daß er als erſter an der Stelle iſt. Der Pilot iſt verblutet, auch der Beobachter. Der Junge ſtellt es ruhig feſt. Er ſtellt auch feſt, daß keine Brandgefahr beſteht. Das Flugzeug iſt eigentlich noch gut beiſammen. Ein ſeltener Glücksfall. Er weiß, was das bedeutet. Jetzt aber kommen Leute querfeldein gerannt, Bauern, Weiber, etliche Soldaten. Alle tun, als hätten ſie ſelbſt das Flugzeug abgeſchoſſen. Sie wollen ſich ein Andenken nehmen, der dies, der das. Der Junge weiß, wieviel wertvolles Material auf dieſe leichtfertige Weiſe ſchon verlorengegangen iſt. Er weiß, was er als erſter an der Stelle zu tun hat.

Er ſtellt ſich vor das Flugzeug hin und macht die Handgranaten beide, die er von der Übung bei ſich trägt, ſcharf und ſteht Wache. Die Bauern wollen das nicht begreifen, auch die Soldaten nicht. Aber er läßt keinen

an die Maſchine heran. Sie ſehen, daß ihm ernſt iſt, ſo ſchreit er ſie an. Abſeits bleiben ſie alle ſtehen.

Dann ſchießt der Wagen des Flugdienſtes über den Weg her. Ein Offizier ſpringt aus dem Wagen, ein Oberſt. Der Junge meldet.

Nun läuft alles in Ordnung. Der Oberſt ſieht, wie das iſt und klopft dem Jungen auf die Schulter: „Gut gemacht!“ und blickt ihn prüfend an, denkt, wie jung er doch iſt, kaum zwanzig, und freut ſich an dem friſchen Geſicht: „Haben Sie einen Wunſch?“

Der Junge ſchaut auf.

Urlaub, denkt der Oberſt, nun wird er um Urlaub bitten, was denn ſonſt? Acht Tage, beſcheiden, wie er ausſieht.

„Jawohl, Herr Oberſt, einen Wunſch!“

„Schieß los, mein Junge!“ Er will ihm die vierzehn Tage leichter machen und nickt ihm aufmunternd zu.

„Ich möchte am Weihnachtsabend draußen ſtehen als vorderſter Poſten, Herr Oberſt!“

„Wie?“ Der Alte muß ſich verhört haben.

Wort für Wort muß ihm der Junge den Satz wiederholen.

Er hat den Weltkrieg mitgekämpft, der alte Oberſt; er hat viel Großes und Erhebendes erlebt in der Zeit, ein ganzes Menſchenalter lang, das er Offizier iſt. Doch dies erſcheint ihm das Schönſte: Dieſer junge deutſche Soldat, der Leben und Liebe und alles vergißt um des einen willen: Vorn zu ſtehen im Kampf.

„Seltſamer Wunſch!“ knurrt der Oberſt. Er will nicht, daß der Junge merkt, wie ergriffen er iſt. Und als wollte er ihm auf den Grund ſehen, fragt er ſchroff: „Haben Sie denn kein Mädel daheim?“

„Ein Mädel, jawohl!“ Der Junge errötet leicht.

„Und trotzdem nehmen Sie den Urlaub nach vorn?“ fragt der Oberſt prüfend.

„Nach vorn, jawohl!“

Der Oberſt ſchüttelt den Kopf. Doch eine nie gekannte Freude iſt in ihm, ein Stolz, wie er dieſen Jungen vor ſich ſieht. Er legt ihm die Hände auf die Schultern, beide: „Recht ſo, mein Junge!“

Dem Alten erſcheint dieſer junge Soldat als der Inbegriff des Deutſchen in dieſer Zeit, und er weiß, daß dieſes Deutſchland, das eine ſolche Jugend hat, ſiegen wird.

Und ſo geſchah es, daß an jenem Weihnachtsabend des Jahres 1939 ein junger Soldat im vorderſten Graben bei Büſchdorf über der Saar für Deutſchland Wache ſtand, als Urlauber am Feind.

## Mädchenklage

Hans Niekrawietz

Auf den Tod eines oberſchleſiſchen Selbſtſchutzkämpfers 1921

Meine Muhme hat noch Flachs geſponnen
Für die weichen, weißen Hochzeitslinnen.
Und der reiche Freier war gekommen,
Und ich hab' den Reichen nicht genommen,
Nein, er lag mir nicht in Herz und Sinnen.

Aber als der andere mich freite,
War es Frühling an der grünen Grenze.
Und die ganze Welt war eine weite
Wieſe, eine blütenüberſchneite
Inſel in dem lieblichſten der Lenze.

Meine Muhme hat noch Flachs geſponnen,
Und ich ſelber flocht mir Blumenkränze.
Längſt hab' ich ſie aus dem Haar genommen,
Denn der andere wird nicht mehr kommen
Auf die Wieſe an der grünen Grenze.

Schwarzer Vogel flog von Hang und Hübel
Unheilkündend hin zum Odertale.
Senkte über Stadt und Dorf die Flügel —
Und ein Grabkreuz ſteht am Annahügel
Neben manchem andern Gräbermale.

Meine Muhme hat noch Flachs geſponnen
Für die weichen, weißen Sterbelinnen.
Möchte doch der große Winter kommen,
Aller Kummer wäre mir genommen,
Der ſo tief mir liegt in Herz und Sinnen.

## Liebesleid

Wem nie durch Liebe Leid geſchah,
Dem ward auch Lieb durch Lieb nie nah.
Leid kommt wohl ohne Lieb allein,
Lieb kann nicht ohne Leiden ſein.

Gottfrieds Triſtan und Iſolde, um 1210

## Der Tote

Baldur von Schirach

Auch Tote ſtehn in unſern Reihen:
Den ihr uns geſtern erſchlagen,
Den haben wir nicht zu Grabe
getragen,
Nein!
Den ihr geſtern in feiger Nacht
Auf dunkler Straße umgebracht,
Iſt, als das Dämmern des Tags
begann,
Aufgewacht!

Des Toten Geſicht
Tragen heut hunderttauſend Mann!
Und ſind Gericht...

## Wir ſind ein Leib

Lex Schloß

Wir ſind ein Leib, mein Volk, mit dir,
Ein Leib und heilig ungeteilt,
Wie Mann und Weib,
Wie Lieb und Tod,
Wie Not und Luſt,
Wie Wein und Brot,
Wie Blut, das in die Rune rinnt,
Wie Mut, der ſüchtig Sieg erſinnt.

Volk! iſt das Wort,
Iſt Ehrenhort,
Drum Manneskräfte ringend ſtehn,
Und klingend gehn
Die Lieder ſeiner Ewigkeit.

Volk iſt nicht Zeit,
Volk iſt nicht Raum,
Volk iſt nicht Tag,
Volk iſt nicht Traum —
Volk iſt ein Leib, darinnen rinnt
Ein heiliger Strom, dem wir verfallen ſind.

Auf einem Kriegerdenkmal in Klagenfurt ſteht zu leſen: „Vom Kärntner Feldjägerbataillon Nr. 8 ſind im Weltkrieg in Treue für Heimat und Volk auf dem Felde der Ehre gefallen: 38 Offiziere und 1221 Jäger und Unteroffiziere.“ Etwas unterhalb dieſer Zeilen heißt es dann: „Von dieſer Stelle aus zog das Feldjägerbataillon Nr. 8 am 10. Auguſt 1914 mit 38 Offizieren und 1222 Mann in den Weltkrieg.“

# Der gute Stern

Wilhelm von Scholz

Haben manche Menſchen einen guten Stern? Einen Schutzengel? Sicherlich! Aber es iſt oft bitter ſchmerzhaft, wenn der gute Stern oder der Schutzengel helfen muß.

Das kleine Landſtädtchen, das für den Umkreis der Flecken und Dörfer Markt und Geſchäftsmitte iſt, in dem die Nebenbahn endet und der alte Gaſthof ſteht — in dem ſo gut die gelegentlich anweſenden Vertreter höherer Behörden wie die Geſchäftsreiſenden abſteigen —, verdämmert eben im trüben, kalten Spätherbſtabend. Die Straßen, auf welche ſchon erhellte Geſchäftsauslagen und ſonſt ein paar Fenſter Lichtſtreifen werfen, ſind leer. Ein Bauer, der Dung auf ſeine Äcker hinausgefahren hat, wendet in eine dunkle Nebenſtraße ein. Ein Waldarbeiter mit Rucksack und Pfeife geht quer über den Marktplatz, ein Junge läuft mit Pantinen um ein Hauseck.

Dann kommt auch der Apotheker Mertens durch eine der Straßen, die von Wald und Feld in die zum Städtchen geſammelte abendliche Heimlichkeit hereinführen, mit ſeinem ſchweren Schritt auf den Marktplatz geſtapft und geht auf ſeine Apotheke zu. Er hat heute Nachtdienſt, deshalb ſich am Nachmittag durch ſeinen Gehilfen vertreten laſſen können und hat einen weiten Spaziergang durch das herbſtliche, faſt ſchon winterliche Land gemacht.

Er iſt traurig und herabgeſtimmt. Seine Zwillingsſchweſter — ſein einziges noch lebendes Geſchwiſter — iſt ſeit Wochen ſchwer krank. Er war zu ihr gereiſt, konnte aber bei der Langwierigkeit der Krankheit nicht bleiben und ließ ſeine Frau zur Hilfe bei der Erkrankten. Einen Tag um den andern erhielt er Nachrichten; ſie verſchlechterten ſich und waren bedrückend, weil ſich keine Spur einer Beſſerung zeigen wollte. Er litt tief darunter, mied ſeinen Stammtiſch, grübelte und grübelte, ſo daß er oft nicht mehr wußte, wo er war, was er zu tun hatte. Selbſt auf Spaziergängen, zu denen ihn ſein Gehilfe beſorgt anhielt, verſank er ganz aus der Wirklichkeit.

Als der Gehilfe nach Hauſe gegangen war, wollte Mertens die ſpäten Abend- und erſten Nachtſtunden aufbleiben und leſen. Aber Seelenkummer macht müde und ſpannt die Nerven ab. Es mochte kaum halb elf Uhr ſein, als er doch das Buch zuklappte und, zumal noch keiner die Nachtglocke gezogen hatte, zu Bett ging.

Er wußte nicht, wieviel Uhr es war, als es ſchellte; aber er wußte erwachend, daß es ſchon mehrmals in ſeinen Schlaf geſchellt haben mußte.

Er öffnete das Fenſterchen in der Tür und nahm ein Rezept entgegen. Eine Atropinlöſung wurde verlangt, in einer der üblichen Doſierungen. Er las nicht einmal die Unterſchrift des Arztes, die ihm mit ihrem verworrenen Schriftzugbild vertraut war, aber nicht in ſein Bewußtſein trat. Am Giftſchrank füllte er ein Medizinfläſchchen, wickelte das Rezept darum und gab dann beides dem wartenden Mann, deſſen matt brennende Radlaterne er jetzt erſt bemerkte. Der Radfahrer ſchien es eilig zu haben. Noch ehe Mertens das Fenſterchen geſchloſſen hatte, fuhr ſein zitternder Lichtſchein am Boden ſchon drüben beim Rathaus.

Mertens tappte zurück, ſah, als er die Treppe in den Oberſtock hinaufſteigen wollte, daß er den Giftſchrank noch nicht zugemacht, an dem ſein Schlüſſelbund hing. Während er ihn abzog, träumte er ſchon wieder, ward aber durch das Glas gewahr, daß die Flaſchen in anderer Reihenfolge ſtanden als gewöhnlich. Was war das? Es überlief ihn heiß und kalt. Er öffnete die Tür — die Flaſchen ſtanden anders als ſonſt. Die unverdünnte Löſung ſtand an der Stelle, wo er ſtets die übliche Gebrauchsmiſchung aufzubewahren pflegte. Um Himmels willen, hatte er nicht dem Radfahrer von der unverdünnten Löſung gegeben, den Tod mitgegeben für den Kranken? Eine Gabe — wie der Patient drei nehmen ſollte — genügte, ihn zu töten. Um Himmels willen, was tat er nun?

So ſehr ſich der Apotheker den Kopf zerſann, er wußte nicht den Ort, aus dem der Mann war, noch den Arzt, deſſen Unterſchrift er eben in der Hand gehalten hatte. Was nur tun?

Fliegenden Herzſchlags überdachte er alle Möglichkeiten: Wagen des Gaſthofs — ja, aber wohin damit fahren? Jede Meile in falſcher Richtung brachte ihn nur weiter fort von dem Unglück, das er wahrſcheinlich angerichtet, bei dem der Arzt möglicherweiſe ſeine Hilfe brauchen würde. Durfte er überhaupt die Apotheke alleinlaſſen? Wenn eilig etwas benötigt wurde! Die Fernſprechſtellen auf den Dörfern aber, um etwa herumzufragen, hatten jetzt keinen Dienſt.

Sinnlos, ausſichtslos alles! Der Apotheker läßt die Hände in den Schoß ſinken und ſtarrt vor ſich hin. Nun iſt es aus. Schande, Gefängnis, ewige Selbſtvorwürfe, wirtſchaftlicher Untergang. Wie ſoll den ſeine Frau tragen!

Da läutet das Telephon.

Schon, denkt Mertens, ſchon! So ſchnell. Und wie haben die Leute auf dem Dorf denn nachts die Verbindung bekommen?

Er wagt es kaum — aber dann nimmt er entſchloſſen den Hörer ab und meldet ſich. Da vernimmt er die Stimme ſeiner Frau: er ſolle nicht böſe ſein, daß ſie nachts anrufe, aber ſie müſſe ihn ſprechen.

Er erſchrickt wieder, obwohl die Stimme ſeiner Frau eigentlich nicht traurig klingt, hört — daß eine Kriſis eingetreten ſei am ſpäten Abend, daß ſie den Arzt noch hätten rufen laſſen, und daß der feſtgeſtellt, es ſei zum erſten Male eine unzweifelhafte Beſſerung zu erkennen, das Herz arbeite zum erſten Male wieder ruhig und gleichmäßig; es würde jetzt bergauf gehen, der Heilung entgegen. Das hätte ſie ihm gleich ſagen müſſen.

„Schön, ſchön!“ antwortet Mertens, „das iſt ſchön. Ich danke dir, daß du angerufen haſt!“ Und er denkt: Entſetzlich, daß ich nun in dieſes Glück mit meinem Unglück kommen und alles wieder zerſtören muß!

Er hat abgehängt. Er weiß nicht mehr, was er noch geſagt hat, aber er iſt nun viel verzweifelter als vorher. Jetzt, das fühlt er, muß er ein Ende machen, er erträgt es nicht. Er geht an den Giftſchrank, öffnet und muß wieder denken: Aus welcher Flaſche haſt du genommen? Gleich darauf: Das iſt nun nicht mehr zu klären, zu ändern; es kommt darauf an, aus welcher ich jetzt nehme.

Er faßt die Flaſche mit der ungemiſchten Löſung — und im Augenblick des Berührens, als habe er damit einen elektriſchen Kontakt geſchloſſen, ſchellt die Nachtglocke.

Auch der Menſch, der ſich den Revolver ſchon an die Stirn geſetzt hat, würde ſein letztes Tun unterbrechen, wenn das Telephon anſchlüge, den Hörer abnehmen und ſich melden, als wäre er noch richtig auf der Erde.

So Mertens. Er geht an die Tür, öffnet die Klappe, fragt, was man will, und hört eine Stimme, die ihm bekannt vorkommt, ſieht hinaus, erkennt den Mann, der das Atropin geholt hat, erwartet, das Furchtbare zu vernehmen — und vernimmt Entſchuldigungen, daß er nochmals ſtören müſſe. Er ſei mit dem Rad auf einen Wagen aufgefahren, der unbeleuchtet auf der Straße geſtanden, gefallen und habe das Fläſchchen in der Taſche zerbrochen. Ob der Herr Apotheker ſo gut ſein wolle, das Rezept nochmals anzufertigen, obgleich er kein zweites Geld da habe?

Es brauchte lange, bis Mertens antworten und rufen konnte: „Gern, gern, lieber Mann! Den Unfall ſollen Sie nicht entgelten!“

Als er nach der Geneſung ſeiner Schweſter ſeiner heimgekehrten Frau den Vorfall erzählte, ſchloß er: „Es ſind nur ein paar Nachtſtunden geweſen. Aber ſie haben genügt, mich in Hölle und Himmel zu führen.“

## Wind im Kamin

Ludwig Bäte

Wind im Kamin
Und leiſes Flammenklagen.
Horchender Sinn,
Was ſoll dein Fragen?

Was ſoll der Winternacht
Einſames Denken,
Was ſoll's, in jeden Schacht
Sich zu verſenken!

Brennſt du doch langſam aus,
Und Flammen ſchlagen
Müde in all den Braus.
Was willſt du klagen!

## Der deutſche Mond

Hermann Claudius

(Für Auguſt Friedrich Velmede)

Durchs dunkele Gezweige
Seh' ich den Mond dort ſtehn.
So hat mein alter Ahne
Ihn einſtens auch geſehn.

Und iſt nach Tag und Jahren
Mein Enkelkind ergraut,
Wird wieder einer ſtehen,
Der nach dem Monde ſchaut.

Durch dunkele Gezweige
Sieht er den Mond dort ſtehn
Und denkt, ſo hat vor Zeiten
Mein Ahn ihn auch geſehn.

## Widmung

Erwin Guido Kolbenheyer

Du ſollſt ein Wegſtück mit mir gehn,
Mit mir in alle Sterne ſehn,
Die hoch an unſerm Himmel ſtehn
Und Wunderſtrahlen ſpinnen.

Leg deine Hand in meine Hand,
Sieh auf, vergiß den ſcharfen Sand
Und deiner Sohlen heißen Brand!
Du ſollſt den Mut gewinnen.

# Götz von Berlichingen

Ja sollt Ja sein
und Nein sollt Nein sein.

## Das Märchen von den Sterntalern Brüder Grimm

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Mutter und Vater gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerlein mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann." Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins. Und noch weiter. Da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben, und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte blanke Taler: und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen. Brüder Grimm

# Weihnacht im Weinberg

Otto Rombach

Als es im Weinberg rauchte, dachte niemand daran, hinauszulaufen durch den unreinen Schnee, weil auch die Feldwege aufgetaut waren, weil im Weinberg nichts verbrennen konnte und weil es Heiliger Abend war.

Eine fröhliche Rauchfahne ſtieg oben im Weinberg zum Himmel, hoch über den Fluß, wo ſich im Frühling die Weißdornhecken mit ihren Blüten wie Brautkränze über die Scheitel der Berge ſchmiegten. Dort mündete die Weinbergtreppe, ein vielfach gewundener Stufenpfad, dort lag die Hütte, ein Blockhaus aus Muſchelkalkſteinen, eine Baſtion, die einem Backofen glich. Dort rauchte es!

Im Herbſt hauſten Kunz und Broſam dort oben, zu Wächtern beſtellt, behaglich der Sonne ergeben, die drunten nicht beſſer ſchien, und täglich verſorgt, was ſie nicht immer waren. Glückliche Schreier, die lärmen durften und ſollten, um Stare und andere Diebe zu ſcheuchen. Sie taten es und bewieſen dadurch ihren Eifer. Sie ſchoſſen mit mächtig losbrechenden Büchſen. Sie brüllten, wenn Schiffe den Neckar befuhren. Sie lebten ſich aus, weil ſie wußten, daß dieſen paar Wochen im Jahr wieder die Traurigkeit folgte, nur Kunz und nur Broſam zu ſein. Einmal im Jahre hatten ſie die Macht von Hilfsfeldſchützen, und ſie zehrten davon, wenn ſie genötigt waren, darauf hinzuweiſen: „Immerhin ſind wir die Weinbergſchützen.“ Das klang wie eine amtliche Beſtallung, und ſie war es auch.

Es blieb nur lächerlich, wenn ſie an Oſtern oder Pfingſten von ihrem Hüteamt im Weinberg redeten, das erſt im Herbſt begann. Es war kein Grund dafür, in anderen Jahreszeiten nichts zu tun und doch den Anſpruch zu erheben, „ſtets zu ernten, aber nie zu ſäen“, was ihnen oft bedeutet wurde. Aber Kunz und Broſam lebten dennoch.

Man hatte ſie in einem alten Schober einquartiert, der vor dem Dorf lag, einen Raum mit Fenſtern hatte und einen zweiten, in dem die Feuerſpritze ſtand. Von dieſer Wohnſtatt aus erſchloſſen ſich die Hügel, der Fluß mit ſeiner Fähre und mit dem Nachbardorf, in dem, weil es im Schatten lag, kein Wein geerntet werden konnte. Ein armes Dorf. Es war die kalte Seite, das dunkle Ufer, wo auch jetzt der Schnee noch üppiger und friſcher lag als diesſeits.

Vielleicht kam Froſt.

Die Leute aus dem Dorf, die bei dem Schober ſtanden und ſich darüber unterhielten, was wohl im Weinberg droben rauche, hofften auf

die Kälte. Der Nebel hatte ſich verdünnt und ſchien allmählich den Himmel freizugeben. Es war ein träges Wetter mit dem ſüßlichen Geſchmack des Tauwindes; ein Weihnachtswetter war es nicht. Wenn droben etwas brannte und wenn das Feuer ein offenes war, dann mußte man befürchten, daß die dürren Hecken abgefreſſen würden. Aber lagen ſie nicht voller Schnee? Und war nicht, wenn der Schnee geſchmolzen war, wie es den Anſchein hatte, das Strauchwerk naß und glitſchig, weshalb es ſchwerlich brennen konnte?

Es mußte in der Weinberghütte rauchen.

Das meinte auch der Schultheiß, der unbehaglich die vermutenden Geſpräche teilte, weil es ihn genau ſo wie die anderen heimzog, die achſelzuckend ſagten: „Mein Weinberg iſt es nicht. Und außerdem muß ich den Chriſtbaum richten!"

Sogar der Eigentümer war nicht zu bewegen, durch den matſchig aufgeweichten Schnee hinaufzuſteigen in die Weinberghütte.

„Soll's doch rauchen!" Es könne nichts an Wert verbrennen, gab er leichthin zu bedenken. Eine Bettſtatt und ein roher Holztiſch, vielleicht die Türe. „Ach, es werden Vagabunden ſein, Landſtreicher, die ſich wärmen wollen."

Der Schultheiß hielt ihm vor: „Und wenn das Feuer auf die Bäume ſpringt? Du haſt da droben deine Weinbergpfähle liegen. Bündelweiſe."

Aber der Beſitzer bewahrte ſeinen Gleichmut: „Wenn der Rauch von ihnen kommt, dann ſind ſie ſchon verbrannt!"

Es blieb am Schultheißen hängen, ſich um den Rauch zu kümmern, weil es ſeine Pflicht war, ſelbſt am Weihnachtsabend. Deshalb ſagte er daheim, wo er zu aller Vorſicht ſein Terzerol einſteckte: „Nun wartet nicht mit der Beſcherung. Pflicht iſt Pflicht. Und wenn die Leute kommen — ich bin noch amtlich unterwegs. Legt auch dem Broſam meinen alten Anzug hin, dem Kunz den Mantel. Und feiert, bis ich komme!"

Die Nacht war eingebrochen. Anſcheinend kam der Froſt. Man konnte durch die Fenſter ſchon die Weihnachtsbäume ſehen. Kerzenſchimmer. Am Himmel blinkten ein paar Sterne auf.

Es war ſo feierlich in dieſer Stille, daß der Schultheiß verſchnaufend auf der Weinbergtreppe ſtehenblieb und ſeine Stallaterne ſchwenkte, als wolle er den Leuten auf der kalten Seite zeigen: Seht, ein Weihnachtsſtern.

Er dachte ſich: Ich hätte den Beſitzer in ſeinen Weinberg hetzen können, den Poliziſten oder meinen Amtsgehilfen, Kunz, Broſam, dieſe

armen Kreaturen, oder einen Knecht. Nein, nein, ich bin der Schultheiß. Die anderen ſollen ihre Weihnacht haben. Ich erfülle meine Pflicht, das iſt ein Beiſpiel.

Dieſe Überlegungen vernichteten den Unmut, der ihn befallen hatte. Ja, es war beſchwerlich, und manchmal glitt er aus, manchmal durchzuckte ihn der heiße Schreck: Nun ſchlägſt du hin, fällſt auf den Hinterkopf, das Licht geht aus, bleibſt liegen ...

Er ſchlug nicht hin. Er ſtapfte in der Dunkelheit den Berg hinan und keuchte wohl. Er taumelte, wenn er den Halt auf dem von dünnem Eis bezogenen Staffelſtein verlor. Dann blickte er minutenlang hinunter auf den Fluß, der ſchwarz am Dorf vorüberglitt, ſah an den Himmel, hörte ferne Glocken und glaubte, Weihnachslieder zu vernehmen.

Ja, das war die Stille Nacht, die Selige, die Heilige, hier, hoch im Weinberg ſtehend, über Wald und Dorf, in ſeiner Linken die ölig brennende Laterne und die Rechte griffbereit am Terzerol. War es nicht bitter? Bei dieſem Frieden die Gefahr?

Er hörte Menſchen aus der Weinberghütte. Männerſtimmen.

Vagabunden! fiel ihm ein. Landſtreicher hatte der Beſitzer, der nun vor ſeinem Punſchglas ſitzen mochte, ungerührt vermutet. — Nun mußten auch die Gäſte bei ihm daheim gekommen ſein, der Sohn mit ſeiner jungen Frau, der Nachbar, der im Schlitten reiſen wollte und vermutlich durch den Dreck geſchlittert kam. Nun machten ſie Beſcherung, und die Kinder jubelten. Die Mägde ſtanden mit glitzernd hellen Augen da, und Kunz und Broſam würden wie ſtets zuerſt nach Flaſchenhälſen blicken.

Ach, es war das beſte, ruhig anzuklopfen und dann ſchnell die Türe aufzuſtoßen, um den Obdachloſen, die hier unterſchlüpften, mit der Gewalt der Überraſchung und dann mit Güte zu beweiſen, daß man ſie nicht fürchte, daß man ſie dulden wollte, ja. Er ſei der Schultheiß. Er kenne alle Fahndungsblätter, wohlgemerkt. Sie müßten freilich ihren Paß vorzeigen, wenn auch Chriſttag ſei.

Heiß fiel ihm ein: Im Zuchthaus war ein Mörder ausgebrochen. Wenn er es war? Wenn der Bandit ſich hier verborgen hielt? Wenn er die Überraſchung für Entdeckung anſah? Und einfach zuſchlug oder ſchoß? —

Es wäre ſchon genug damit getan, entſchloß er ſich, ganz nüchtern feſtgeſtellt zu haben, woher der Rauch aufſtieg und daß es wirklich nicht ein Schadenfeuer war. So hätte er erfüllt, was er ſich vorgenommen

hatte. Es brannte wohl, jedoch es brannte nur im Hauſe der Weinbergſchützen, und was dort brannte, war ein Ofenfeuer.

Aber konnte er berichten: Es ſind zwei Männer droben, die ich freilich nicht geſehen habe, weil ich mich nicht traute ...?

Es war gewiß nicht ratſam, in dieſe Höhle einzudringen. Aber war es ratſam, im Dorf mit einer halben Auskunft aufzuwarten? — Da ſiegte das Bewußtſein, daß es Weihnacht ſei und daß es nicht gleich Kopf und Kragen koſten müſſe.

Er ſchlich ſich näher, an der Türe lauſchend, und ſchauderte zuſammen, weil er plötzlich fror. Auch wurde ihm bewußt, daß er in Schweiß geraten war. Er war genau ſo ſchreckhaft wie ſein Lampenlicht, das jeder Windſtoß hin und her warf. Nun ſprach da drinnen einer, nein, er ſang! Mit einer tiefen Krächzerſtimme, die ſich ſchön in Bögen ſchwingen wollte, fing ein Mann im Weinberghaus gerührt zu ſingen an ...!

Bei Gott, das war doch Broſam?

„Stille Nacht ...“ Da gab es keine Täuſchung! So ſang nur Broſam! Er fing von vorn an, weil ihm die Stimme und die Tonart nicht gehorchten: „Stille Nacht ...“ und zog das „Stille“ lang aushaltend hin. — „Nun warte doch!“ rief einer.

Ach, der Schultheiß wankte und ſtand auf einmal mit einem unſagbar zerquetſchten Lachen in der Tür.

„Broſam!“ keuchte er. „Kunz! Alle Wetter ...“ und ließ erſchöpft die Lampe auf den Boden gleiten. „Alle Wetter!“

Ach, da lag der Broſam mit dem Rücken auf der Bettſtatt und fuchtelte mit einer Flaſche, die ſchon halb geleert war, während Kunz am Tiſch hantierte, eine kleine Tanne vor ſich, die er gerade mit einem großen, weißen Stearinlicht putzen wollte. Sie hatten Zeitungen als Tiſchtuch ausgebreitet. Auch die Sterne, die an der Tanne hingen, waren aus Papier geſchnitten.

„Oh, Herr Schultheiß“, ſtaunten beide und ſchauten ſo verlegen, wie ſie immer ſchauten. Wie ertappte Kinder wollte Broſam ſeine Flaſche und Kunz den Chriſtbaum auf die Seite tun. Da faßte ſich der Schultheiß.

„Hier wollt ihr alſo Weihnacht feiern?“ fragte er, um unwirſch fortzufahren, weil ſie betreten nickten: „Und eingeladen ſeid ihr doch bei mir!“ Sie nickten wieder und ſahen ſchuldig an ſich nieder. „Da muß ich alſo“, und nun gelang dem Schultheißen ein Gedankenſprung, der ihn die Ängſte und den Weg, den Schweiß und ſeinen Zorn vergeſſen ließ.

„Ich ſelbſt muß alſo durch den ganzen ſteilen Weinberg klettern, um euch Geſellen zur Beſcherung abzuholen?“

Tiefer konnte er ſie nie mehr treffen! Hochherziger war keine Tat als dieſe! Ach, er zitterte vor innerer Freude. Rührung war es. Wehmut. Weihnachtsſtimmung.

Denn ſie glaubten es!

Sie hatten beide Tränen in den Augen, und ſie drückten ihm die Hand, als ob ſie um Verzeihung bitten wollten. Sie wagten nicht, ihn anzuſehen, als ſie das Licht verlöſchten und im Gänſemarſch hinuntertaſteten zum Dorfweg.

Nur Broſam brachte ein paar Worte vor, die nach Entſchuldigung und Reue klangen. Dort oben hätten ſie gehauſt im Herbſt, in ihrer ſchönſten Zeit, als ſie noch etwas waren: Hilfsweinberghüter. Dorfarme ſeien ſie! Das tue weh! Sie hätten eine Flaſche Wein bekommen. Jeder eine. Dort droben ſei direkt der Himmel über ihnen, genau vor ihrer Tür. Es gäbe droben keine Armen, und wenn man was zu trinken habe, dann gleich gar nicht. Deshalb ſeien ſie hinaufgegangen. Ja. Und nicht aus Trotz. Zur Weihnachtsfreude, ja, um Weihnachtskind zu ſein.

Er ſagte „Weihnachtskind“, und Kunz, der ſeine gleiche Meinung nur durch Nicken kundtat, wiederholte, als ſpräche er die Sätze nach, das andere Wort, das ihren Ausflug auf den Berg erklären ſollte: „Dorfarme ... daran liegt's.“

Der Schultheiß wehrte ſich: ſie hätten keinen Grund, gekränkt zu ſein. Und überdies ſei Chriſttag. Die Geſchenke lägen ſchon bereit. Sie hätten doch erlebt, daß er perſönlich ſich der Mühe unterzogen habe, ſie ins Haus zu holen!?

Ja, das ſei ehrenwert. —

Sie ſtanden aber verſchüchtert in dem Vorraum, wo ſie der Schultheiß bleiben hieß, und hörten von nebenan den Lärm der Feſtgeſellſchaft, die auf die Beſcherung wartete. Es duftete nach Backwerk und nach den friſch geölten Böden, die ſo ſpiegelſauber glänzten, daß Kunz und Broſam keinen Schritt zu machen wagten. Als die Türe aufging, weil eine Magd vorüberhaſtete, gewahrten ſie den Chriſtbaum, bei deſſen Anblick ſie zuſammenſchraken. War das noch das Haus des Dorfſchultheißen? —

Kein Menſch befand ſich in dem Chriſtbaumzimmer, in dem ein langer Tiſch ſtand, bedeckt mit Gabentellern, mit Spielzeug für die Enkel, mit ſchön verſchnürten Päckchen, ach, wer weiß, was alles

unter dieſem Chriſtbaum, der bis an die Decke reichte, ausgebreitet lag. Sie wagten kaum zu flüſtern, kaum richtig aufzutreten und konnten doch der Lockung nicht widerſtehen, bis zur Schwelle vorzudringen. Dort ſahen ſie den abgelegten Anzug, den guten, alten, großkarierten Anzug, den der Schultheiß ſelbſt getragen hatte, und den Mantel, an dem ein Zettel angeheftet war: „Für Kunz". Sie ſtießen ſich nur an. Sie ſchnauften kaum. So unglaubhaft war dieſes Zimmer mit der Fülle ſeiner Weihnachtslichter, mit ſeinem Duft, mit ſeinem Flitterglanz. Es war faſt niederdrückend ſchön. Zutiefſt betroffen, wagte keiner, den andern anzuſehen, weil keiner ſich verraten, weil keiner ſagen wollte, was er dachte oder fühlte.

Aber beide taten, was für ſie das einzig mögliche und rechte war, um der Geſellſchaft und der Rührung dieſer Feier zu entfliehen, die überwältigend auf ſie herniederbrechen mußte, wenn nun noch geſungen wurde, wenn die Kinder jauchzten ...: ſie nahmen die für ſie beſtimmten Sachen, den Anzug und den Mantel und die Gabenteller, mit angſtvoll rührenden Gebärden vom Beſcherungstiſch herunter. Jeder blickte mit einem Ausdruck ſelbſtgerechter Notwehr auf ſein Päckchen, das er an ſich preßte, jeder ſah ſich furchtſam um. Noch war die Feſtgeſellſchaft im Nebenraum verſammelt, noch war die Magd im Haus verborgen ...

„Fort", ſagte Broſam. „Fort", wiederholte Kunz, und ſichernd wichen ſie auf Zehenſpitzen aus dem Chriſtbaumzimmer, rannten durch den Vorraum und aus dem Haus hinaus, dem Weinberg zu, gehetzt wie Räuber, atemlos und immer wieder lauſchend, ob man ſie nicht verfolge.

Niemand folgte ihnen, denn der Schultheiß merkte erſt viel ſpäter, daß Kunz und Broſam an der Tafel fehlten und daß niemand ſie geſehen habe, obgleich die ihnen zubedachten Gaben auch nicht mehr vorhanden waren. Ja, als er ſein Erlebnis mit dem Rauch erzählte, das ihm die beiden in die Hände führte, erhob ſein Nachbar, der dem heißen Punſch ſchon reichlich zugeſprochen hatte, ſeine Zweifel. Die andern ſtimmten bei, weil ſie erkannten, daß der Schultheiß dieſe Zweifel als bare Münze nahm, zumal er ſelbſt ſchon mehr getrunken hatte, als ihm guttat. Mit der polternden Verſtocktheit, die bei guten Trinkern leicht entſteht, verließ er die Geſellſchaft und lärmte noch: „Ich und geflunkert? Ach, ich bringe euch die Zeugen. Beweiſen werde ich, daß ich ſogar am Weihnachtsabend in den höchſten Weinberg laufe, wenn es die Pflicht verlangt!"

Er ließ ſich nicht mehr halten noch beſchwichtigen, von ſeiner Frau nicht und auch nicht von ſeinen Freunden, die ſolche Folgen nicht erwartet hatten. Er nahm die Lampe, ſchlug den Mantelkragen hoch und ſtapfte in die Nacht hinaus, durchs Dorf, dem Weinberg zu. —

Die Feſtgeſellſchaft tat den Zwiſchenfall zunächſt noch mit Gelächter ab, bis einer nach dem andern ſtiller wurde. Punſch und Backwerk ſchienen nicht mehr recht zu munden. Die Kinder ſchliefen bei ihrem Spielzeug ein. Das Chriſtbaumzimmer war verraucht, der Gabentiſch geplündert. Ganz ſchal war es auf einmal. Die Frau des Hauſes ſchreckte auf, ſobald ein Laut von draußen kam, bis ſie ganz leiſe, mit trauervollen Augen auf die gelöſchten Kerzen des Chriſtbaums blickend, flüſterte: „Es wird doch nichts paſſiert ſein?“

Das war die Frage, mit der ſich jeder trug.

„Man müßte ſuchen gehen“, ſchlug einer vor.

Das war die Löſung. Ja, es war nicht ausgeſchloſſen, daß der Schultheiß abgeſtürzt im Weinberg lag, daß er den Weg verfehlt, ſich einen Fuß, die Arme oder das Genick gebrochen hatte, daß er vielleicht im trügeriſchen Eis des Wieſengrabens hilflos auf Erlöſung wartete.

Nun ſpürte jeder die Benommenheit, die von dem Punſch und von der Angſt kam, mit ihren Schwätzereien eine Dummheit angeſtellt zu haben. Mit Stocklaternen, Fackeln und anderen Leuchten machten ſie ſich auf den Weg, ein kleines Trüpplein, dem ſich ein paar beſorgte Männer zugeſellten, weil ſich überall die Fenſter öffneten und auf die Frage: „Was iſt denn los?“ die trübe Antwort kam: „Wir ſuchen unſern Schultheiß.“

Wie eine ſonderbare Prozeſſion war ihre Wanderung durch den Weinberg anzuſehen. Ihre träge Lichterkette ſchob ſich, oft verweilend, auf die Höhe, weil ſie auf jeder der Terraſſen lauſchten, ob ſich nicht ein Stöhnen oder Wimmern hören laſſe. Sie ſchwenkten die Laternen, riefen, ſuchten jeden Winkel ab. Da ſtieg im Nachbardorf auf einmal eine ſchnarrende Rakete in die Luft, die hoch im Bogen mit einem Strahlenbündel überm Fluß verlöſchte. Ach, welch ein Mißverſtändnis! Welch ein Weihnachtsgang! —

Sie konnten ja nicht wiſſen, was ſich zugetragen hatte.

Als der Schultheiß aufbrach und die nahende Berauſchung in der Nachtluft wich, als er hinaufgekommen war zu Kunz und Broſam in die Weinberghütte, hatten beide ſchon ſeine abgelegten Kleider angezogen. Ihr ellenlanges Stearinlicht ſtrahlte, und es roch ganz friſch nach angebrannten Tannenreiſern.

Es tat ſo wohl, nach dieſem Nachtmarſch durch die Kälte an ihrem Feuer auszuruhen; es war behaglich, wie es bei der ſpottenden Geſellſchaft, die bei ihm zu Gaſt war, niemals werden konnte. Mit Ingrimm ſtieg ihm dieſe bittere Erkenntnis auf, weshalb er auch nicht ſchimpfte, weshalb er auch den Wein nicht abſchlug, den Kunz und Broſam mit Augenzwinkern feierlich kredenzten. Ja, als Broſam gravitätiſch ſagte: „Ich fühle mich in Ihrem Anzug den ganzen Abend ſchon als Schultheiß", als er in Stimmfall und Gebärden ihn, den Schultheißen, parodierte, lachte er, bis ihm die Tränen kamen. Er dachte nicht mehr an die Weihnachtsfeſtgeſellſchaft, die bei ihm daheim ſaß und auf ihn wartete. Hier, bei den beiden Taugenichtſen, die mit ihrem Stearinlicht und mit den aus Zeitungen geſchnittenen Weihnachtsſternen glücklich waren, hier empfand er die wahre Weihnachtsſtimmung, die ihn an ſeine Jugend und an den Krieg erinnerte, wo es ganz ähnlich war. „Proſt, proſt!" Sie ſtießen an. Er dachte nicht daran, zurückzugehen, und als ihm einfiel, daß er dennoch wieder hinunter müſſe in ſein Dorf, war es zu ſpät geworden.

Da ſagte Broſam, der ihn fröhlich in die Seite ſtieß: „Du, Schultheiß, du — du kannſt jetzt nicht mehr laufen, und ich kann nicht mehr laufen, und der Kunz kann nicht mehr laufen. In deiner Lampe iſt das Öl verbrannt. Nur Wein iſt noch vorhanden. Alſo trinken wir!" Sie tranken. „Und nun ſingen wir!" Sie ſangen.

Sie brauchten nicht zu grübeln; ſie brauchten keine philoſophiſch tiefe Brunnengräberei. „Proſt, proſt!" Dreiſtimmig ſangen ſie, beſeligt, ſchwankend, falſch und ehrlich, bis ins Herz ergriffen, das Lied der „Stillen Nacht ..." Sie lagen alle drei beiſammen auf der Pritſche und ſangen an die niedere Decke hin, wo ſie vielleicht die Engel ſchweben ſahen, wo der Rauch vom offenen Feuer einen Ausweg ſuchte ...

So wurden ſie entdeckt.

Die Prozeſſion, die durch den Weinberg kam, vernahm das Singen, und ernüchtert wagte niemand die Türe aufzumachen. Sie warteten, bis auch der letzte Ton verklungen war. Dann zog der Mutigſte die Türe auf, um baß verwundert zu erleben, wie Kunz und Broſam den Schultheißen auf die Pritſche betteten und wie dann beide mit ganz gedämpften Stimmen zu dem lächelnd eingenickten Schultheißen ſagten: „Ja, Chriſtian, jetzt iſt Weihnacht — wirklich Weihnacht ..."

Der Schultheiß faltete verzückt die Hände und murmelte geſchloſſenen Auges: „So ſchön ... ach, ach ... ſo ſchön war es noch nie ... nie. Nein ... nie ..."

## Stille Nacht

Georg Schmückle

Stille Nacht, heilige Nacht,
Haſt du, Mutter, an mich dacht?
Hangt im Weihnachtsbaum ſilbern ein Stern
Für dein Kind in verlorener Fern
Silbern ein funkelnder Stern?

Stille Nacht, heilige Nacht,
Vater, hab' das ich gemacht,
Daß dein Haar ſo weiß wie der Schnee?
Ach, wie tut mir das Herz ſo weh,
Wenn ich, Vater, dich ſeh'!

Stille Nacht, heilige Nacht,
In der Heimat ſchneit es ſacht,
Alle Glocken erklingen daheim,
Alle Straßen, ſie führen heut heim —
Einmal, einmal noch heim —
In ſtiller Nacht, heiliger Nacht,

Wenn das Wunder aufgemacht
Und die Engel mit ſegnender Hand
Wallen durch das ſternfunkelnde Land
In der heiligen Nacht.

## Gott

Hermann Claudius

Ich will und muß dem einen Gott vertrauen,
Der ſich ſo tief in uns verborgen hält,
Als wäre dieſe Welt nicht Seine Welt.

Ich will und muß auf Seine Weisheit bauen,
Die ſich mit unſerer ſo ſehr entzweit,
Als wäre Seine Zeit nie unſre Zeit.

Und ob wir rückwärts, ob wir vorwärts ſchauen,
Und ob uns Freude ſchüttelt oder Grauen:
ER war und iſt. Und ER wird ewig ſein.
Wir aber ſchreiten durch IHN aus und ein.

# Weihnacht 1812

Robert Hohlbaum

Ich habe dieſe Geſchichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat ſie erlebt und meiner Großmutter weitergegeben. Und ſie wieder erzählte ſie im erſten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug.

Mein Urahne beſaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerſtraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die Laſt feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Gehöft meines Ahnen war ſchadhaft und halb verfallen, die zwei letzten mageren Kühe döſten im Stall, das letzte Dörrfleiſch hatten die Franzoſen gefreſſen, als ſie voll wilder Zuverſicht nach dem Oſten gezogen waren.

Das war im Frühling geweſen. Der Sommer brachte lähmende, von Angſt durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die erſten Botſchaften auf. Rückzug. Der frühe ruſſiſche Winter fräße die ſtolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpfen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn ſie glaubten, dann ſtand hinter der erlöſenden Kunde die graue Angſt vor den Rückkehrenden auf, die wohl das Letzte zertrümmern würden, was noch an lächerlich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher. Im frühen Dämmern ſaß die Familie in der großen Küche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gebracht, damit nun die Frauen ſchweigend den Baum ſchmückten. Der letzte rote Zierat bebte noch zitternd am Aſte, da drang ſchneedumpfer Hufhall herein, kein Schellenklang, geſpenſtig hielt ein Schlitten. Die Zermürbten preßten den Atem, die Frauen drängten an die Männer, was immer kam, es mußte Unheil ſein.

Noch immer ſaßen ſie reglos, als ſchon der franzöſiſche Offizier in der Tür ſtand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben ſich langſam, deckten auf des Fremden Geheiß den Tiſch in der dem Fenſter fernliegenden Ecke, und die Mutter ſtellte Waſſer zu einem heißen Trank auf den Herd. Der Sohn lauſchte den Worten der Franzoſen. Das war nicht der gellende Übermut von früher, ein gehetzter Klang lag darin, faſt wie ſchlechtverhüllte Angſt war es zu hören. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzoſen zu betrachten. Ein Lachen wollte in ihm aufkeimen. Der zerſchliſſene Pelz ließ die Treſſen der Uniform ſehen, die Reitſtiefel waren von Fetzen

umwickelt, und ſtatt des Tſchakos deckte ein turbanähnlicher Tücherwulſt den Kopf.

Der Fremde kehrte ſich um, öffnete ehrerbietig die Tür. Ein kleiner Mann trat ein, ſo dicht in Pelze gehüllt, daß nur zwei ſtechende Augen aus dem Wirrſal blickten.

Die Alten kredenzten den Wärmetrank, ſtellten die letzten Speiſen auf den Tiſch. Gierig aßen und tranken die Fremden. Dann ſaßen ſie ſchweigend. Der kleine Pelzvermummte ſchlief, der andere ſtarrte, den Schlaf bewachend, ins Dunkel.

Schweigend ſaßen auch die Deutſchen, geſenkten Hauptes, ſich vor Ungewiſſem duckend. Nur des Sohnes Auge faßte die Fremden.

Tiefer wob ſich das Dunkel, ſpann eine unbeſtimmte, ahnende Furcht von einer Gruppe zur anderen. Still ſaßen die Fremden. Sterbekälte kroch von ihnen aus, den Deutſchen an Bruſt und Kehle, würgte ihren Atem, ließ ſie eiſig erbeben.

Noch immer mußte der Sohn auf die ſtummen Gäſte ſtarren. Bis er ſich langſam dem Bann entwand, ſich erhob, an Stein und Stahl Feuer ſchlug und mit ruhiger Kraft die Kerzen des Baumes entzündete. Heller verſtrömte das gütige Licht, freier atmeten die Deutſchen, löſten ſich aus der Starrheit. Der Schläfer drüben erwachte, ſah ins plötzliche Licht, verhüllte die Augen. Und dann ſagte er — mein Urahne hat es deutlich gehört, jedes Wort, er hat den hohlen Klang ſein Lebtag nicht vergeſſen —: „C'est comme une âme brûlante!“ („Wie eine brennende Seele!“). Dann gingen die Franzoſen. Der Schlitten verglitt wie ein Spuk. Und der letzte Hufhall ertrank im Kniſtern des Weihnachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den befreiten Raum erfüllte.

## C'est comme une âme brûlante

Hans Baumann

Erfroren die Große Armee.
Der Kaiſer flieht vor Rußlands Schnee.
Winde funkeln wie Stahl,
Von ihrem Hieb wird der Himmel kahl.
Aus dem Dunkel hängen ſchimmernde Degen,
Ein Schlitten jagt ihren Spitzen entgegen.
Im Kaiſer klirren Befehle!
Da ſchwanken die Degen, ſie fahren zuſammen,
Die Sterne fechten, die Winde flammen
Von des Kaiſers brennender Seele.

Erfroren die Große Armee.
Die Erde tröſtet der Schnee.
Winternacht leuchtet empor,
Aus Glocken wandert ein Lied hervor
Und bewegt den Kaiſer zu Träumen:
Ein See im Eis, den Birken umſäumen,
Neun Schwäne ſchimmernd und ohne Fehle,
Und drüber ein Morgenſchein —
Der Kaiſer fängt Deutſchlands Atem ein
In ſeine brennende Seele.

Erfroren die Große Armee.
Und Nacht und Tag und Nacht und Schnee.
Der Kaiſer läßt halten. Er tritt in ein Haus,
Hockt ſchweigend am Feuer. Der Tag liſcht aus.
Den Kaiſer bewegen Schlaf und Traum.
Da entzündet der Bauer den Lichterbaum,
Die Kinder ſingen mit ſcheuer Kehle.
Der Kaiſer erwacht. Er verzehrt das Licht.
Es fällt das Eis aus ſeinem Geſicht.
Er keucht: Eine brennende Seele —

Erfroren die Große Armee.
Der Kaiſer flieht vor Rußlands Schnee.
Winde funkeln wie Stahl,
Von ihrem Hieb wird der Himmel kahl.
Aus dem Dunkel hängen ſchimmernde Degen,
Ein Schlitten jagt ihren Spitzen entgegen.
Im Kaiſer klirren Befehle!
Da ſchwanken die Degen, ſie fahren zuſammen,
Die Sterne fechten, die Winde flammen
Von des Kaiſers brennender Seele.

## Mahnung

Carl Maria Holzapfel

Wer nicht durch die Glut geſchritten, / Wird von Flammen nicht geſegnet, / Wer im Kampf nicht mitgeſtritten, / Dem iſt Gott ſelbſt nicht begegnet — — / Wer den Glauben nicht errichtet, / Als die Nacht uns überfiel, / Kann nicht, wenn der Morgen lichtet, / Führer ſein zum Ziel!

# Verſchwinden im Nebel

Rudolf G. Binding

Jedes Jahr, wenn hierzulande die Chriſtbäume auf den Märkten und Plätzen angeboten werden und in den Schaufenſtern da und dort Lichterbäumchen auftauchen, um ſie weihnachtlich zu erhellen, ſteht in ihrem kleinen Schein vor mir ein Mann auf, der nun ſchon lange tot iſt und mich doch in einer ſtillen Unverrückbarkeit bei ihrem Anblick bald heller, bald dunkler begleitet.

Damals, als ich ihm im Leben begegnete, lagen die Völker in tiefem, langem Krieg verſtrickt. Es ging auf Weihnachten. Junge unerfahrene Truppen haben in tage- und wochenlangen vergeblichen Angriffen während der letzten Herbſtmonate eines erſten Kriegsjahres bis zum Verbluten geſtürmt und gekämpft. In einer ſchauerlichen Erſchöpfung erſtarren die Fronten auf beiden Seiten, als ob ſie ſich in ihrer Ohnmacht aneinanderlehnen müßten. Mühſelig zieht man die dünnen Reſte kaum noch erkennbarer Diviſionen aus den zerrütteten Gräben und offenen Feldſtellungen, die ſie erſtmals aufgeworfen haben, nach hinten aus dem Bereich der Maſchinengewehre und ſchlimmſten Geſchütze heraus. Man überläßt es neuen Truppen, die Linie zu halten, tiefzulegen, auszubauen, mit Eiſen und Beton zu befeſtigen und verteidigungsfähig zu machen. Sie werden kaum geſtört. So erſchöpft ſind die Feinde.

Dort, unmittelbar hinter den Gräben, in den dürftigen Ruheſtellungen der Infanterie, fiel mir eines Tages in einem zerſchoſſenen Dorf, darin auch ich eine Weile mit meiner Schwadron mich herumgedrängt, ein Mann auf, der ſchweigſam in der Nähe der Feldküche an der Mauer eines Hauſes auf dem Boden ſaß und ſich eigentlich nur durch ſeine Augen mit ſeinen Leuten beſchäftigte. Sie machten ſich um die Feldküche und ihren Inhalt zu ſchaffen. Er iſt ein kleiner, trockener Hauptmann mit einer guten, etwas zu großen Naſe und graublauen Augen. Keine Bewegung, kein Befehl, kein Zuruf ſcheint wichtig genug, um von ihm auszugehen. Er ſchweigt und verfolgt nur mit haftenden Blicken, die die Dinge angreifen und ankrallen wie die Fänge eines Sperbers, die Vorgänge vor ihm. Er ſitzt, die Knie halb angezogen und die Füße in die vertiefte Regenrinne der Straße geſtellt, die Hände überkreuz in die Ärmel des Mantels verſteckt, und ſchweigt und ſcheint zu frieren.

Da ich herantrete und eine Frage an ihn richte — welchem Regiment er angehöre —, ſteht er auf, ohne die Hände aus ihrer Lage zu löſen. Er antwortet eine Weile nicht. Er verfolgt wieder etwas mit den

Augen. Dann nennt er, ohne mich anzuſehen, die beiden Nummern des Regiments und des Bataillons, was ſeine halbe Abweſenheit gerade noch erlaubte.

Alſo wußte ich: er hatte im Dickſten gelegen. Aber er ſagte nichts. Er ſchwieg. Er trug das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe als einer der erſten aus dieſen Truppen. Aber er ſchlug den Mantel nicht auseinander. Er fror in ſeinem Herzen. Die Hände froren nicht; es war ſein Herz, das fror und das er in dieſe Stellung und in die Ärmel ſeines Mantels barg. Ich verſtand ihn.

Damals erfuhr ich von neuem, daß Erleben ſchweigſam macht und ſparſam mit dem Wort. Aber da er und ich uns noch einige Male ſahen, er ein und das andere Mal auch bei mir eintrat, während der wechſelnden Ruhe, die in der nächſten Zeit dieſen Truppen gewährt werden konnte, habe ich ſeine Geſchichte von ihm vernehmen dürfen, wie er ſie zögernd und noch immer frierenden Herzens mir preisgab.

„Sehen Sie", ſagte er halblaut und mehr, um es zu verſchweigen als um es zu erzählen, „ich lag ganz vorne mit meiner Kompanie; links nichts und rechts nichts und hinter mir nichts. Wir hatten aber den Befehl, den Schützengraben zu halten. Dann kamen die Granaten. Sie taſteten ſich ſo langſam heran, als ob ſie Zeit hätten; bis eines der dicken Geſchoſſe ſaß und kein Graben mehr da war, ſondern nur ein weicher, breiiger Erdtrichter. Das war an der äußerſten Stelle. Dann fraß es näher mit den vielen, vielen Schüſſen. Wir mußten liegen. Wir hatten ja den Befehl! Maſchinengewehrfeuer war nur mehr noch ein Regen, der von Weſten kam wie der Wind. Aber die Granaten! Der nächſte Erdtrichter, nicht allzuweit vom erſten. Wir mußten einen Teil des Grabens räumen. Ich ſandte nach hinten. ‚Kommt denn nichts rechts oder links oder hinter mir?' Es kam nichts; nichts von Unterſtützung. Die Reſerven waren anderswo eingeſetzt. Es kam nur der erneute Befehl, den Schützengraben zu halten. Alſo lagen wir. ‚Können wir nicht zurück, Herr Hauptmann?' bat einer, der noch nie gebeten hatte. ‚Nein!' Und wir lagen. Wir warteten auf die nächſte Granate; rechneten uns aus, daß unſer Graben kürzer und kürzer würde und wir bald ohne Deckung im freien Erdreich liegen würden. Wir lagen ja auch nur da. — Schießen? Gegen was konnten wir ſchießen? Wir lagen. Wir lagen, bis die Nacht kam. Da war nichts mehr übrig, was man Graben nennen konnte. Aber das Aufatmen kam. Dann kam noch ein Tag und mit ihm die taſtenden Geſchoſſe. Und dann kam noch eine Nacht. Und dann kam die Ablöſung!"

Ich las in ſeinem Schweigen, das nun einſetzte. Ein in ſeinem Erinnern erſtarrtes Bild von Toten lag um ihn. Nach einer langen Weile ſagte er: „Die ſchweren Granaten fliegen ſo langſam. Man hört ſie kommen. Von fern her. — Wir mußten eben liegenbleiben.“

Es war unheimlich in dem kleinen Raum geworden, in dem wir ſaßen. Wenn ich ihn ſo anſah in ſeiner flachen und fleiſchloſen Durchſichtigkeit und ſeinem ewigen Frieren, machte er mir den Eindruck, als ob er eigentlich von Maſchinengewehr- und Infanteriemunition völlig durchlöchert ſein müſſe. Dieſe ſchlanken Geſchoſſe hatten keinen langen Weg zu durchlaufen, um ihn von vorn nach hinten zu durchbohren. Er hinterließ nach ſeiner Erzählung auch den Eindruck, als ſei er durchlöchert — wie die aufgeklebte Figur eines Mannes auf einer Schießſcheibe, die ſich daraus nichts macht. Aber er ſtand auf, verabſchiedete ſich von mir, ohne die Hände aus den ineinandergeſteckten Ärmeln ſeines Mantels zu nehmen, und ſagte faſt wie eine Entſchuldigung: „Ich gehe mit der Kompanie bald wieder nach vorn.“

Als die Weihnacht nahe war, ſchickte ich rechtzeitig in ſein Quartier, um ihn fragen zu laſſen, ob er den Abend eine Stunde mit mir verbringen wolle. Aber es hieß, er ſei über die Feiertage mit ſeinen Truppen in den vorderen Gräben eingeſetzt. Er hatte es ſich, wie ich erfuhr, bei dem Kommandeur der Diviſion in einer dieſem willkommenen Unterbrechung der Ablöſungsordnung für die Kampftruppen ausbedungen.

Er war nach vorne geflohen. Ich ſagte mir, daß er recht habe. Auch viele andere kam es ſchwer an. Wir hätten uns am liebſten jeder verkrochen. Wie ſollten wir es anfangen, da draußen das Feſt des Friedens — auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen — zu begehen? Die Menſchen ſandten ſich den Tod herüber und hinüber.

Zudem hatte man von der Heimat aus, in der faſt wahnſinnigen Hoffnung, uns draußen damit ein Weihnachtsgeſchenk zu verſchaffen, allenthalben ein groteskes und ſchauerliches Liebesgabengetriebe für Mann und Offizier in Gang gebracht. Es entſprach heimatlichen Anſchauungen, daß jeder reichlich draußen ſeinen Anteil an der Heimat haben müſſe. So erſchienen denn zwiſchen tauſend Paketen von ſchlechten Zigaretten und mäßiger Schokolade, zwiſchen ſchweren Bergen ſelten irgendwie nützlicher Wollſachen, zwiſchen Körben von verdächtigen und kaum wertbaren Schaumweinen neuigkeitslüſterne Liebes- und Wohltätigkeitsgeſandte in protzigem Auftreten und jeder in irgendeiner Uniform auf ihren friſch fabrizierten Autos im Bereich jener Ruheſtellungen,

verteilten planlos ihre Schätze und schöpften aus alledem die Berechtigung, als kurzlebige Helden in der Heimat vom Krieg zu erzählen.

Ein ganzes Jahr ging vorüber, währenddessen ich den Schweiger selten sah. Wir lagen noch so ziemlich an derselben Stelle. Jeden Tag zu gleichen Stunden schoß die Artillerie hüben und drüben die ihr zugebrachte vorgeschriebene Munition auf selten sich ändernde Ziele, nur mit dem Unterschied — wenn es einer war —, daß unsere Geschütze in der Morgendämmerung nach Westen und die feindlichen in der Abenddämmerung nach Osten schossen. Als Weihnacht heranrückte, glaubte ich es wagen zu dürfen. Man hatte sich die übertriebene Liebesgabenzufuhr verbeten — wenigstens für die Division, der der Hauptmann und ich angehörten —, was nicht hinderte, daß einiges Wohlgemeinte, Bescheidenere und Sinnvollere zum Fest den Weg zu uns fand. Doch war es immer noch zuviel.

So rüstete ich am Weihnachtsabend aus Dingen, die mir mehrfach oder überreich zugekommen waren, auf dem Tisch meines Zimmers eine kleine Bescherung — nicht für mich, sondern für irgend jemand, dem es Freude machen könnte. Am Ende, so dachte ich, würde ich diese Dinge den letzten Leuten der Ölmühle schenken, die soviel verloren hatten und die meine jungen Freiwilligen, meine Offiziere und auch manchen Gast hilfreich und anständig mit dem versorgten, was wir uns sonst hätten nehmen müssen, da hörte ich jemand draußen im Dunkel der schmalen Treppe nach meiner Tür hin tasten, und als ich sie öffnete, stand der Durchlöcherte vor mir, die Hände in den sich begegnenden Mantelärmeln vergraben wie immer.

„Sie haben letztes Jahr nach mir geschickt", sagte er, „da bin ich." Ich war betroffen, daß er daran gedacht hatte; da er mir nun aber wie in einer Art Dankbarkeit für etwas, das er gar nicht genossen hatte, die selten gebotene Hand hinhielt, schüttelte ich sie — wie ich glaube — das erste Mal.

Wie erwärmt knöpfte er seinen Mantel langsam auf, schlug ihn ein wenig auseinander und ließ sich, während er mit seinen angreiferischen Augen die kleine Bescherung übermaß, die auf dem Tisch aufgebaut war und ziemlich kümmerlich von zwei Stearinkerzen angeschienen wurde, die auf dem dürftigen Kaminbrett in der Ecke brannten, vor ihr auf einen Stuhl nieder; er ließ dabei nicht einen Augenschlag die Dinge aus seinem Blick los, die dort standen. „Für wen ist dies?" fragte er, da er sofort begriff, daß ich mir nichts selber aufbauen würde. Ich sagte ihm, ich wisse es eigentlich nicht; wenn es ihm Freude mache — für ihn.

Er ſchwieg. Es ſtanden nur wenige Gegenſtände auf dem Tiſch: ein Pack braune Lebkuchen mit großen gelben Mandeln in der Mitte, eine Flaſche Schwarzwälder Kirſchwaſſer und ein kleines künſtliches Weihnachtstännchen, eine leichte, dreiſeitige Pyramide aus dünnen Stöckchen, zu denen ſchmächtige, grün gefärbte Papierraupen liefen, die die Tannennadeln vorſtellen mußten. Auf den Pyramidenkanten aber ſtaken in gleichen Abſtänden je drei mäßig dicke Lichter, als die Hauptſache an dieſem Bäumchen, in kleinen hölzernen Haltern, und zu dieſen neunen prangte auf der Spitze ein zehntes. Das war die ganze Beſcherung, wenn man nicht ein Stück buntes Band quervor, das oben irgendwie verſteift war und ein Buchzeichen abgeben ſollte, mit hinzurechnen wollte.

Der Hauptmann hatte dieſe Dinge aus ſeinem Auge entlaſſen. Er lehnte nicht ab und nahm auch nicht an. Er hatte den Stuhl etwas von dem Tiſch zurückgeſchoben bis an die Wand, aber er blieb in ſeiner Reichweite. Darauf blickte er ſtumm und wie zu Stein geworden in ſich hinein. Es war jenes erſtarrte Bild in ſeinem Innern, das ihn verſtummen machte wie damals — jenes ſtarre Bild, mit dem er wohl ſchon wie mit etwas Vertrautem umging und auf das er ſich offenbar verließ, wenn ihn etwas anfocht.

Nach einer Weile regte er ſich; doch ſchwieg er noch immer, aber er tat es in einer ernſten Freundlichkeit, und das ſtarre Bild war nicht mehr in ihm. Während wir noch ſo ſaßen, kamen ſchwere und eifrige, mir wohlbekannte Schritte die Treppe heran. Es war mein Wachtmeiſter, der meldete, in einer Viertelſtunde ſei die Schwadron drüben in ihrer Kantine angetreten zur Weihnachtsbeſcherung. (Etwas anderes gab es für ihn nicht, als daß die Schwadron antrat.) Der Wachtmeiſter ging wieder.

Ich blickte den Hauptmann an. „Bleiben Sie?“ fragte ich. Er wußte ſehr genau, wie ſehr ich mich gefreut hätte, und daß ihm kaum etwas Unangenehmes begegnen würde — mit falſchen Worten, mit falſchen Mitteln an falſchem Ort und unter Fälſchung der Gefühle.

„Nein“, ſagte er. — Und dann ſehe ich etwas — ich ſehe es noch —, was mich hinbannt, was mir plötzlich die Pulſe bis zum Zerſpringen in die Schläfen jagt, was meinen Blick völlig aufzehrt und mich atemlos und regungslos an meinem Sitz feſthält; ich ſehe, wie er, während er ganz langſam weiterſpricht, aus einer Streichholzſchachtel, die für das Anzünden der Kerzen und für meinen Gebrauch bei den Dingen auf dem Tiſch lag, ein Hölzchen nimmt, es anſtreicht und eines der Kerzchen an dem künſtlichen Tannenbaum in Brand ſetzt. „Nein“, ſagte er ganz

ruhig, „ſehen Sie: — ich — bin — ein — Mann, — der — nicht — mehr — Weihnachten — feiert.“ Und bei jedem Wort ſtreicht er ein Streichholz an, ſpricht bedächtig und ohne das Bäumchen aus den Augen zu verlieren, das nächſte Wort, zündet das nächſte Lichtchen an und löſcht das Streichholz vorſichtig, indem er es ausbläſt und auf den Deckel der Schachtel legt, die er mit der Linken halb geöffnet auf dem Tiſch in ihrer Lage hält. —

Als die zehn Lichter, die er ſo feierlich und ſo umſtändlich berührt hatte, endlich brannten und in ihrer Anordnung wirklich einen gewiſſen Glanz um ſich verbreiteten — ſie wußten ja nicht, was ſie mehr ſollten —, ſtand der Hauptmann auf.

„Sie müſſen jetzt hinübergehen“, ſagte er mit Hinweis auf meine wartenden Dragoner. Er knöpfte den Mantel zu, nahm den kleinen Baum wie ein ihm gehöriges Stück vom Tiſch und ging, indem er mir freundlich und ernſt zunickte, neben den ſich biegenden Flammen zur Tür. Draußen begann er bedächtig die Treppe hinabzuſteigen.

Noch ganz umrätſelt folgte ich ihm und ſtarrte ihm nach, wie er die Stufen hinunterging. Ich konnte mir mit den gewagteſten Vorſtellungen nicht erklären, was er mit dem brennenden Weihnachtsbaum in einer Hand anfangen wollte. Es ſah hilflos und verzweifelt aus, was er tat. Der flandriſche Wind würde die Lichter ſofort auslöſchen, wenn er nur aus dem Hauſe trat. Wollte er von den Dingen, vor denen er geſeſſen, nur eines mitnehmen, um nicht alles lieblos auszuſchlagen, was ich ihm bot?

Da gewahrte ich, nun ſchon von oben in ſein mit Kerzen beleuchtetes Geſicht ſchauend, was in ihm vorging, und daß er ſozuſagen nur halb tat, was er tat. Er traumwandelte die Treppe hinunter, in ſeinen Zügen war noch einmal jene andere Welt, und was er da an Licht in ſeiner Hand hielt, war nur ein Gegengewicht, irgendeine kleine, erhellende, ahnungsloſe Hoffnung, wirklich ein Kerzlein in dem gewaltigen Dunkel, das um ihn ſchwieg.

Ich flog ihm nach — ich wollte ihn halten, bei der Hand faſſen. Zu ſpät. Als ich die Haustür aufriß, aus der er eben gegangen war, war er verſchwunden — in den weißen, regungsloſen, feuchten Nebel aufgelöſt. Nur ein kleiner Schein, den ich nicht rufen konnte, entfernte ſich raſch.

Ich blickte ins Leere, wie es oft geſchieht, und — da ich ihn nie wiederſah und der Krieg ihn verſchlang — ins Verborgene eines Lebens.

## Licht! Licht!

Lulu von Strauß und Torney

Volk, glaube der Stimme der ewigen Finſternis nicht!
Hebe das Haupt, horche und ſpähe landein —
Siehſt du nicht über den Äckern den grünen Schein,
Siehſt du nicht über den Bergen im Frühlingswehn
Morgenröten heiliger Zukunft ſtehn?

Ein Geſtern verſank, ein Heute erſtand uns neu,
über den Trümmern ſteigt es ſtrahlend und frei,
Von ſchaffender Hand erbaut und ſchaffendem Geiſt,
Das heilige Haus, das da Deutſchland von Morgen heißt!

Seht ihr es ſteigen? Erfüllt eurer Väter Traum!
All ſeinen Kindern bietet es Dach und Raum,
All ſeinen Kindern bietet es Brot und Raſt,
Keiner ſteht vor dem Tor, ein vergeſſ'ner Gaſt,
Und über den Pforten, hoch übers Land zu ſehn,
Soll das Wort der Zukunft, das heilige, „Bruder", ſtehn!
Hört ihr mich rufen? Wer will mit Werkmann ſein?
Fügen zum heiligen Baue mir Stein auf Stein,
Säen in deutſche Erde der Zukunft Saat,
Wirken aus deutſchem Geiſte der Zukunft Tat?

Schaffende Hände ruf' ich und ſchaffendes Haupt,
Jeden, der an ein ewiges Deutſchland glaubt!
Jeden, dem das Blut in den Adern brennt,
Wenn einer den heiligen Namen nennt!
Seht ihr, ſeht, wie es klar aus den Wolken bricht —
Licht! Licht!

Heimat iſt, wenn man ihr Weſen recht bedenkt, nicht nur Landſchaft und Volkstum; was uns im Innerſten mit ihr verbindet, iſt dieſes: Die Heimat iſt die Pforte, durch die uns das Ewige in das Zeitliche entließ, und unſere Heimatliebe iſt die Sehnſucht nach dieſem Ewigen. Landſchaft und Volkstum ſind nur Gleichniſſe deſſen, dem unſre tiefſte Sehnſucht gilt. Das letzte Gleichnis der Heimat aber iſt die Mutter.

August Winnig

# Du Vaterland

Hans Baumann

Land, Land
Mit dem harten Geſicht deiner Berge,
Du Vaterland!
Ernſt iſt dein Antlitz,
Prüfend ſiehſt du uns an
Mit nackten Wänden, drohenden Schatten
Und hellem Grat.
Nah ſind die weißen Gipfel
Und rufen, rufen, rufen uns auf —
Du Vaterland!

Land, Land
Mit dem alten Lied deiner Wälder,
Du Mutterland!
Gütig rauſchen die Kronen,
Heimlich ſtrömen ins Ohr
Der Buchen und Tannen Geſänge,
Der Eichen Lied, das Lied unſrer Fichten
Und rufen, rufen, rufen uns auf —
Du Mutterland!

Land, Land
Mit den fröhlichen Augen der Seen,
Du Kinderland!
Träume verklären die Stirn,
Lächelnd hebſt du den Blick.
Hurtig ſind deine Quellen,
Flink ſpringt der Bach nach den Wieſen
Und ſingt in der Sonne.
Wir lauſchen, verhalten den Atem
Und horchen auf — du Kinderland!

Land, Land
Mit den klopfenden Adern der Ströme,
Der Söhne Land!
Brauſend wandern die Waſſer,
Wie leuchtende Fahnen fliegen ſie weit
Zwiſchen Brücken und Städten und Äckern,
Stürmen ins Meer
Und rufen, rufen die Herzen ins Feld —
Du Deutſchland!

# Inhaltsverzeichnis

## Januar


Möller, E. W. / An das Vaterland . . . . . 9
Ernſt, P. / Der Blinde . . . . . 10
Huch, R. / Sehnſucht . . . . . 14
Mörike, E. / In der Frühe . . . . . 15
Steguweit, H. / Nachbars Regine . . . . . 15
Mörike, E. / Verborgenheit . . . . . 20
Kölſch, R. / Die große Heimkehr . . . . . 21
Johſt, H. / Ruf des Reiches – Echo des Volkes 22
Menzel, H. / Dank aus dem Lazarett . . . . 28
Fink, F. / Deutſchland . . . . . 30
Kölſch, R. / Die Auslandsdeutſchen an den Führer . . . . . 31


## Februar


Altdeutſcher Helmſpruch . . . . . 33
Meyer, C. F. / Guſtav Adolfs Page . . . . 33
Schiller, Fr. von / Sehnſucht . . . . . 73
Lilienfein, H. / Marbach — Weimar . . . 74
Bürgel, Br. H. / Die vier Wünſche . . . . 74
Haydut, A. / Die fetten Ochſen . . . . . 77


## März


Heiſeler, B. von / Prinz Eugen . . . . . 79
Die Rede des Führers am Heldengedenktag 1940 . . . . . 80
Blaas, E. / Der Führer . . . . . 84
Scholz, H. / Einberufung . . . . . 85
Oppenberg, F. / Der Befehl . . . . . 87
Berens-Totenohl, J. / Die kleinen Häuſer 90
Baumann, H. / Ritt im März . . . . . 91
Hoinkes, R. / Flamme, Welle und Wind . . 91
Seidel, J. / Der Pflüger . . . . . 92
Hinrichs, A. / Janharm . . . . . 92
Kleiſt, H. von / Seufzer eines Ehmannes 96
Menzel, H. / Bitte um Ackerſegen . . . . . 97


## April


Schenkendorf, L. von / Führe uns! . . . . 99
Oberkofler, J. G. / Führer . . . . . 99
Koll, R. / Zum Ruhme unſeres Feldherrn 100
Eckart, D. / Sieh, das iſt es ja . . . . . 103
Rehberg, H. / Narvik . . . . . 104
Barthel, L. Fr. / Krokus . . . . . 105
Münchhauſen, B., Frhr. von / Fragt nicht! 105
Waggerl, D. / Lied . . . . . 105
Kromer, H. E. / Wie Herr Ochſenbrink ſein Stammſchloß fand . . . . . 106
Volkslied / Innsbruck, ich muß dich laſſen 107
Dörfler, A. / Der Blick ins Dunkel . . . . 108
Rothacker, G. / Der alte Baum . . . . . 116


## Mai


Vogelweide, W. von der / Frühling und Frauen . . . . . 119
Claudius, M. / Die Liebe . . . . . 119
Goethe, J. W. von / Mailied . . . . . 120
Goethe, J. W. von / Lied des Lynkeus . . 120
Buſſe, H. E. / Poppele ſpielt auf der Pansflöte . . . . . 121
Jungnickel, M. / Nächtlich . . . . . 123
Wegener, H. O. / Geſicht der Arbeit . . . . 124
Habraſchka, P. / Bergleute beim Gottesdienſt . . . . . 124
Engelke, G. / Der Tod im Schacht . . . . . 125
Perhobſtler, W. M. / Kranführer . . . . . 125
Peſchanel, D. / Arbeiter . . . . . 129
Weinheber, J. / Bauer . . . . . 130
Bäte, L. / Der Landesvater kommt . . . . 130
Seidel, J. / Der Mutter Einkehr zu ſich ſelbſt . . . . . 132
Hebel, J. P. / Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht . . . . . 133
Ramoſſa, R. / Blick eines Kindes . . . . . 135
Mönnich, G. / An die Mutter . . . . . 136
Flex, W. / Mutter . . . . . 136
Schirach, B. von / Meiner Mutter . . . . . 136
Zillich, H. / Die goldene Tapferkeitsmedaille . . . . . 137
Decker, W. / Dank an die Mütter . . . . . 140
Claudius, H. / Akroſtichon . . . . . 140
Brehm, Br. / Reiſe in die weite Welt . . . 141
Claudius, H. / Im Maien . . . . . 144
Zillich, H. / Im Lazarettzug . . . . . 144
Schlieffen, A., Graf von / Die Soldatenfamilie . . . . . 145


## Juni


Schlußbericht des OKW. über den Feldzug in Frankreich . . . . . 147
Aufruf des Führers an das Deutſche Volk . . . . . 154
Niederländiſches Dankgebet . . . . . 154
Körner, Th. / Gebet während der Schlacht . . . . . 155
Uhland, L. / Der gute Kamerad . . . . . 155
Biſchoff, Fr. / Seraphine oder das Abſchiedsfeſt . . . . . 156
Miegel, A. / Elfkönig . . . . . 172
Röhl, H. / Lied der Welle . . . . . 173
Seidel, J. / Als ich jung war . . . . . 174
Morgenſtern, Chr. / Deine Roſen an der Bruſt . . . . . 174
Lüttmann, Br. / Laßt brennen . . . . . 175
Lüttmann, Br. / Den Fahnenträgern . . . 175

## Juli


Hölty, L. H. Chr. / Der alte Landmann an seinen Sohn . . . . . 177
Weinheber, J. / Juli . . . . . 178
Schmückle, G. / Lieb' um Leid . . . . . 178
Geibel, E. / Mittagszauber . . . . . 178
Fussenegger, G. / Die treue Magd . . . . . 179
Akerman, A. von / Lied der Liebenden . . 182
Claudius, M. / Brief an Andres . . . . . 183
Laß rauschen, Lieb, laß rauschen . . . . . 184
Brentano, Cl. / O kühler Wald . . . . . 184
Dach, S. / Die Jahre . . . . . 184
Röhl, H. / Dorf im Sommerabend . . . . 185
Brautlacht, E. / Der eingeklemmte Schneider . . . . . 185
Luckdorff, A. M. / Der Brunnen . . . . . 195


## August


Moltke, H. von / Die beiden Freunde . . . 197
Hebbel, Fr. / Die treuen Brüder . . . . . 243
Kleist, H. von / Mutterliebe . . . . . 243
Bertelsmann, L. / Sachsenklage . . . . . 244
Grimm, Brüder / Die Sage von Diez Schwinburg . . . . . 245
Johann Philipp Palm . . . . . 246
Liliencron, D. Frhr. von / Kleine Ballade 250
Hölderlin, Fr. / Der Tod fürs Vaterland 251
Paulsen, R. / Abendlied . . . . . 251
Kratzmann, E. / Die Sternenfuge . . . . . 252


## September


Wöhrle, O. / Ausmarsch . . . . . 257
Görgl, A. / Wir reiten für das Reich . . . 257
Lersch, H. / Bekenntnis . . . . . 258
Schlösser, R. / Bitte . . . . . 258
Burte, H. / 1940 . . . . . 259
Der Führer am 1. September 1939 vor dem Deutschen Reichstag . . . . . 260
Rößler, Cl. / Polenland, Polenland . . . . 261
Goltz, J., Frhr. von der / Nähe des Todes 262
Miegel, A. / Die Mütter an die Jugend . 263
Künkel, H. / 1915 . . . . . 264
Greif, M. / Der Geworbene . . . . . 264
Carossa, H. / Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken . . . . . 265
Banek, S. / Opfergang . . . . . 266
Kriebel, F. K. / Wir von der Weichsel und Warthe . . . . . 268
Buchholtz, H. / Soldatenbrief . . . . . 269
Löns, H. / Matrosenlied . . . . . 271
Anacker, H. / Das Frankreichlied . . . . . 271
Mende, Fr. A. / Nachtmarsch . . . . . 272
Paulsen, R. / Weg durch die Heide . . . . 272
Simon, M. / Vaterland . . . . . 273
Schumann, G. / Den Ausziehenden . . . . . 273
Claudius, H. / Große Liebe und frühes Leid 274


## Oktober


Rech, Fr. / 6. Oktober 1939 . . . . . 279
Manteuffel-Katzdangen, K., Frhr. von / Baltische Heimat . . . . . 279
Kroeger, E. / Gruß an das Reich . . . . . 280
Ziesel, K. / Die Stimme . . . . . 280
Schütt, B. / Herz in der Zeit . . . . . 284
O Straßburg . . . . . 287
Schumann, G. / Gebet des Soldaten . . . . 288
Tumler, Fr. / Brief an einen Freund im Felde . . . . . 288
Waggerl, D. / Herbstnacht . . . . . 292
Beauclair, G. de / Lausch, wie die Nacht schweigt . . . . . 292
Blunck, H. Fr. / Das Gästebuch . . . . . 293
Ponten, J. / Spätherbst . . . . . 298
Barthel, M. / Lobgesang . . . . . 298
Künkel, H. / Aus Saat wird Korn . . . . . 299
Münchhausen, B., Frhr. von / Am Abend . . . . . 299
Strobl, K. H. / Dem hartnäckigen Bauern . . . . . 300
Eichendorff, J. von / Sängerglück . . . . . 303
Hölderlin, Fr. / Die Linien des Lebens . . 303


## November


Droste-Hülshoff, A. von / Meine Toten . . 305
Manteuffel-Katzdangen, K., Frhr. von / Die Weltenesche . . . . . 306
Linke, J. / Der Gang zur Bahn . . . . . 307
Schloß, L. / Ahnen . . . . . 315
Springenschmid, K. / Urlaub — nach vorn! 316
Niekrawietz, H. / Mädchenklage . . . . . 318
Liebesleid . . . . . 318
Schirach, B. von / Der Tote . . . . . 319
Schloß, L. / Wir sind ein Leib . . . . . 319
Scholz, W. von / Der gute Stern . . . . . 320
Bäte, L. / Wind im Kamin . . . . . 323
Claudius, H. / Der deutsche Mond . . . . . 323
Kolbenheyer, E. G. / Widmung . . . . . 323


## Dezember


Grimm, Brüder / Die Märchen von den Sterntalern . . . . . 325
Rombach, O. / Weihnacht im Weinberg . 326
Schmückle, G. / Stille Nacht . . . . . 334
Claudius, H. / Gott . . . . . 334
Hohlbaum, K. / Weihnacht 1812 . . . . . 335
Baumann, H. / C'est comme une âme brûlante . . . . . 336
Holzapfel, C. M. / Mahnung . . . . . 337
Binding, K. G. / Verschwinden im Nebel 338
Strauß und Torney, L. von / Licht! Licht! 344
Baumann, H. / Du Vaterland . . . . . 345

# Alphabetiſches Inhaltsverzeichnis mit Quellenangaben


Akerman, Achim von: Lied der Liebenden ..... 182
Aus „Die Stunde vor Tag“ (Inſel-Verlag, Leipzig)
Anacker, Heinrich: Das Frankreichlied ..... 271
Banek, Sigismund: Opfergang ..... 266
Barthel, Ludwig Friedrich: Krokus ..... 105
Barthel, Max: Lobgeſang ..... 298
Bäte, Ludwig: Der Landesvater kommt ..... 130
— Wind im Kamin ..... 323
Baumann, Hans: C'est comme une âme brûlante ..... 336
— Du Vaterland ..... 345
Aus „Rüdiger von Bechelaren“ (Eugen Diederichs, Jena)
— Ritt im März ..... 91
Aus „Atem einer Flöte“ (Eugen Diederichs, Jena)
Beauclair, Gotthard de: Lauſch, wie die Nacht ſchweigt ..... 292
Berens-Totenohl, Joſefa: Die kleinen Häuſer ..... 90
Aus „Das ſchlafende Brot“ (Eugen Diederichs, Jena)
Bertelsmann, Lene: Sachſenklage ..... 244
Binding, Rudolf G.: Verſchwinden im Nebel ..... 338
Aus „Geſamt-Werk“ (Kütten & Loening, Potsdam)
Biſchoff, Friedrich: Seraphine oder das Abſchiedsfeſt ..... 156
Blaas, Erna: Der Führer ..... 84
Blunck, Hans Friedrich: Das Gäſtebuch ..... 293
Brautlacht, Erich: Der eingeklemmte Schneider ..... 185
Aus „Meiſter Schure“ (R. Piper, München)
Brehm, Bruno: Reiſe in die weite Welt ..... 141
Brentano, Clemens: O kühler Wald ..... 184
Buchholtz, Hansgeorg: Soldatenbrief ..... 269
Bürgel, Bruno H.: Die vier Wünſche ..... 74
Aus „Die kleinen Freuden“ (Deutſcher Verlag, Berlin)
Burte, Hermann: 1940 ..... 259
Buſſe, Hermann Eris: Poppele ſpielt auf der Pansflöte ..... 121
Aus „Der Erdgeiſt“ (P. Liſt Verlag, Leipzig)
Caroſſa, Hans: Viel Blut, viel Blut muß in die Erde ſinken ..... 265
Claudius, Hermann: Akroſtichon ..... 140
— Gott ..... 334
Aus „Und weiter wachſen Gott und Welt“ (Albert Langen/Georg Müller, München)
— Große Liebe und frühes Leid ..... 274
Aus „Armantje“ (Albert Langen/Georg Müller, München)
— Im Maien ..... 144
— Der deutſche Mond ..... 323
Claudius, Matthias: Brief an Andres, von wegen einer gewiſſen Vermutung ..... 183
— Die Liebe ..... 119
Clauſewitz, Karl von: Bekenntnis ..... 6
Dach, Simon: Die Jahre ..... 184
Decker, Will: Dank an die Mütter ..... 140

Dörfler, Anton: Der Blick ins Dunkel ..... 108
Droste-Hülshoff, Annette von: Meine Toten ..... 305
Eckart, Dietrich: Sieh, das ist er ja ..... 103
Eichendorff, Joseph von: Sängerglück ..... 303
Engelke, Gerrit: Der Tod im Schacht ..... 125
Ernst, Paul: Der Blinde ..... 10
Aus „Liebesgeschichten" (Albert Langen/Georg Müller, München)
Fink, Fritz: Deutschland ..... 30
Aus „Deutschland, wir bauen Dich auf" (F. Fink Verlag, Weimar)
Flex, Walter: Mutter ..... 136
Aus „Sonne und Schild" (Georg Westermann, Braunschweig)
Fussenegger, Gertrud: Die treue Magd ..... 179
Geibel, Emanuel: Mittagszauber ..... 178
Goethe, Johann Wolfgang von: Lied des Lynkeus ..... 120
— Mailied ..... 120
Goltz, Joachim, Frhr. von der: Nähe des Todes ..... 262
Görgl, Alfred: Wir reiten für das Reich ..... 257
Greif, Martin: Der Geworbene ..... 264
Grimm, Brüder: Hausmärchen ..... 325
— Das Märchen von den Sterntalern ..... 325
— Die Sage von Diez Schwinburg ..... 245
Habraschka, Paul: Bergleute beim Gottesdienst ..... 124
Aus „Nach der Schicht" (Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln)
Hayduk, Alfons: Die fetten Ochsen ..... 77
Hebbel, Friedrich: Die treuen Brüder ..... 243
Hebel, Johann Peter: Einer Edelfrau schlaflose Nacht ..... 133
Heiseler, Bernt von: Prinz Eugen ..... 79
Helmspruch, Altdeutscher ..... 33
Hinrichs, August: Janharm ..... 92
Hitler, Adolf: Der Führer am 1. 9. 39 vor dem Deutschen Reichstag .... 260
— Der Führer am 6. 10. 39 vor dem Deutschen Reichstag ..... 279
— Der Führer am Heldengedenktag 1940 im Zeughaus ..... 80
— Aufruf an das Deutsche Volk ..... 154
Hohlbaum, Robert: Weihnacht 1812 ..... 335
Aus „Der steinerne Gast" (Schmidt & Spring, Leipzig; Skalden-Bücher)
Hoinkes, Karl: Flamme, Welle und Wind ..... 91
Hölderlin, Friedrich: Die Linien des Lebens ..... 303
— Der Tod fürs Vaterland ..... 251
Hölty, Ludw. Heinr. Chr.: Der alte Landmann an seinen Sohn ..... 177
Holzapfel, Carl Maria: Mahnung ..... 337
Huch, Ricarda: Sehnsucht ..... 14
Innsbruck, ich muß dich lassen ..... 107
Johst, Hanns: Ruf des Reiches — Echo des Volkes ..... 22
Jünger, Ernst: Wir sind Kameraden ..... 264
Jungnickel, Max: Nächtlich ..... 123
Kamoffa, Käthe: Blick eines Kindes ..... 135
Kleist, Heinrich von: Mutterliebe ..... 243
— Seufzer eines Ehmannes ..... 96
Kolbenheyer, Erwin Guido: Widmung ..... 323
Koll, Kilian: Zum Ruhme unseres Feldherrn ..... 100
Kölsch, Kurt: Die Auslandsdeutschen an den Führer ..... 31
Aus „Galiziendeutsche Heimkehr" (Westmark-Verlag, Neustadt)
— Die große Heimkehr ..... 21
Aus „Galiziendeutsche Heimkehr" (Westmark-Verlag, Neustadt)

Körner, Theodor: Gebet während der Schlacht ..... 155
Kratzmann, Ernſt: Die Sternenfuge ..... 252
Kriebel, Friedrich Karl: Wir von der Weichſel und Warthe ..... 268
Aus „Wir von der Weichſel und Warthe“ (Verlag Deutſcher Oſten, Küſtrin-Neudamm)
Kroeger, Erhard: Gruß an das Reich ..... 280
Kromer, Heinrich E.: Wie Herr Ochſenbrink ſein Stammſchloß fand .. 106
Aus „Alemanniſches Geſchichtenbuch“ (L. Staackmann Verlag, Leipzig)
Künkel, Hans: Aus Saat wird Korn ..... 299
— 1915 ..... 264
Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen ..... 184
Lerſch, Heinrich: Bekenntnis ..... 258
Aus „Mit brüderlicher Stimme“ (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart)
Liebesleid ..... 318
Liliencron, Detlev, Frhr. von: Kleine Ballade ..... 250
Aus „Geſamt-Ausgabe Bd. 2“ (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart)
Lilienfein, Heinrich: Marbach — Weimar ..... 74
Linke, Johannes: Der Gang zur Bahn ..... 307
Löns, Hermann: Matroſenlied ..... 270
Aus „Der kleine Roſengarten“ (Eugen Diederichs, Jena)
Luckdorff, Artur M.: Der Brunnen ..... 195
Aus „Lob der Erde“ (Verlag „Die Rabenpreſſe“, Berlin)
Lüttmann, Brunhild: Den Fahnenträgern ..... 175
— Laßt brennen ..... 175
Aus „Du ſtehſt in großer Schar“ (F. Hirt, Breslau)
Manteuffel-Katzdangen, Karl, Frhr. von: Baltiſche Heimat ..... 279
Aus „Deutſche Dichtung im Oſten“ (H. Hillger Verlag, Berlin)
— Die Weltenеſche ..... 306
Aus „Erlebte Lieder“ (Lehmanns Verlag, München)
Mende, Fritz A.: Nachtmarſch ..... 272
Menzel, Herybert: Bitte um Ackerſegen ..... 97
— Dank aus dem Lazarett ..... 28
Meyer, Conrad Ferdinand: Guſtav Adolfs Page ..... 33
Miegel, Agnes: Elfkönig ..... 172
Aus „Frühe Geſichte“ (J. G. Cotta, Stuttgart)
— Die Mütter an die Jugend ..... 263
Möller, Eberhard Wolfgang: An das Vaterland ..... 9
Moltke, Helmuth von: Die beiden Freunde ..... 197
Mönnich, Günther: An die Mutter ..... 136
Morgenſtern, Chriſtian: Deine Roſen an der Bruſt ..... 174
Aus „Ein Kranz“ (M. Piper, München)
Mörike, Eduard: In der Frühe ..... 15
— Verborgenheit ..... 20
Münchhauſen, Börries, Frhr. von: Am Abend ..... 299
— Fragt nicht! ..... 105
Aus „Das Liederbuch des Freiherrn Börries von Münchhauſen“ (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart)
Niederländiſches Dankgebet ..... 154
Niekrawietz, Hans: Mädchenklage ..... 318
Aus „Bauern- und Bergmannsgeſänge“ (Verlag „Der Oberſchleſier“, Oppeln)
O Straßburg ..... 287
Oberkofler, Joſeph Georg: Führer ..... 99
Oberkommando der Wehrmacht: Schlußbericht über den Feldzug in Frankreich ..... 147

Oppenberg, Ferdinand: Der Befehl ..... 87
Aus „Bunker Deutschland“ (G. Truckenmüller, Stuttgart)
Palm, Johann Philipp, Ein Märtyrer deutscher Freiheit ..... 246
Aus „Das Buch vom Opfer“ (G. D. W. Callwey, München)
Paulsen, Rudolf: Abendlied ..... 250
— Weg durch die Heide ..... 272
Aus „Wann der Tag getan“ (R. R. Jaeckel Verlag, Querfurt)
Perhobstler, Wilhelm Michael: Kranführer ..... 125
Peschanel, Dolf: Arbeiter ..... 129
Ponten, Josef: Spätherbst ..... 298
Rech, Friedrich: 6. Oktober 1939 ..... 279
Rehberg, Hans: Narvik ..... 104
Röhl, Hansulrich: Dorf im Sommerabend ..... 185
— Lied der Welle ..... 173
Aus „Draußen im Dorf“ (Danziger Verlags-Gesellschaft, Paul Rosenberg, Danzig)
Rombach, Otto: Weihnacht im Weinberg ..... 326
Rößler, Clemens: Polenland, Polenland ..... 261
Aus „Du stehst in großer Schar“ (F. Hirt, Breslau)
Rothacker, Gottfried: Der alte Baum ..... 116
Schenkendorf, Leopold von: Führe uns! ..... 99
Schiller, Friedrich von: Sehnsucht ..... 73
Schirach, Baldur von: Meiner Mutter ..... 136
— Der Tote ..... 319
Schlieffen, Alfred, Graf von: Die Soldatenfamilie ..... 145
Aus „Soldatenbrevier“ (Tieck-Verlag, Wien)
Schlösser, Rainer: Bitte ..... 258
Schloß, Lex: Ahnen ..... 315
— Wir sind ein Leib ..... 319
Schmückle, Georg: Lieb' um Leid ..... 178
— Stille Nacht ..... 334
Aus „Gesammelte Werke“ (Hohenstaufen-Verlag, Stuttgart)
Scholz, Hugo: Einberufung ..... 85
Scholz, Wilhelm von: Der gute Stern ..... 320
Aus „Die Gefährten“ (P. List Verlag, Leipzig)
Schumann, Gerhard: Den Ausziehenden ..... 273
— Gebet des Soldaten ..... 288
Aus „Bewährung“ (Albert Langen/Georg Müller, München)
Schütt, Bodo: Herz in der Zeit ..... 284
Seidel, Ina: Als ich jung war ..... 174
— Der Mutter Einkehr zu sich selbst ..... 132
— Der Pflüger ..... 92
Aus „Gesammelte Gedichte“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)
Simon, Martin: Vaterland ..... 273
Springenschmid, Karl: Urlaub — nach vorn! ..... 316
Steguweit, Heinz: Nachbars Regine ..... 15
Strauß und Torney, Lulu von: Licht! Licht! ..... 344
Aus „Reif steht die Saat“ (Eugen Diederichs, Jena)
Strobl, Karl Hans: Dem hartnäckigen Bauern ..... 300
Tumler, Franz: Brief an einen Freund im Felde ..... 288
Uhland, Ludwig: Der gute Kamerad ..... 155
Vogelweide, Walther von der: Frühling und Frauen ..... 119
Waggerl, Dita: Herbstnacht ..... 292
— Lied ..... 105
Wegener, Helmut O.: Gesicht der Arbeit ..... 124

Weinheber, Josef: Bauer ..... 130
— Juli ..... 178
Aus „O Mensch gib acht" (Albert Langen/Georg Müller, München)
Wöhrle, Oskar: Ausmarsch ..... 257
Zieſel, Kurt: Die Stimme ..... 280
Zillich, Heinrich: Im Lazarettzug ..... 144
— Die goldene Tapferkeitsmedaille ..... 137

Die Original-Holzschnitte dieses Buches sind unmittelbar bei Prof. Ernst von Dombrowski, München, Luisenstraße 37, erhältlich

---

Zum Grundstock jeder Heimbücherei gehören:

# Ewiges Deutschland

Jahresband 1939 — Ln. 3,— RM
Jahresband 1940 — Ln. 3,— RM

*Jeder Band umfaßt 352 Seiten und enthält völlig neue Beiträge*

Das gute, wertvolle deutsche Hausbuch ist mit dem Werk „Ewiges Deutschland" dem deutschen Volke und der deutschen Familie geschenkt worden. Nun liegen schon drei stattliche Bände vor, die einen ausgezeichneten Querschnitt durch das beste deutsche Schrifttum vieler Jahrhunderte geben und damit zugleich mit edelsten Urkunden einen tiefen Einblick in deutsche Volksgeschichte und Volkskultur gewähren. Hier lebt und wirkt das deutsche Volksgut schlechthin in aller Mannigfaltigkeit, wie sie die deutschen Volksstämme verkörpern, in einem schier unerschöpflichen Reichtum, der die unfaßbare Tiefe und Fülle deutschen Dichtens und Denkens offenbart. Unser ganzes bewegtes Schicksal im Auf und Ab der Jahrhunderte zwischen Meer und Alpen wird im „Hausbuch Ewiges Deutschland" sichtbar und greifbar. Wer durch den Jahresband 1941 sich beglückt fühlt, wird auch die beiden ersten in sich abgeschlossenen Bände 1939 und 1940 besitzen wollen, um damit seiner Heimbücherei einen würdigen und beständigen Grundstock zu geben.

*Beide Bände sind durch die Buchhandlungen zu beziehen*

Verlag Georg Westermann Braunschweig

EDITH MIKELEITIS

# Die Königin

ROMAN / IN LEINEN 5,80 RM

Über die Königin Luise von Preußen ist ein Schleier aus Verehrung und Verleumdung gebreitet, der ihre wahre Gestalt verhüllt. Während die einen in ihr nichts anderes sehen wollen als ein völlig unirdisches, niemals irrendes und niemals schwaches Wesen, mißbrauchen die anderen ihre Phantasie, um aus der Königin ein leichtsinniges, vielen oberflächlichen Liebesbeziehungen zugeneigtes Weib zu machen, dem nur die Verquickung mit der unglücklichen Geschichte Preußens Züge von Größe verlieh.

Aber in Wahrheit konnte die Königin weder das eine noch das andere gewesen sein, denn ihre weithin strahlende Kraft, die von ihrem Dasein auf ihre nächste und entfernte Umgebung ausging, ihre weitschauende Vaterlandsliebe konnten nur aus einem großen glühenden Herzen und aus einer allem menschlichen Erleben offenen Natur kommen. Die Königin als die Mutter des ersten deutschen Kaisers und als Frau eines preußischen Königs, in dem das Preußentum schon versteift und verkrustet war, spürte das Heraufdämmern des Reiches auch in den tiefsten Verfallszeiten mit solcher Stärke, daß sie zum eigentlichen Gegenpol Napoleons wurde, weil sich die aufbauenden und heilenden Kräfte um sie als um die Verkörperung reinsten, echten deutschen Wesentums sammelten.

Diese hohe leuchtende Erscheinung der Königin entwickelt Edith Mikeleitis mit der schon an ihren früheren Romanen und Novellen gerühmten Überzeugungskraft, als deren äußere Mittel Form und Sprache den Roman zum Rang einer nicht alltäglichen Dichtung erheben. Lebendiger und näher denn je zuvor ergreift uns Heutige das so gestaltete, so erfüllte Abbild und Inbild der Königin, weil ihres Glaubens Inhalt, Deutschland, das Reich des lebendigen Geistes und der Seelenkraft aus völkischem Bewußtsein, endlich zur Gestaltwerdung sich aufrafft und seine Weltaufgabe begreift.

VERLAG GEORG WESTERMANN BRAUNSCHWEIG